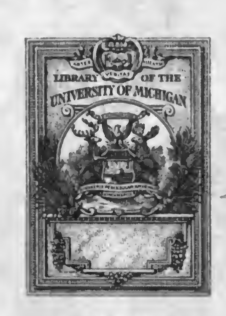
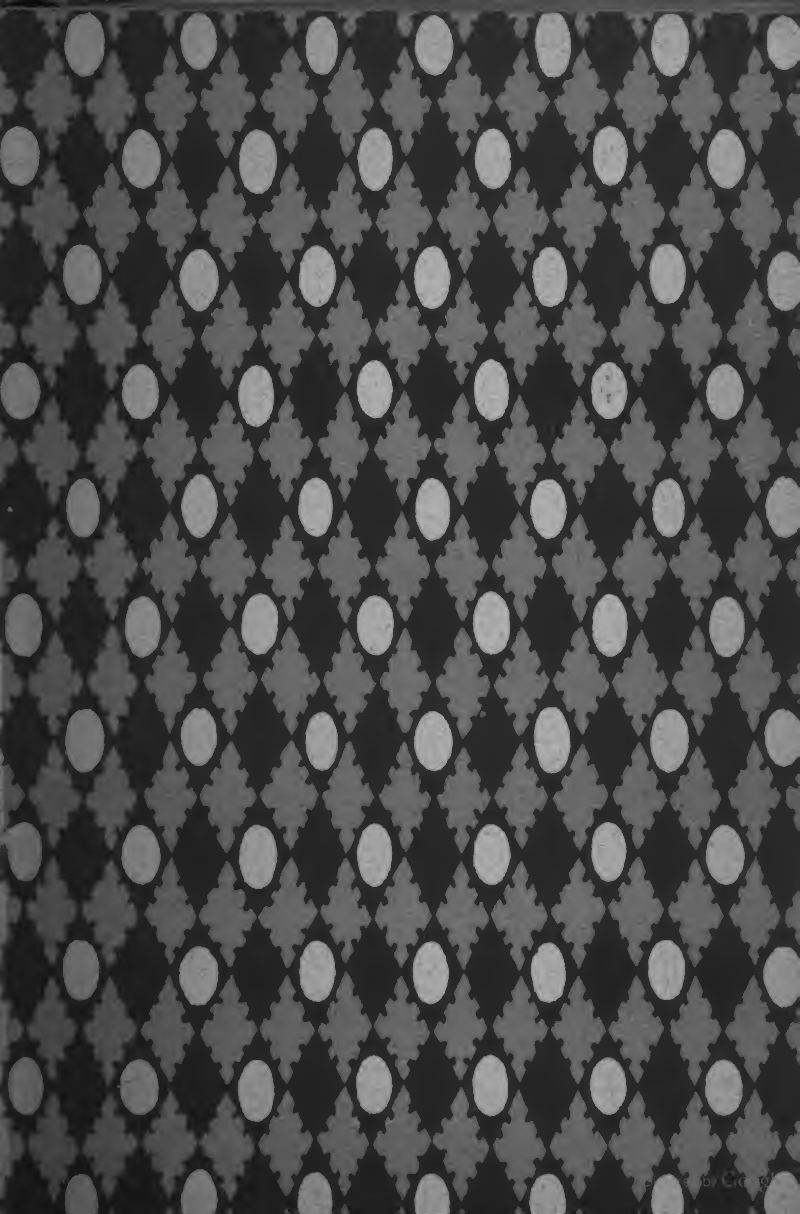
Offenbarungen des Wachholderb...

Bruno Wille

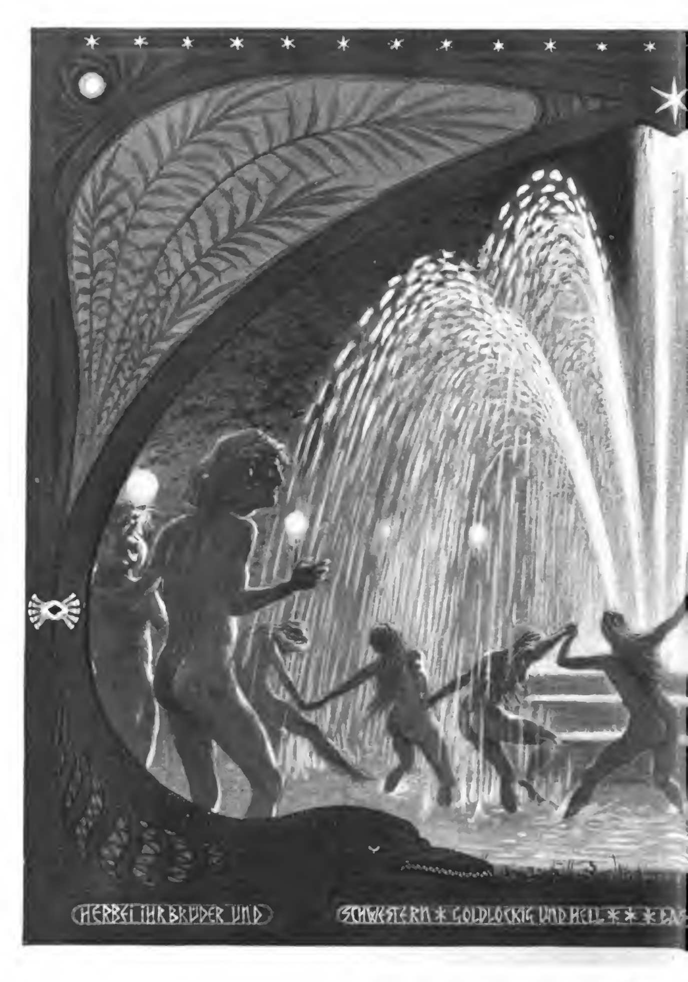

LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN





Bruno Wille

Wacholderbaum



Am strahlenden Quell. Nach



er Originalzeichnung von Fidus

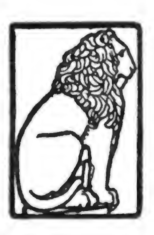
Bruno Wille

Offenbarungen des Wacholderbaums

Roman eines Allsehers

3. Auflage (4. und 5. Tausend)

Erster Band



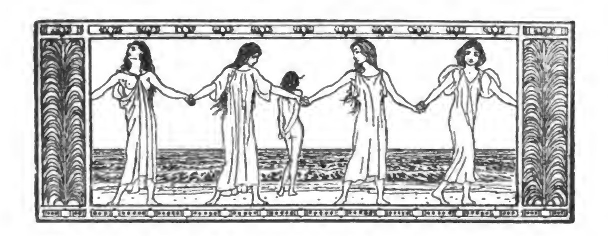
Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1907

Den
Buchschmuck
zeichnete
Fidus
Gedruckt
in der
Spamerschen
Buchdruckerei
Leipzig



Erstes Buch

Es war einmal



Vermächtnis

Hahnenschrei. Und auf einmal entläßt mich die selige Insel. Ich sinke zur Tiefe, von Luftgeistern schaukelnd getragen. Ein leichter Ruck, und ich liege in meinem Bette, fühle den alten Schmerz, wie er den knöchernen Arm mir um die Hüften zwängt — bin wieder der hilflose Patient.

Die Augen schlag ich auf. Graues Dämmern fließt zum Fenster herein. Droben in violetter Ferne schwimmt meine Insel, flimmernd, wehmütig lächelnd — der Morgenstern.

Hahnenschrei, auf und nieder das Dorf, gellend in der Nähe, dann verschollen. Wie Stammeln klingt es, wie Ahnen, das keine Sprache findet. „Geh, geh!“ möcht es wohl sagen — „'s ist Zeit! Ade, ade!“ Die Augen werden mir feucht. Eine Andacht durchschauert mich, feierliche Trauer, und doch selig.

Ja, Zeit! Gehn muß ich, Ade sagen! Nicht oft mehr wird die Insel droben mich entlassen. Ich verstehe ihr Blinzeln und Winken. Nur auf Urlaub bin ich hienieden. Ordnen soll ich mein Vermächtnis. Und dann...

Dein Wille geschehe! Wohlan denn! Hier mein Vermächtnis: die Geschichte meiner Entdeckungsreise zum

Höchsten, meine divina commedia. Getreulich soll sie schildern, wie ich einst mich forttreiben ließ vom öden Strand, wie dann aus grauer Ferne ein sonnig Eiland tauchte. Ich hielt es anfangs für ein Luftgespenst. Doch wie ich näher kam, ward offenbar: ja, diese Wipfel rauschen, diese Vögel singen, diese Blumen duften.

Vor mir liegen nun die Blätter, denen ich mein Schauen während der Fahrt flüchtig anvertraute. Sie müssen bearbeitet werden, ergänzt und verbunden. Zu diesem Ziele laß mich deine Feder lenken, Freund Oswald! Nach meinen Tagebuchnotizen möcht ich dir diktieren, was ich in diesen letzten acht Monaten erlebt. Vielleicht daß du es nacherlebst in deinem Geiste. Vielleicht daß meiner Fahrt Triumphe schließlich bekehren deinen Zweifelsinn.

Solltest du aber noch immer den klugen Kopf schütteln, auch dann will ich getrost sein. Weiß ich doch, auf unzähligen Pfaden pilgern zur Höhe all die verschiedenen Heilsucher. Die Zeit ist eben noch nicht gekommen, wo wir zwei Gegentöne uns finden in der allumfassenden Harmonie.

Wir zwei Gegentöne? Das Wort klingt zu schroff, wenn ich bedenke, was wir einander waren und sind. Ein gemeinsamer Lebensreigen hat innig uns verknüpft, eine gleiche Reigenseele, eine Identität. Ich bin du, und du bist ich — das soll nie vergessen sein. Wir waren einander stets so treu, wie wir selbständig blieben — das schönste Freundeslob! Dank dir, prächtiger Oswald!

Und du, mein süßes Marleneken! Lieblichster Gruß,

mit dem die alte Welt mir Abschied winkt! Dein Kindersinn begreift noch nicht, was ich von Neuland hier berichte. Doch bist du erst erwachsen, mag dir aus dieser Geschichte mein Bild erstehen und mein Tatenleib. Mit reifem Herzen erwidre dann die Liebe dessen, dem du ein Engel der Sühne warst und ein Wecker seliger Hingabe. Sollte dir gar ein starker Geist beschieden sein, dann findest du in meinem Vermächtnis mehr als bloße Persönlichkeit. Dann gesellst du dich wohl zu denen, die, müde der alten Welt, zu Ruder und Segel greifen, meinen Pfaden zu folgen.

Auch ihnen, den Müden, gilt mein Vermächtnis. Ich hinterlasse es allem Volke. Mag es dieser, mag es jener finden, mag der eine gleichgültig, der andere mit Unverstand, der dritte mit Spott und Gehässigkeit lesen, — was tut's? Aus Reigentänzen besteht alles Dasein — und so wird sich schon einstellen, wen die Wahlverwandtschaft zum Genossen meines Reigens bestimmt. Jeder Zufall ist ja heimliche Ordnung. Und wenn ich meine Papiere in eine Flasche tue und die Flasche ins Meer werfe, wird sie doch schließlich einem vor die Füße treiben, der ihrer frohen Botschaft sein Herz erschließt.

Ein Grübler ist es vielleicht, dessen Stirn sich verdüsterte, weil die durchforschten Bücher nur von Knechten der Notdurft berichteten und von zerstörten Illusionen. Nun deucht ihn grau in grau die ganze Welt. Auf einmal aber spült eine Welle die Flasche auf den Sand, er liest mein Vermächtnis — Fernsichten erblühen.

Oder ein verzweifelter Beter steht am Strande. Seinen Kinderglauben hat die kluge Zeit zerstört. Als Vogelscheuche entpuppte sich der angebetete Götze. Nach neuer Andacht schmachtet nun das leere Herz. — Hier hast du neue Andacht, leeres Herz! Versuche, ob sie sich bewährt als Heil!

Das Eiland, von dem ich berichte, hielt nicht immer sich versteckt. Manchmal erschien es mondbeglänzt einem Dichter, einem Maler. Doch da sprach der nüchterne Tag: „Es war ein Traum!" Und die Leute meinten: „Unsinn!" Das sagten sie freilich nicht laut; denn es gehörte zum guten Ton, schöne Träume wohlgefällig zu dulden. Schließlich dachte der Künstler kaum anders als die Leute: Selbstbetrug war ihm die selige Insel; von ihr zu schwärmen, hatte nur den Zweck, daß Bravo geklatscht werde, wenn das Aug' in holdem Wahnwitz rollt. Und doch, eine dumpfe Unzufriedenheit bedrückte das Künstlerherz. Wie gern hätt' es seiner Poesie geglaubt! Aber es fand keinen Glauben — weder in den Tempeln, noch in den Hallen der Weltweisheit. Ohne Andacht seine Kunst. Nichts Höheres wußte sie über sich. Alles Geistesleben der Erde ein Rausch, der früher oder später verflackert und zersprüht in schwarze, sinnlose Vernichtung. Das allerhöchste, ewige Kunstwerk, als dessen Glied sich fühlen soll all unser Können, entfaltete seine Herrlichkeit Tag und Nacht, ließ leuchten, tanzen, klingen seine Harmonien; doch die Dichter und Musiker, die Maler und Meißler der andachtlosen Kunst hatten verschlossene Sinne, und so nahmen sie nichts vom Allerhöchsten in ihre Werke auf.

Da steht auch ein Pilatus und starrt aufs Meer hinaus mit trübem Lächeln. Was ist Wahrheit? Muß nicht die Wahrheit einig sein? Was aber tun all diese Weisen, von denen ein jeder sich rühmt, die Wahrheit zu besitzen? Der Forscher zuckt verächtlich die Achsel über den Priester. Der bäumt sich dagegen wie eine Schlange und zischt: „Frevel dein Wissen; es sei verflucht!“ Zum Gedichte neigt sich nun der Forscher lächelnd: „Hübsch — doch leider gelogen!“ Der Poet erwidert: „Und deine Wissenschaft? Korrekt mag sie sein, aber ich finde sie geschmacklos!“ — Was ist nun Wahrheit? Wo erblüht jenes einige Schauen, das zugleich Wissenschaft ist, Andacht und Schönheit? — Wenn so Pilatus seufzt, soll eine Welle die Flasche auf den Sand spülen.

Da liegt sie nun und harrt aller Bedürftigen.

Und eine zitternde Seele kommt noch herbei. Die muß auch bedürftig sein; denn sie zittert. Von einem Sarge kommt sie, der ihr Liebstes nahm. An eine Knochengestalt glaubt sie, an die vernichtende Hippe. „Aus wird es einmal sein mit allem, was da lebt. Gemäht werden Leiber und Sterne wie Wiesenblümchen.“ Doch die Flasche antwortet der zitternden Seele: „Sieh dir genauer an, wovor du zagst! Die Knochengestalt — ei, das ist ja ein Fährmann, die Hippe sein Ruder, der Sarg ein Kahn. Zum Eiland geht die Fahrt, das dort verheißend lächelt. Jung sollst du drüben werden, neu, verklärt. Tod ist Geburt. Davon zeugen diese Blätter. Zum Trost hat sie verfaßt, der dir voran hinüberging — Merlin, der glückliche Seefahrer.“

Hahnenschrei

Hahnenschrei. Wie sachter Nebelregen
Rieselt Morgendämmern bleich vom Himmel.
Baum und Giebel grau und geisterhaft . . .
Hahnenschrei im Dorfe hin und wieder —
Traumhaft Lallen einer Tagesahnung,
Die der Erde stummen Schlaf durchschauert.

Horch, Einsiedel! Deine schwere Wacht
Geht zu Ende. Von der übernächtig
Müden Stirne streife starre Sorgen,
Streife deiner Sehnsucht rastlos Grübeln.
Nur getrost! Die große Frühlingskraft,
Die geheimnisvoll der Erde Busen,
Wurzel, Knospentrieb und Menschenherzen
Schöpferisch durchbebt — sie pulset weiter,
Braucht dein Sorgen nicht. Sie pulset weiter,
Wenn dein Wächteraug' auch bricht, und dunkle
Todesflut den morschen Leib umspült.
Ruhst du ewig doch im Mutterschoße;
Da wird Todesflut zum Jugendborn.

Hahnenschrei. Nun auf, Einsiedel! Lisch
Endlich kummervoller Menschenliebe
Fackel — die so düster dir zu Häupten
Schwelte diese lange bange Nacht.

Laß an sanfter Ruhe treuen Busen
Deine aufgelösten Sinne sinken!
Kühl und duftig um dein Lager wallen
Fliederzweige . . . Matter Hahnenschrei —
Letzter Scheidegruß von jenem dunkeln
Ufer, das die Seele wie ertrinkend,
Doch so gern verlor . . . Ade — ade!

Einmal taucht sie noch empor. Und zwischen
Schlaf und Wachen träumend, hört sie leises
Lerchenzwitschern . . . Vöglein, lieber Herold!
Spürst du droben frischen Lebensodem?
Neugebornes Licht, das aus der Nacht
Rosenüppig blüht? Ja, Todesflut
Ward zum Jugendborn! Und gläubig lächelnd
Sinkt die Seele zum ersehnten Sterben
In die dunkle Flut . . . Wie süß — wie süß!





Heimkehr

Still war's, erquickend still. Wie ich lauschte, vernahm ich nur den Pendelschlag der alten Schloßuhr, ein ruheloses Tick-tack. Dann vor dem Fenster sachtes Rauschen — Vorfrühlings Odem, der durch die Kiefern strich. Und nun wieder Stille, lautlose Stille. Es umwehte mich wie heimlicher Flügelschlag — hin gab ich mich erschauernd. Süßes Ruhen unter lang gemiedenem heimischen Dache — Sinnen — Wachen — ob auch Hähne fernher zum Schlummer mahnen.

Horch! War das nicht derselbe Hahnenschrei, dem ich dereinst gelauscht vor dreißig Jahren? — Drüben war's im braunen Zimmer. Da stand mein Bettchen mit den gegitterten Wänden. Das matte Nachtlicht knisterte — ein schattenhaftes Gaukeln droben an der grauen Fläche —, bis sie sich auftat, die Kammerdecke, und ich hinschwebte in die erschlossene bunte Traumwelt.

Ja damals! Neben meinem Bette ging ein Atmen, so beruhigend. Die Mutter lag da. Und wenn ein garstiger Traum mich drückte, neigte sie tröstend sich

über mich und schüttelte mein Deckbettchen zurecht. Blinzeln sah ich dann das blasse Gesicht, die schwärmerischen dunklen Augen unter dem rotgoldenen Haar; und ich lauschte der Stimme, die wie ein weiches wehmütiges Volkslied klang. O sanfte Seele! Wärest du länger mein gewesen, nicht so einsam und rauh hätte mein Pfad sich gestaltet, nicht so schroff und düster mein Sinn.

Seit man in den Sarg dich tat, kamen die Tage grau und öde wie Novemberwetter. Ich war verwaist. Denn der Vater — was war der mir! Ich ein Träumer, der sich nach dem Schwärmerischen sehnte und nach Zärtlichkeit schmachtete. Er nüchterner Verstand, kalte Pflichterfüllung, herrische Willenskraft. Und ich war ja auch sein Stiefsohn.

So gingen wir nebeneinander her, jeder den eignen Weg. Tag für Tag fuhr er über Land, von Krankenbett zu Krankenbett. Und wenn abends sein Wagen über den Kies des Schloßweges knirschte, fand ich keine Jubelstimmung. Hatte ja nichts zu erwarten, als einen kühlen Gruß, einen scharfen Blick aus den grauen Augen und die fast militärische Frage, was ich getrieben. Wohl riß seine hohe Männlichkeit mich zu stiller Bewunderung hin, und zuweilen suchte ich schmeichelnd ihm zu nahen. Wenn er dann aber so gezwungen lächelte oder zerstreut mich anblickte, auf der Stirn die ewige Sorge für seine Patienten, so fühlte meine Zärtlichkeit sich gelähmt, zurückgestoßen, gekränkt. Wortkarg, mechanisch, ohne Behagen verlief das Abendessen. Dann grübelte er über seinen Fach-

schriften, und ich suchte Vergessen im Rausch meiner Märchen- und Abenteuerbücher.

Noch fremder wurden wir einander in den Jahren, da ich in der Stadt als Gymnasiast weilte. Das kasernenartige Pensionat, die rauhen Erzieher, die wenig liebenswürdigen Mitschüler scheuchten mein Gemüt in den heimlichsten Versteck. Ich begann mein Dasein verständig zu betrachten und mit den Ellenbogen mir Raum zu schaffen. Mein Verhältnis zum Vater wurde ein rein wirtschaftliches. Lieben konnte ich ihn um so weniger, als seine Strenge sich immer rücksichtsloser gegen meine Eigenart wandte.

Als Student machte ich ziemlich flüchtige Besuche auf Krampendorf. Besonders unleidlich war mir der stete Mißmut des Vaters, der es mir geradezu übelnahm, daß ich nicht Mediziner geworden war. Nur einmal brachte ich die großen Ferien im Schlosse zu. Mit Oswald war ich gekommen, der Vaters Assistent werden sollte. Oswalds reicher Geist gab meinem philosophischen Drange starke Anregung. Wenn ich bei Tage am See geweilt oder die Forsten durchstreift und die großen, ernsten Stimmungen dieser märkischen Landschaft eingesogen hatte, so folgten Abendgespräche, die wieder eine andere Seite meines Wesens, das Verlangen nach begrifflicher Klarheit und Harmonie, belebten.

Und dann kam Maria. Ein wilder Durst nach Seligkeit entbrannte in meiner Seele. Und ich hielt die entzückende Gestalt in meinen Armen . . . O Nächte, deren süße Heimlichkeit diese düsteren Hallen verwandelte in ein köstliches Märchenschloß! O Liebes-

träumerei, die über See und Heide so rührende Verklärung goß! Maria!

Auch das liegt nun hinter mir, unwiederbringlich. Und wenn in stiller Stunde meine Seele weint, und aus dem öden Grau sich hebt Marias Antlitz, — o, dann muß ich oft zusammenzucken wie unter einem Dolchstich. Dumpf raunt es dann in mir: „Du, du bist schuld, daß du sie verlorst!“ — O Maria! Ist das wahr? Sage doch nein! Hab ich dich nicht umfangen, dich nimmer lassen wollen? Du aber bist entwichen, auf einmal warst du fort, ich wußte nicht wohin. Und seitdem bliebst du verschollen. Ich habe geforscht, doch fand ich keine Spur von dir.

Warum hast du mir das getan? Warum denn?

O, ich fühle freilich, wie eine Scham die Augen mir senkt vor solcher Frage. Ahne ja die Antwort. Du spürtest wohl, wie ich heimlich zurückbebte vor dem Kampf um dich, vor dem Kampf mit meinem Vater. Bei ihm anhalten um deine Hand? Er, der stolze, strenge Mann! Ich, der abhängige Student! Du, ein armes Mädchen, des Verwalters verwaiste Nichte! Ich wagte es nicht! — Ja, das hast du durchschaut, Maria — hast meine Feigheit gewittert. Und zu stolz, ein Opfer mir zuzumuten, dem ich mich nicht gewachsen fühlte, bist du gegangen.

Und jetzt, nach Jahren, wird mir alles klar, und ich muß zu mir sprechen: Schwächling! Hätt' ich damals den Mut gefunden, vor den Vater hinzutreten: „Maria ist mein Weib,“ — wohl hätt' ich ringen müssen, doch ich wäre durchgedrungen. Diese Liebe hätte mir

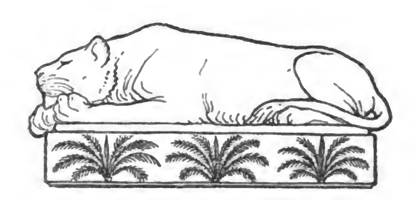
Kraft verliehen. Und jetzt, da der strenge Mann drüben in der Erdgruft ruht, jetzt wär ich als Erbe von Krampendorf hier eingezogen — wie es heute geschah —, nur ohne diesen Gram! Hier läge dann kein einsamer Grübler, der die Hälfte seines Lebensglückes vermißt und die Hälfte seiner Kraft.

Entsagen? Ich muß wohl! Dunkle Welt mit deinen unermeßlichen Tiefen und Weiten! Hast du nicht einen versteckten Winkel irgendwo hinter den Sternen, wo meine Seele gesunden kann von dieser öden Lähmung? Gibt es denn in der Ewigkeit kein, kein Wiederfinden? Ach wozu ist sie dann so lang, die Ewigkeit? Wozu die Milchstraße so zahllos besät mit Welten? Wozu ohne Grenzen der Raum, wenn es nicht im Äthermeer ein Eiland gibt, wo sich gutmachen läßt, was man versäumt und was man verschuldet?

Wo bleibt die Antwort? Wo? — Starr liegt mein Denken, finster, stumm die Welt. Im Hofe die Uhr hör ich wieder ticken, diesmal in banger Unrast. Und horch, nun prasselt Regen an die Scheiben, es brausen die Kiefern, im Parke ächzen die kahlen Ulmen.

Ja schüttle sie, wogender Märzenwind! Keine Weichlinge laß sie werden! Durchflute mit Jugendkraft diese Wälder und Heiden der Heimat! Morgen will ich rudern über den See, schweifen durch braunes Erikagestrüpp und raunende Forste. Trost suchen und Rüstigkeit am öden Waldmoor, wo das dürre Schilf flüstert und rauscht . . .

Vielleicht gelingt es diesem Flüstern und Rauschen noch einmal, in die andere Welt mich zu entrücken — in die holde Welt des Wunders, die einst den Knaben aus allen Waldwinkeln anschaute mit geheimen Augen. Ach, erwachsen ist der Knabe, klug geworden — das Märchen findet er nicht mehr. Wie jenem Hirten geht es ihm, der als Kind bei den Nixen des Sees weilte und dann zur Menschenwelt ins Dorf zurückkehrte. Nicht vergessen konnt er die drei Mädchen im Zauberschlosse. Nun aber war er ans Ufer gebannt und sah nur drei Enten manchmal daherschwimmen und freundlich nicken. Träumend starrte er auf den See — bis sein Augenlicht erlosch, und er niedertauchte in eine Flut, die noch tiefer war und geheimnisvoller als der Nixensee.



Vorahnung

Was man in der ersten Nacht an einem neuen Aufenthaltsorte träumt, soll prophetische Bedeutung haben. Dieser Volksglaube hat wohl einen gediegenen Kern. Gibt es doch Träume, die unserer tiefsten Eigenart entstammen und unser geheimstes Sinnen ausdrücken. Einen Spiegel halten sie uns vor, in dessen sinnbildlichen Gestalten wir uns selbst erkennen dürfen. Uns selbst — das heißt unser Schicksal. Denn unser Schicksal entwickelt sich aus unserer Individualität — ebenso wie umgekehrt unsere Individualität als Leistung unseres Schicksals aufgefaßt werden darf. Prophezeien heißt: in der Anlage die künftige Entwickelung, in der Individualität das folgerichtige Schicksal erkennen.

Hab ich nun prophetisch geträumt? Lächelnd schüttele ich den Kopf. Etwas Wunderliches, Komisches hat dieser Traum. Und doch ergreift mich seine feierliche Schönheit und Stimmungstiefe. Einen Blick eröffnet er ins Weben der zartesten Sehnsucht, zum Wurzelboden, wo all mein Tun und Treiben sprießt.

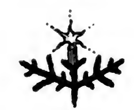
Beim Einschlafen war es mir vorgekommen, als stöbere Schnee hernieder und bedecke mich dicht. Wie eine Frühlingspflanze kam ich mir dabei vor. Frösteln durchschauerte meine Glieder, süße Müdigkeit lullte mich ein, und wie Wiegenlied sang es mit verschleierter Stimme:

„Märzenschnee, Märzenschnee!
Sei nicht zage, grünender Klee!
Schlaf noch ein Weilchen, verschlafe dein Weh,
Träume vom sonnigen Maien!“

Dann verlor sich der Gesang, wirr und dunkel wurde es vor meinen Augen — ich schlief fest.

Auf einmal war es, als erwache ich. Lichtlein blühten aus der Nacht — Tannenduft — Kinder sangen:

„Uns ist ein Reis entsprungen
Aus einer Wurzel zart,
Davon die Alten sungen;
Von Jesse kam die Art —
Und hat ein Blümlein bracht
Mitten im kalten Winter
Wohl zu der halben Nacht.“



Eine Gabe war mir beschert; ich hielt sie in den Händen und betrachtete sie mit Rührung. Ein Holzschnitt war's, umrahmt von einem Gedicht in altertümlicher Schrift. Ach, beim Erwachen zerflatterte das tiefsinnige Kunstwerk, so daß ich nur ein Bruchstück davon erhaschte. Hier ist es. Ludwig Richter konnte das gemacht haben.

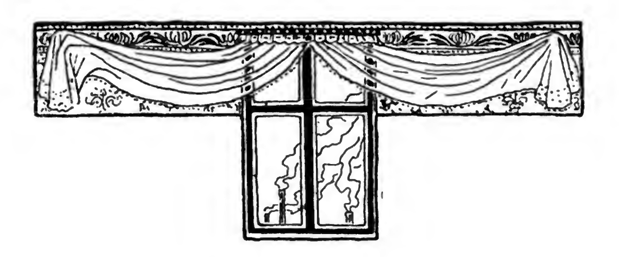
Eine Klause im Walde, von kindlicher Schlichtheit. Alles dick verschneit. Durch die Nacht flimmert ein Stern. Zum Fenster herein weht der Schnee auf Bank und Boden. Er bepudert Kutte und Haar dem greisen Klausner, der vor dem Tische kniet, das Gesicht zwischen die aufgestützten Arme gelegt, die Fin-

ger wie erstarrt in der Versunkenheit des Gebetes. Vor ihm, ebenfalls beschneit, ein Wacholderbäumchen, mit brennenden Wachslichtlein besteckt wie eine Weihnachtstanne.

Die Worte, die in geheimnisvollen Schnörkeln das Bild umgaben, las ich laut im Traume, bis Rührung mir die Stimme erstickte. Ich habe sie vergessen bis auf die paar Verse, über deren Wunderlichkeit ich jetzt lächle, während sie mir im Traume feierlich-schön vorkamen:

Wenn durch die Nacht in heißen Träumen
Die losgelassenen Pferde schäumen, —
O Weihnachtsvater Peter Knute,
Bescher' uns fromm die Seelenrute!





Aschenbrödel Poesie

Und nun der helle, nüchterne Tag. „Laß die Träumerei!“ sprach sein Blick. „Sei tätig!“ Doch ich fühlte mich unschlüssig — hatte ja keinen Beruf. Die zum Schlosse gehörigen Ländereien waren verpachtet — auch hätt' ich nicht Landwirt werden mögen — und die Verwaltung von Schloß und Park hatte die Gärtnerfamilie übernommen.

Als ich ans Fenster trat, blinkte lustig der gute alte Krampensee — die besonnten Kiefern winkten — drüben die blauen Waldhügel lächelten mit ihrer wehmütigen Anmut —, nicht widerstehen konnt' ich und beschloß, vor dem Frühstück eine kleine Kahnfahrt zu machen. Bald stand ich im Park am Seeufer, wo der Landungssteg durch dürres Schilf hinausführt. Der angekettete Kahn wiegte sich auf dem blaugrünen Gewoge, das von goldenen Funken sprühte. Strahlenselig die Sonne, wolkenlos die Himmelsweite, frisch der Morgenwind. In der Luft flatterten Träume von Himmelschlüsseln, blühendem Schlehdorn und gelben Faltern. Die Hügel drüben ein duftiges Violett, wie Osterveilchen.

Ich löste die Kette, sprang in den Kahn und ruderte mit kräftigen Schlägen hinaus in die See, den Hügeln zu. Die Fahrt weitete mir die Brust und spannte meine Kraft. Drüben legte ich den Kahn an einer Weidenwurzel fest und stieg zwischen Kieferschonungen den höchsten Hügel hinan.

Auf dem Kamme düster-struppiges Heidekraut — zwischen vergilbtem Rasen hier und da junges Grün, schüchterne Gänseblümchen. Der Wind sauste in den Kiefern. Zwischen ihnen tat sich die Aussicht auf. Hingehauchte Farben, stofflos die Gebilde, wie ein Traum. Weithin dehnte sich der Kiefernforst, hochstämmig, manchmal unterbrochen von Schonungen. Durch die dunkelgrünen Massen wanden sich die Seen, bläuliche Spiegel mit einigen weißen Segeln, deren Wölbung die Sonne vergoldete. Weit drüben, wo Wasser und Wald ineinander verschwammen, wogten hellblaue Hügel in den gelblichen Dunst des Morgenhimmels hinein.

Ich blickte rückwärts nach der Krampendorfer Seite. Da lag das liebe Dorf mit dem weißgetünchten Kirchturm — und wie ein treues altes Wesen schien mich das graue Schloß mit seinen Fensteraugen zu verfolgen. Die beiden Türme an den Flanken und der Park mit den stattlichen Bäumen und düsteren Eibengebüschen verliehen ihm eine ehrwürdige Romantik.

Auf einmal bemerkte ich eine Gestalt auf dem Balkon des Speisezimmers. Das mußte Oswald sein — ja, er war's. Er trat in das Zimmer und schloß die

Tür. Sollte er vielleicht auf mich warten? Da mußt' ich schleunigst zurück. Übrigens meldete sich auch schon der Hunger. Ich ging also mit großen Schritten den Hügel hinab zum Kahn, sprang hinein und ruderte hurtig nach Hause.

Oswald war nicht im Speisezimmer. Ich sah mich um. Der alte schmucklose Raum mit dem dreifach geteilten Spiegel zwischen den Fenstern, dem eichenen Speiseschrank, den Bildern meiner Eltern und Großeltern. Die blauen Augen der blassen schönen Frau mit dem goldigroten Haar blickten sanft auf mich nieder. Kam sie mir auch nicht mehr so erhaben vor, wie in meiner Kindheit — eher hilfsbedürftig — so sprach doch immer noch das liebe Gesicht: „Hier bist du zu Hause, mein Kind!"

Ich nahm am weißgedeckten Tische Platz. Tassen und Teller, Brot und Butter. Ein Glas mit einer Milchneige . . . Natürlich! Oswald hatte in aller Herrgottsfrühe sein nüchternes Mahl genommen — noch immer der reine Vernunftmensch!

Kaum hatte ich am elektrischen Klingelzuge gedrückt, um die Bedienung zu rufen, so trat Oswald aus dem Bibliothekzimmer, strahlend in seiner heiteren Frische. Im Tageslichte sah er noch jugendfrischer aus. Freilich das semmelblonde Haar über den feinen, etwas nervösen Schläfen war gelichtet, und die klugen blauen Augen schienen tiefer in ihre Höhlen gesunken zu sein — was ihn reifer, ernster, fester machte.

Er schüttelte mir herzlich die Hand, sah mich mit dem durchdringenden Blicke des Arztes an und nahm

Platz — offenbar, um mir Gesellschaft zu leisten. „Gut geschlafen, alter Junge?"

„Danke, lieber Oswald! Aber höre mal — so gern ich dich bei mir habe — meine Unpünktlichkeit soll dich nicht in deiner Tagesregel stören."

Er lächelte. „Ei, glaubst du etwa, ich komme aus Galanterie? Es macht mir Spaß! Habe dich ja lange nicht gehabt, Junge."

„Brav, Oswald! Bist der alte liebe Kerl! Aber, nicht wahr? Freiheit über alles! Wir wollen ganz ungezwungen — unsere eigenen Wege gehen. Führen sie zusammen, — um so besser!"

„Natürlich! Und eben wollt' ich fragen, ob sie zufällig zusammen führen. Was gedenkst du heute zu treiben? Wenn du nichts besseres weißt, fahr' mit mir nach Schleusendorf! Patientenbesuch. Vielleicht sprichst du mal bei Herrn von Knobelsdorf vor und siehst dir die schöne Amalie an."

„Amalie? Wer ist das?"

„Seine wirklich sehr hübsche Tochter. Du als brillante Partie wirst selbstverständlich mit offenen Armen empfangen."

„Danke! Doch aufrichtig, so gern ich dich sonst begleiten möchte, für heute hab' ich eigentlich was anderes vor. Muß doch sehen, was meine Kiefern machen, und alte Freundschaft erneuen."

„Also Naturschwärmer geblieben? Recht so! Auch Poet? Machst du noch Verse?"

„Du fragst da — geradezu verblüffend. Machst du noch Verse? Rauchst du noch? Trägst du noch

immer keinen Spazierstock? Poet geblieben? Ja, glaubst du denn, mir sei Poesie so eine Art Zeitvertreib und Mode?"

„Ah, richtig, du nimmst ja das Dichten tragisch."

„Tragisch? Eigentlich hast du recht. Du berührst da . . ."

„Einen wunden Punkt, wie? Hat etwa der Philosoph in dir — wie ich das prophezeit habe — den Dichter verschlungen? Na, gräme dich nicht!"

„Mir scheint, die beiden haben sich gegenseitig verschlungen."

„Sehr gut!" lachte Oswald. „Gegenseitig verschlungen — wie jene Löwen, die voneinander nur die Schwänze übrig ließen."

„Hast verdammt recht, Oswald! Was tu ich nun mit den Stummeln — die mich verhöhnen?"

„Aber, erkläre mir! Deine Philosophie ließ sich verschlingen? Von der zarten Poesie?"

„Zart? Für mich ist Poesie ein Dämon, der die Seele ganz besitzen will."

Die klugen Augen ruhten ernst auf mir. „Nun, so werde eben ein ganzer Künstler. Jetzt kannst du's ja."

„Die äußeren Mittel hab' ich allerdings. Wenn darauf alles ankäme! Aber, siehst du, da ist wieder der andere Dämon . . ."

„Der andere Löwe? Alle Wetter! Hast du noch immer nicht deinen Schwerpunkt gefunden?"

„Den hab' ich jetzt weniger als je."

Oswald stand auf und ging nachdenklich im Zimmer umher. „Also du pendelst noch."

„Ja, ich pendle noch! Und weißt du, wer schuld daran ist? Deine Wissenschaft!"

„Meine?"

„Allerdings! Du bist ja ein eifernder Vertreter dieser — Verstandespedanterie — die keinen Sinn hat für künstlerische Weltanschauung und darin eigentlich nur liebenswürdigen Wahnsinn sieht."

„Holla, du übertreibst! Wir sind doch keine Barbaren!"

„Ach freilich, es gehört zum guten Ton, die Poesie zu dulden. Wer aber glaubt an sie? Wer glaubt dem Dichter, daß die Sonne lächelt — daß sie wirklich, nicht bloß gleichsam lächelt? Sie hat doch keine Lachmuskeln, wendet deine Wissenschaft ein. Und vor Böcklins Meerweibern tüftelt sie heraus, ein Menschenleib mit einem Fischschwanze sei anatomisch widersinnig. Und da wirft sich mein Oswald noch in die Brust: Wir sind doch keine Barbaren!"

„Für ein paar stumpfsinnige Bemerkungen darfst du nicht die exakte Wissenschaft verantwortlich machen. Übrigens, wie denkst du selber über das Lächeln der Sonne?"

„Ich sage ja, der Philosoph hat in mir den Dichter unterdrückt. Das ist es ja gerade, daß ich selber deiner Wissenschaft recht geben muß, daß ich selber nicht mehr an die Poesie glauben kann!"

„Nun also! Warum widmest du dich dann nicht ganz der siegreichen Wissenschaft?"

„Siegreich? Eine Tyrannin ist diese Art Wissenschaft! Trostlos öde sieht es unter ihrem Szepter aus.

Ich möchte ihr den Rücken kehren — mein Herz ist bei dem Aschenbrödel Poesie — ich sehne mich nach meinem Kinderglauben, dem verlorenen Paradiese."

„Nach den Göttern Griechenlands? Nach Nymphen und Dryaden, den lieben Wesen aus dem Fabelland?

Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder,
Holdes Blütenalter der Natur!

So hat schon Schiller geseufzt. Helios mit seinem goldnen Wagen paßte ihm besser, als der seelenlose Feuerball. Dann aber trocknete er die empfindsame Zähre und ergab sich seinem Immanuel Kant, demselben Philosophen der reinen Vernunft, der auch noch die Lehre vom seelenlosen Feuerball ausgestaltet hat. Mach's wie Schiller! Er hat gedichtet und war doch ein ganzer Denker!"

Ich schwieg. Friedrich brachte den Tee.

Oswald fuhr fort: „Verlange von der Wissenschaft nichts Unwürdiges! Sie ist nicht dazu da, poetischen Aberglauben zu beschönigen."

„Da haben wir's! Du hältst Poesie für Aberglauben."

„Wenn sie sich anmaßt, ein Weltbild zu geben, allerdings."

„Und mir ist unser modern-wissenschaftliches Weltbild — einfach geschmacklos!"

Ungeduldig zuckte Oswald die Achseln und ging umher, indem er sich wiederholt räusperte. Das war bei ihm ein Anzeichen von Nervosität.

Als er sah, daß ich gelassen mir Tee einschenkte und zulangte, gewann er seine Ruhe wieder und blieb vor mir stehen. „Höre mal! Kannst du denn nicht

die beiden Löwen zähmen, daß sie sich vertragen? Verschmilz deine Neigungen! Pilosophie und Kunst — das gibt Ästhetik. Die könnte dich doch eigentlich befriedigen. Ich glaube, bei deinen Anlagen brauchtest du nicht lange auf die Professur zu warten."

Ich lachte spöttisch. „Ästhetik! Den gläubigen Studenten magere Systeme predigen. Die Kunst zerfällt in Pinselkunst, Meißelkunst, Maurerkunst, Musik und Dichterei. Alle Kunst ist anschauliche Einheit in der Mannigfaltigkeit. So ungefähr — nicht wahr? Ach Oswald!"

Er setzte schweigend seine Wanderung fort. Dann meinte er trocken: „Und wie gedenkst du hinfort deine Tätigkeit zu gestalten?"

Die Frage machte mich stutzig. Mit solcher Bestimmtheit hatte ich sie mir noch nicht vorgelegt. Da spürte ich es wieder einmal, ich war Dämmerungsmensch, Oswald suchte das scharfe Licht. „Weißt du" — entgegnete ich nach einer Pause — „ich habe mich stets danach gesehnt, ein Epikuräer der Kunst sein zu können — ungestört, ein Eremit, in Schönheit zu schwelgen . . . Jetzt hab' ich die Mittel."

„Ungestört? Ich denke, die Wissenschaft stört dich?"

„Ich will den Kopf vor ihr verstecken — will mich umgeben mit berauschender Romantik . . ."

„Und ich, der öde Wissenschaftler, soll dir wohl aus der Sonne gehn?"

„Du? Ach, lieber Oswald — ich glaube, oft genug werde ich auf dein Zimmer kommen, um mit dir zu disputieren — weißt du, wie damals in Bonn

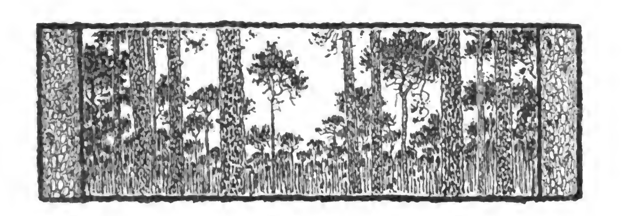
bis tief in die Nacht. Ein interessanter Kerl bist du eben doch!“

„Na, wenigstens ein Trost! Soll mich freuen, wenn du kommst. Nun aber, Vogel Strauß, stecke den Kopf in deinen romantischen Sand! Ich fahre zu meinen Patienten. Dein Vater hat mir da eine tüchtige Praxis vermacht. Guten Morgen!“

Er drückte mir die Hand und ging.

In der Tür wandte er sich noch einmal: „Apropos Patient — bist selber einer! Mach also, daß du bald gesund wirst!“





Lucidum intervallum

Durch struppige Föhren irrt' er hin,
In seinen Gram verloren.
Der lag auf grauem Antlitz
Starr, wie eingefroren.

Da rührte seine Stirne weich
Wie Kinderkuß ein Fächeln:
Er ahnte, wie noch einmal
Der Lenz ihm solle lächeln.

Er stand an Föhrenforstes Saum
Auf kargem Reste Schnee,
Zu Füßen sandigen Absturz,
Weithin den silbernen See.

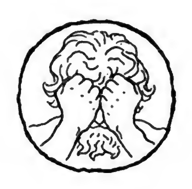
Die Mitte trug vom Winter her
Noch graue Schollenlast;
Doch ringsum Wellengezitter,
Flüssig spielender Glast.

Nun brach der Sonne blitzendes Gold
Durch flockiges Wolkengewimmel;
Im Flutenspiegel strahlte
Vertieft ein zweiter Himmel.

Die Seele schweifte über den See
Zu Hügeln, duftig blauen,
Von Osterveilchen träumend,
Von Lerchen, verjüngten Auen . .

Da ging durch dürres Uferschilf
Ein Zittern, ein Gewimmer:
„Ich bin ja abgestorben
Und grüne nimmer, nimmer!"

Verdüsternd vor die Sonne schob
Sich graue Wolkenmauer. —
Und wieder lag versunken
Die Welt in stumpfer Trauer.



Die Glocke

Die Dämmerung und den moosigen Grund des Kiefernforstes ließ ich hinter mir und schaute nun von abfallender Düne über den weiten See. Träumerisch spiegelte die Flut die erblassenden Lichter des Abendhimmels in langen Streifen — feuergelb, lila, violett ... Drüben die Hügelkette mit den Kiefern hob sich schwarz, scharfgezackt von der veilchenfarbnen Wolkenwand, durch deren Risse es glühte wie Feuerlilien. Am hohen Himmel flirrte goldiger Glanz — weiter hinauf verschwommen in mattes Blaugrün. Wie eine silberne Wasserrose auf grüner Flut erblühte schüchtern der Abendstern. Ein Klang aber bebte durch all das Leuchten — wehmütiges Mahnen an versunkene Seligkeit — die Glocke des im See versunkenen Klosters!

„Du winkst? Jawohl, ich gehe!"

Ich schrak zusammen. Das Wendenmädchen, das so herbe gesprochen hatte, dies Mädchen im weißen Festgewande, das dunkelbraune Haar mit weißen Seemummeln umkränzt — war Maria. Und ich, der Ritter im Eisenkleide, hatte abgewinkt. „Du winkst? Jawohl, ich gehe!" Verachtung sprühte ihr dunkles Auge — und so ging sie.

Das war's, wovon die Glocken raunten aus dem See. Und das Bild, das die Sage vor meinem Träumerauge wob, war so traurig schön, daß ich schwelgend mich ihm hingab.

Starr, wie aus Erz gegossen, Roß und Ritter — starr das reisige Volk hinter ihm. Manches Männer-

herz krampfte sich zusammen unter dem Harnisch, wie nun die weißgekleideten Heidenmädchen aus dem umzingelten Wendendorfe gezogen kamen, Gnade zu erflehen von den Kreuzanbetern, die ihnen soeben Väter, Brüder und Verlobte erschlagen hatten im Gemetzel beim Kloster Krampensee. Ach, es waren ja Tage gewesen, wo diese Christenkrieger mit den Wendenmädchen jauchzende Reigen schlangen. Und nicht bloß in Ritter Kotzes Brust hatte das Blümlein Liebe verstohlene Wurzeln gesenkt.

Unter schwermütigem Gesange nahte der Zug. Dann auf einmal ging die Klage in ein grelles Freudenlied über, und wilde Lockung blitzte aus den schönen Augen. Errötend neigte sich die Führerin, die wendische Fürstentochter, vor dem Ritter und sprach: „Herr! Nun kannst du mit uns machen, was du willst — mit uns und mit unserem Dorf. Aber wir bitten so recht sehr, laß leben, was du mit deinen Leuten noch nicht erschlagen hast, laß stehen unsere Hütten; es wohnen ja doch bloß Weiber, Greise und Kinder drin! Ach Herr, mach' uns doch nicht noch mehr Gram und Weh! Mach' Frieden! Seid gut, ihr Mannsleute! Seht unsere festlichen Kleider! Um euch haben wir die angezogen! Und hört unser Sommerlied! Euch soll es ermuntern zur Freude! Ach freilich fällt es uns schwer genug, lustig zu singen. Ihr habt uns ja alles genommen, habt zerstört, was wir anbeteten, und habt unsere Männer erschlagen. Aber vergessen müssen wir, was wir nicht anders machen können. Zeigen wollen wir, daß wir nun zu euch gehören. Nehmt uns gut auf,

ihr Herren! Und daß wir ein Zeichen haben und einen Weiser für unseren Bund, so laß deine Mannsleute ablegen ihre Panzer und blutigen Schwerter, und laß sie tanzen mit uns auf grüner Wiese. Du aber, edler Ritter, nimm meine Hand! Nimm sie, Gebhart! Es ist ja nicht das erstemal, daß sie sich legt in deine."

Da tat der Ritter das Helmvisier auf, blonde Locken wallten hervor, treuherzig lächelte sein Auge. Schon streckte er die Rechte dem Mädchen hin — da gebot eine harte Stimme: „Halt, Gebhart Kotze! Halt! Kreuzesritter tanzen mit Heiden nur den Tanz der Schwerter. Denk an dein Ordensgelübde, Tempelherr! Zur Tiefe laß fahren die lockende Teufelin! Bleibet fest, ihr Christen, in dem, was das heilige Kreuz dort hinten auf dem Kloster gebietet! Rottet aus die verdammte Brut, die euch fischen möchte für ihre höllischen Götzen! Macht nieder das ganze Dorf! So will es unser Vater in Rom — Gott will es!"

Der so sprach, war der Legat des Papstes — drohend ließ er seine Augen schweifen über die reisige Schar, gebieterisch die Hand erhoben.

Wohl traf ihn manch finsterer Blick; doch einige Krieger zogen die Schwerter, andere wollten nicht zurückbleiben, und rasselnd aus den Scheiden fuhr der unersättliche blitzende Stahl.

Aller Augen waren auf Ritter Gebhart Kotze gerichtet, seiner Entscheidung gewärtig. Starr saß er und bleich auf seinem Rosse — dann schloß er den Helm — wohl um die Tränen zu verbergen, die

ihm ins Auge traten. Ab winkte er dem Mädchen und sprach mit dumpfer bebender Stimme:

„Kind, meine Streiter im schwarzen Kleide
Sind keine Tänzer, kennen nicht Freude."

Wehklagend und händeringend stürzten die Wendinnen auf die Knie. Nur ihre Führerin stand stolz, das Auge starr auf den Ritter gerichtet — aus dem Weißen sprühten die dunkeln Sterne, und in bitterer Verachtung zuckten die vollen Lippen:

„Du winkst? Jawohl, ich gehe!
Doch wo ich stehe,
Soll immer in Mannesjahren
Ein treulos Herz zur Tiefe fahren."

Und beschwörend hob sie die Hände, Zauberkreise und Runen zeichnete sie in die Luft und murmelte seltsame Heidenreime.

Sieh, da ward der Himmel düster, ein Sturmwind beugte die sausenden Föhren, fahles Blitzlicht huschte über die bangen Gesichter der Männer und Mädchen, drohend polterte der Donner, und auf dem unheimlich schwarzen See schimmerten weiße Wellenkämme. Jetzt senkte sich aus den Wetterwolken ein grauer Trichter — und wie seine Spitze den See berührte, wirbelte das Wasser turmhoch empor zu einer einzigen Woge — die wandelte auf das Kloster zu und begrub es dröhnend. Der Gischt sprühte den Kriegern ins Gesicht — doch nur bis zu ihren Füßen und den Kleidsäumen der Mädchen spülte die Springflut. Nur an der Stelle, wo die beschwörende Fürstentochter stand,

reckte es sich weiß empor, umschlang den Ritter und zog ihn hinab in die Flut.

Auf dem See will man später das mummelbekränzte Mädchen gesehen haben, wie es gleich einer Nixe mit traurigem Singen dahinschwamm, im Arme den toten Geliebten. Auch der Päpstliche war verschwunden. Die Wendinnen behaupten, er habe sich in den klumpfüßigen Graul verwandelt und sei mit seiner Mutter, der Hexe, unter gräßlichem Gelächter durch die Luft zum Walde gefahren.

Das Kloster blieb spurlos verschwunden — nur daß manchmal seine Glocken aus der Tiefe hallen. Der See hatte eine andere Lage und Gestalt angenommen, drüben erhoben sich Sandberge, hüben war die Flut ins Land gedrungen, auch hatte sich das Fließ gebildet, das den Krampensee mit der Moorlake und anderen Gewässern verbindet. Die Sage meint, das Fließ sei Ritter Gebharts Töchterlein, das seine Geliebte zur Zeit ihrer Verwünschung unter dem Herzen trug.

Christenheer und Wendendorf versöhnten sich im Anblick des Strafgerichts. Doch der Fluch der zauberkundigen Fürstentochter blieb nicht umsonst gesprochen. Von Zeit zu Zeit verfällt um die Sommersonnenwende einer von denen, die am See ein Eigen haben, in traurige Träumerei. Er schleicht tagelang um das Fließ, starrt in die schilfumkränzte Moorlake oder läßt seinen Kahn planlos auf dem Krampensee treiben. Er sieht im Wasser ein weißgekleidetes Mädchen, das ihn schmachtend anblickt, Seerosen im Haar. Bald darauf

ist der Schwermütige verschwunden — nach einem stürmischen Wetter spülen die empörten Wogen seinen Leichnam an den Strand. Aus dem Rauschen und Klatschen des Wassers will man die Stimme vernommen haben:

„Du winkst? Jawohl ich gehe!
Doch wo ich stehe,
Soll immer in Mannesjahren
Ein treulos Herz zur Tiefe fahren!“

Horch, drunten raunt die Glocke!

Oder zittert es aus der Tiefe meines Innern?

Vielleicht auch läutet des Waldes Seele sehnsüchtig entgegen dem keuschen Knospenfest.

Osterodem — jugendfrisches Pulsen — heimliches Weben. Baumwurzeln saugen mit allen Fasern — schon reckt grüne Sprossen der vergilbte Rasen — die kleinen Moospolster hier am Saume des Kiefernforstes glimmen wie Kupfer, die goldigen Blütenhärchen angehaucht von letzter, düstrer Abendglut.

Im Walde dort hinten wallt ein Schleier geheimnisvoll zwischen den violetten Stämmen. Schwarze Gestalten kauern im dürren Farrenkraut — Hulemännchen, Hulemännchen! Wacholderbüsche sind es — des Nadelwaldes Zwergenvolk.

Und auf einmal schaut mich alles so eigen an — Wald und See sind ein Märchen — die ferne Glocke klingt wie das Raunen einer weisen Muhme:

„Weißt du noch — wie du ein Kind warst — und alles glaubtest, was der Wald von Wundern

rauschte und munkelte? Da war dein Herz so voll, so reich! Bäume und Sträucher, Blumen und Gewässer, Sonne, Wind und Wolken hatten fühlende Seelen. Die Eichen und Kiefern dort hinten am Waldfließ waren verwunschene Ritter und Frauen — vor Zeiten hergepilgert, die Prinzessin zu erlösen. Und in ihrem Schatten das Wässerlein war die Prinzessin . . . Weißt du noch?

Wer sie verzaubert hatte? Als verhutzelter Holzsammler schlich die Arge zwischen den Kiefern — konnte aber mehr als Reisig lesen. Weißt du noch, wie aus einem Fuchsbau die Hulemännchen kamen und hinter dem Rücken der Alten Fratzen schnitten? Die drehte sich hurtig um — husch, die Kleinen in ihren Versteck! Doch einen erwischte die Erboste und zertrat mit dem Holzschuh den dicken Kopf — der auf einmal ein Staubpilz war und pudernd zerplatzte . . . Die Hexe!

Und weißt du noch, wie du zwischen Adlerfarren am moosigen Ranfte des Fließes saßest und mit dem Messer, das du spielend hervorgezogen, die Baumrinde nicht verletzen wolltest, um der Erle nicht wehzutun? Und wie das murmelnde Wässerlein erzählte, es sei die Prinzessin Undine, und du könntest sie erlösen? Suche das rechte Wort! flüsterte sie. Und du nahmst dir inbrünstig vor, zu suchen, und wünschtest dir viel, viel Bücher; die wolltest du alle lesen, um das rechte Wort zu finden . . .

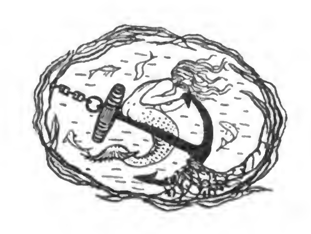
Und nun, großgewordenes Kind, hast du die ganze Stube voll Bücher und hast mächtige Sprüche gelernt.

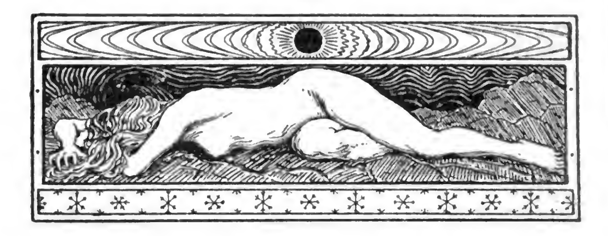
Doch nicht erlöst haben sie Undinen und ihre Getreuen — nein, vollends verwunschen. Der armen Seelchen Rest ist erstarrt. Undine ward ein bewußtloser Stoff — der Mann mit der Brille nennt ihn H_2O. Bäume und Büsche verloren alles Empfinden und können sich nicht mehr kümmern um dich, wenn du ihnen eröffnen möchtest dein einsames Herz. Sie spüren nicht den Sonnenschein — nicht die lauen Wogen der Märzluft — nicht einmal das Beil des Holzhauers. Trostlos öde ward's in der Allnatur. Mutterseelenallein gehst du nun durch die Kiefern — bloß von deinen Hirngespinsten begleitet.

Und wenn du abends bei der Studierlampe sitzest, so sagt deine Wissenschaft: Das traute Plätzchen am Erlenfließ, die nickenden Farrenwedel, die Wacholderbüsche, die zwischen den hohen Kiefern wie Zwerge stehen — das alles ist jetzt versunken in nichts! Dahin sind Farben und Formen — weil ja Augen und Sinne fehlen, sie zu empfinden. Dort gibt es nur farblose Schwingungen des Lichtäthers — Bewegungsgruppen — Dinge an sich — Wesen ohne Reiz und ohne Seele. Und nur wenn ein Reh vorüberstreift, wenn ein hackender Specht, ein kletterndes Eichhörnchen die Äuglein auf die öden Dinge richtet, erhalten sie ein flüchtiges Scheinleben. Durch die Ätherschwingungen wird dann der Sehnerv erregt — und so flackert wieder einmal auf das liebe, buntgestaltige Waldbild. Es leuchtet im Hirne des Tieres — eine Einbildung, nichts weiter. Und wenn das Tier sich abwendet, dann ist wieder finster und formlos der Waldwinkel, stumm

und öde wie das Nichts ... O, wie arm, wie bettelarm hat dich deine Altklugheit, deine Überweisheit gemacht! Weißt du nun, wer der Graul ist, der die Verwünschung verschuldete?

Da starrst du dem Verlorenen nach, du greisenhaftes Kind, und weißt nicht, wie du es zurückholen kannst. Die Glocken des versunkenen Klosters tönen: Es war einmal — es war einmal! Und sieh, dort winkt die bleiche Wasserfrau ...





Die Leiche

Der Takt von Ruderschlägen weckte mich aus meinem Sinnen. Ein Boot nahte, hinter sich in der goldigen Flut einen grünen Wellenstreifen. Der Ruderer mochte ein Fischer sein.

Er fuhr auf den Sand und machte sich mit einem sackartigen Gegenstande zu schaffen, der im Boote lag. Er schleifte ihn heraus und legte ihn am Strande nieder. Unschlüssig stand er dabei und blickte nach mir herüber.

Dann kam er und grüßte. „'n Abend, Herr! Ik hebbe da ne Waterleiche — un möchte nu nach Schlüsendörp — Meldung maken — beim Amtmann. Bleibt de Herr villeichte en Stündeken hier? Bis wer vant Amt kummt! So ne Leiche, wo Wertsachen dran hacken, kann man doch nich so alleene liejen laten."

Die Zumutung war mir peinlich. „Warum nehmen Sie die Leiche nicht einfach im Boote mit nach Schleusendorf?"

Der Mann lächelte verlegen, doch verschmitzt vor sich hin und kratzte die Bartstoppeln an seinem Kinn.

„Ja, dat is ja so! De Herr is van Krampendörp? Denn is de Herr so jut un is mien Zeije, det ik die Leiche upt Schlüsendörpsche Jebiet rutertreckt hebbe. Dat wullt ik nämlich zu Protekull jeben. Sunsten kummt son verflixter Schlüsendörpscher — un schleppt uns de Leiche up de Krampendörpsche Seite. Ik bin nämlich ok van Krampendörp — Lerche heeß ik — un wi Krampendörpsche hebbens nu satt, dat unse Jemeinde de Bejräbniskosten för de ollen Waterleichen betolen sull. De Schlüsendörpschen wullen se uns immer uphalsen."

„So, so! Kommt es denn so oft vor, daß hier Leute ertrinken, die auf Gemeindekosten begraben werden müssen?"

Der Mann kratzte sich wieder die Bartstoppeln. „Na ja — son Stücker zwei oder drei jährlich! Un ofte schonstens wullden de Schlüsendörpschen nich betolen — nee, se wullden nich, de ollen Drückeberjer!"

„So, so! Gemeindepolitik! Streit um die Begräbniskosten! Aber ist es denn eine Armenleiche? Sie sprachen doch von Wertsachen — nicht?"

„Wat van Silber hebb ik woll jesehn — awer ville is nich dobie — dat steiht nich för de Kosten!"

„Es ist ein Weib?"

„En Mäken — so eene van Berlin! Ut de Freundschaft is keener tu finden — un Jeld is ok nich da — sunst wäre se nich int Water jeloopen."

„Woraus schließen Sie denn auf Selbstmord?"

„'n Steen hatte se um 'n Hals jebunden!"

„Ist denn keine Spur von Leben mehr?"

Wir gingen hin, wo der Körper lag.

„Die hät tum mindestens vier Stunden unter Water lejen. Währenddem hebb ik up Aale fischt. Dobie hebb ik öhr funden. Awer frisch sieht se immer noch ut. De Bootshake is mi an dat Strick hacken bleewen — und so hebb ik öhr ruter kreejen.“

Damit schlug der Fischer das Segeltuch voneinander, in das die Leiche gewickelt war. Ich fuhr zurück und wandte das Gesicht ab — mochte das Entsetzliche nicht sehen. Und doch hatte ich schon einen Blick getan auf das bleiche Gesicht, aus dem die Augen aufgerissen starrten. Hatte gesehen, ein noch junges Weib war's — nur mit Hemd und Unterrock bekleidet. Busen und Arme — so kam es mir in der Erinnerung vor — waren von rührend sanfter Schönheit, und eine Perlenkette mit Medaillon lag um den Hals.

„De annern Kleeder hät se woll am Ufer drüben wo henlejt. Dat maken de Selfmörder ofte.“

„Fahren Sie! Ich will warten!“ sagte ich, von plötzlicher Wehmut erschüttert. Mir war, als könne ich mit dieser Totenwacht dem armen Weibe einen Gefallen tun.

Der Fischer bedeckte die Leiche wieder, sprang ins Boot und ruderte hastig davon. Ich aber nahm auf der Düne am Saum des Waldes Platz.

Die Dämmerung brach stark herein. Violettes Grau wob drüben um die Seeufer und dämpfte das Schwarz der Kiefernhügel. Düster, zu ungeheuerlichen Gebilden

zerrissen, stieg die Wolkenwand empor. Wie letztes Mahnen des versunkenen Lichtes leuchtete ein gelber Streifen am Horizont. Kalt hauchte es durch die Kiefern und dehnte sich zu wogendem Sausen, zu einer Totenklage.

Und wie Vorwurf klang es heraus — als habe ich eine dunkle Schuld an diesem Tode. Ein überschwängliches Verlangen überkam mich, der Verblichenen Gutes zu erweisen. Ich kränzte sie mit zärtlichen Träumereien — wie Flöten und Harfen bebte es aus meiner Tiefe.

Das alte Arabermärchen von Asis und Asise kam mir in den Sinn. Selber wähnte ich, der undankbare Asis zu sein und nun am Grabe der treuen Asise zu stehen, die vor verschmähter Liebe zu ihm verging. Zugleich aber war es mir, als wüßte ich nicht bestimmt, daß es Asises Grab war — ich ahnte es nur.

Finster schauten rings die hohen Zypressen auf mich herab — ich schauderte — und meine Stimmung gestaltete sich zum traurigen Liede:

Tief im Zypressenhaine
Fand ich ein Totenhaus.
Auf eingesunknem Steine
Lag dürr ein Rosenstrauß.

Es raunten scheu die Zweige:
„Hier schlummert eine Maid.
Sie starb an Liebe. Neige
Dich vor dem heil'gen Leid!“

Da weint ich vor Erbarmen.
Gibt es kein Avalun,
Wo in geliebten Armen
Auf Rosen Bräute ruhn?

O Herz, das im Geloder
Der Liebe fromm verglüht —
Dein Avalun ist Moder,
Wo keine Rose blüht.

Ihr Tränen, seid dem Staube
Der wüsten Gruft ein Born!
Vielleicht daß eine Laube
Sich wölbt von Rosendorn . . .

Sieh! Noch immer dort die Gestalt im Segeltuch — aus dem bleichen Gesicht starrt mich ein grauenvolles Geheimnis an mit stummer Frage: „Weißt du wohl? Es war einmal! Rate, rate! Wo war's?"

Ah — im Anatomiesaal!

Was fasele ich da? Wirre Träumerei! Die Leiche, die damals — vor fünfzehn Jahren — auf dem Seziertische lag, — vielleicht ist von ihr nicht einmal das Skelett mehr beisammen.



Und doch! Da stand mein Professor der Physiologie am Seziertische, und darauf lag das Mädchen im Segeltuche. Rings auf den amphitheatralischen Bänken wir Studenten in hoher Spannung. Eins seiner berühmten Geistesfeuerwerke ließ der Professor los. Die grünen Augen funkelten, und der fein ziselierte Grüblerkopf mit dem ergrauenden Faustusbart begleitete in rhythmischer Bewegung den wallenden Strom der Rede.

„So erhalten wir denn, meine Herren, als Ergebnis unserer Wissenschaft ein Weltbild, dessen Grundzüge trostlos wären, hätten sie nicht den einen Trost, wahr zu sein. Als Gewinn und beherzigenswerten Mentor dürfen wir den Satz betrachten: Die Welt ist ein Theater! Da gafft das Publikum mit hohen Augenbrauen; von süßem Wahn befangen, sieht es Wälder mit geheimnisvollen Gründen, durch die Wipfel lugt der Mond, Regen und Wind rauschen; und das naive Volk erschauert vor Ergriffenheit, vergießt Tränen, begeistert sich, entrüstet sich, wenn Liebesleute auftreten, Räuber und Intriganten, Ritter und Könige. Es glaubt der Bühnenmache und nennt den Glauben Poesie.

„Ach, meine Herren, wir Wissenden stehen hinter den Kulissen; durch Gucklöcher lugen wir nach dem Publikum und schwanken, ob wir lachen oder weinen sollen, — lachen über jene Torheit, die den Schein für Sein hält, — lachen auch über uns selber, die wir einst zu den Toren da gehörten, — weinen über die Tatsache, daß hier ein Trug en masse betrieben wird, — weinen vielleicht auch darüber, daß wir nicht mehr imstande sind, den Trug zu genießen, der ach so süß schmeckte.

„Ja, eine Schaubühne ist die Welt, und hier, meine Herren, in dieser Leiche . . .“

Ich fuhr zusammen. Die Leiche — ja dort lag sie am Strande, den die Wellen klatschend bespülten. Dunkel der Himmel. Ein Wolkenungeheuer schwebte über dem See. Hohl sauste es durch die Kiefern.

Ich seufzte und versank wieder in meine Träumerei. Und der Professor fuhr fort:

„Ja, hier erblicken wir eine Primadonna des Gaukelspiels Leben. Wenn die blühende Gestalt, von Atlas und Flitter umschmiegt, an die Bühnenlampen trat, wenn siegesfroh die Augen blitzten, die Pfirsichwangen lockten, und der Busen nach Zärtlichkeit zu drängen schien, dann ging es wie ein elektrischer Schlag durch das Publikum. Ja zaubern konnte sie, konnte Männer in kriechende Hunde und reißende Tiger verwandeln. Und worauf beruhte dieser Zauber? Auf Trug und Einbildung — wir sehen es an dieser Leiche. Da liegt die Schauspielerin ohne Puder und Schminke, ohne Flitter, Dekoration und Lichteffekt. Die Illusion ist abgestreift, wir sehen kahle Wirklichkeit.

„Dieser Körper, der ganz Schönheit und Poesie deuchte, stellt sich der entlarvenden Wissenschaft dar als ein bloßer Verband von Knochen und Bändern, Muskeln, Nerven, Blut und Haut. Den Liebreiz findet kein Seziermesser; das war nur ein Rausch in Männerhirnen, ein Blutwallen und Nervenzittern, vermöge dessen im Objekte gesehen wurde, was lediglich subjektive Einbildung ist.

„Und wie dies Weib, so die ganze Welt. Begeben wir uns an der Hand der Wissenschaft hinter die

Kulissen des großen Gaukelspiels. Wir sehen die Sonne heiter und gütig strahlen. Doch hinter den Kulissen ist die liebevolle Mutter ein seelenloser Feuerball. Kinderglück, Unschuld, Hoffnung bebt in den Frühlingsknospen; Ahnungen und Wunderträume durchschauern den Wald. So sagen die Dichter; sie wähnen, die Natur zu belauschen und im Erlauschten hohe Wahrheit erfaßt zu haben. Theatermache das alles! Subjektive Stimmung, übertragen auf seelenlose Gegenstände. Man lügt sich selber vor, dort sei vorhanden, was doch nur hier im Hirne webt.

„Die Ausdehnung dieses fehlerhaften Verfahrens ist ungeheuer. Wir begehen den Fehler sogar, wenn wir den Dingen Farbe und Form, Klang und Duft, Wärme- und Härtegrad zuschreiben. Die Wissenschaft belehrt uns, das diese Eigenschaften nicht dem Objektiven innewohnen, sondern nichts als subjektive Empfindungen sind, die erst ein Trugschluß in die Außenwelt verlegt. Was wir Farbe nennen, ist ein Vorgang im Gehirn, herbeigeführt durch Reizung des Sehnervs. Bewegungen eines feinen Stoffes, des Äthers, bringen die Reizung hervor. Der Äther an und für sich leuchtet jedoch keineswegs, hat keine Farbe, ist vielmehr eine Bedingung des Lichtes und aller Farben. Was wir Klang, Geräusch nennen, besteht objektiv in bloßen Erschütterungen der Luft, wodurch der Hörnerv gereizt und im Gehirn die Schallempfindung wachgerufen wird. Die Lufterschütterungen sind nicht laut, sondern eine Bedingung alles Lautseins. Nicht einmal räumliche Ausdehnung dürfen wir der Welt mit Sicherheit

zuschreiben. Denn sind die Gesichts- und Tastempfindungen subjektiv, so müssen es auch die von ihnen gebildeten Umrisse und Formen sein. Die Bänke, die Sie betasten und betrachten, meine Herren, sind Ihre Gehirnvorgänge. Der Weltenraum, in den Sie nachts bei wolkenlosem Himmel hineinstaunen, steckt mit all seinen Fernen in Ihrem Kopfe. Die endlose Welt ist eigentlich nicht im geringsten ausgedehnt; sie ist ein Punkt meine Herren. Wir aber stecken in diesem Punkte und gaukeln uns die weite, bunte Welt vor. Die Welt an und für sich hat nichts gemein mit unseren Empfindungen. Sie ist nicht Raum, nicht Licht noch Farbe, nicht Ton, nicht Duft, nicht Wärme noch Härte. Wer es nicht glaubt, gehört zum blöden Publikum, das Bühnenmache für Wirklichkeit hält . . ."

Horch! Klang da nicht auf einmal deutlich wieder die Glocke aus dem See? „Bum! Baum! Es war einmal! Tot! Tot! O wie arm, wie bettelarm hat dich deine Altklugheit, deine Überweisheit gemacht! Oh, oh!"

Auch der Professor schien es zu hören, lauschend hielt er ein Weilchen im Reden inne. Dann aber zuckte er die Achseln und wandte sich wieder kühl zu den Studenten:

„Nachdem wir nun zwischen Schein und Sein der Außenwelt unterschieden haben, lassen Sie uns auch in unsere Innenwelt einen kritischen Blick werfen. Da finden wir ein Gewoge von Gefühlen und Trieben; da tut sich mit geheimem Leuchten eine großartige Erinnerungswelt auf; ihre Elemente verweben sich zu neuen Kombinationen, Träumen, poetischen Gestalten.

Winkende Nixen singen, versunkene Glocken raunen. Ein durch Ohr oder Auge vermitteltes Wort läßt Tausende von Vorstellungen erbeben und jene eigenartigen Gesamtwirkungen entstehen, die man Begriffe und Gedanken nennt! Was ist nun all dies seelische, geistige Innenleben eigentlich, mit dem Auge der Wissenschaft betrachtet?

„Meine Herren! Von dieser Leiche habe ich die Hirnschale gelöst und zeige Ihnen eine graue, an Windungen und verwickelten Fasern reiche Masse, die größtenteils aus Eiweis besteht. Jene seelische Welt ist nichts als ein Vorgang in diesem Stoffe. Geist und Gemüt sind Funktionen des Gehirns. Ohne Nervenmasse wird nicht empfunden, nicht vorgestellt und gedacht, nicht gefühlt und gewollt. In unserer Kindheit, als das Hirn noch unreif war, befand sich auch unser Geist in einer unentwickelten Verfassung. Wo ein Gehirn nicht richtig funktioniert, da wird der Geist gestört. Blutleere des Gehirns macht bewußtlos. Die feindliche Kugel, die Schädel und Hirn zerreißt, vernichtet des Kriegers Bewußtsein samt all seinem Inhalte.

„Zweifellos befand sich unsere Erde vorzeiten in einem Zustande, der kein organisches Leben, also auch keine Nerven- und Hirnbildung gestattete. Damals, meine Herren, als glühend heiße Gase unsere Heimat durchbrodelten, gab es keinerlei Empfindung solcher Glut. Brutal, ohne einen Schimmer von Geist war Mutter Erde. Erst als die gemilderte Natur aus einem lauen, feuchten Elemente Anfänge organischen Lebens, primitive Eiweißknäuel gebar, dämmerte in

ihnen der Geist. Mit der Vervollkommnung der Tierwelt, mit der Verfeinerung des Eiweißorgans ward die geistige Welt heller und reicher. Morgen und Mittag gibt es in ihr — doch auch Abend und Nacht. Es wird eine Zeit kommen, wo vor Kälte und Mangel die Säfte der organischen Welt erstarren. Und wenn die letzten Gehirne ohne Puls liegen wie dies Leichenhirn, dann sind Farben, Formen, Klänge und alle sinnlichen Eigenschaften dieser Welt ausgestorben. Ausgestorben auch alle Erinnerungen, Gedanken und Gefühle. Kein bewußtes Pünktchen schimmert mehr. Die Erde samt ihrer reichen Geschichte verschlungen vom Unbewußten.

„Meine Herren! Öde mag manchem von Ihnen dies Weltbild vorkommen. In der Tat zerstört es den naiven Glauben an das Schöne, an die Wirklichkeit des Schönen. Doch vor aller Poesie hat es den Vorzug, wissenschaftlich zu sein. Die Wissenschaft ist rücksichtslos, sie muß es sein, sie hat den Beruf, auch die holdesten Illusionen unerbittlich zu zerstören, um auf den Trümmern der Phantasterei den nüchternen Bau der Wahrheit zu errichten."

Der Professor verbeugte sich, die Studenten trampelten und scharrten Beifall . . .



Ich blickte wirr umher. Nacht, kalter Wind. Der Sichelmond lugte aus Gewölk hervor. Silbern flimmerte der bewegte See. Welle auf Welle rauschte über den Ufersand und griff mit nassen Armen nach der schauerlichen Hülle von Segeltuch.

Wie ich so saß, ein Leichenwächter, verstört von der Rede des Professors, verstört vom entsetzlichen Blicke der Lebensmüden, den ich nicht los wurde, überkam mich unsagbare Trostlosigkeit. Wie eine Wüste lag die Zukunft vor mir — ohne Ziel, ohne frohe Aussicht. Poesie, wie sie noch eben mich umwob — eitel Komödientrug! Quelle und Ziel des Lebens waren ja Nacht und Tod!

Wenn aber alles Streben auf nichts anderes hinausläuft, — hat es dann überhaupt einen Sinn, zu streben, zu leben? Hat die Kultur einen Sinn, wenn die höchste Kultur, die Selbsterkenntnis, nachweist, wie zwecklos das ganze Getriebe? Wozu die unendlich umständliche Entwicklung des Sonnensystems vom Urnebel bis zum Zentralball und den umkreisenden Kugeln? Wozu das Abkühlen der Erde, das organische Leben, die Entstehung der Arten, das Menschwerden? Wozu all dies heiße Drängen, dies von Schmerz und Hoffen gepeitschte Ringen? Wozu, wenn alles schließlich wird, wie es vordem war — wenn das ganze Leben hinstirbt in Nacht und Kälte — oder in einer Glut, die nicht leuchten und nicht brennen kann — da ja dann kein Sinn mehr vorhanden ist, sie zu empfinden!

Sterne sah ich durch einen Wolkenriß — sie kamen

mir vor wie Laub am Baume, bestimmt, zu welken, zu fallen, zu modern. Ja, nicht auf Erden bloß, auch in der Allnatur wird es Herbst und Winter . . . Aber dann? Soll etwa auch hier neuer Frühling folgen? — Furchtbarer Gedanke! Noch einmal soll beginnen das unsinnige Spiel? — O Leben, du bist entsetzlicher als der Tod!

Dumpfer Ruderschlag — das Boot kehrte zurück. Zwei Männer kamen mit dem Fischer. Beim Scheine der Laterne, die sie mitbrachten, erkannte ich den Schleusendorfer Amtmann und den Amtsdiener.

Ich ging zum Strande, als das Boot auf den Sand fuhr. Der Amtmann stieg aus und blickte mich spähend an. „Ah — Sie, Herr Doktor? 'n Abend!" Dann wandte er sich zum Amtsdiener: „Homann, decken Sie auf!"

Diensteifrig gehorchte der Uniformierte, während der Fischer leuchtete. Ich sah nicht hin; doch abermals war mir's, als starre mich die Leiche an.

Kopfschüttelnd stand der Amtmann: „Ein Jammer, ein Jammer! — Na! Was ist da zu machen? Homann, nehmen Sie das Medaillon ab!"

Der Amtsdiener zog sein Taschenmesser, schnitt die Perlenschnur durch und wickelte sie nebst dem Medaillon in Papier. Ich wagte der Leiche nicht ins Gesicht zu sehen.

„Da ist noch ein Armband! Das nehmen Sie auch! Weiter also nichts da? Und die Kleider haben Sie nicht gefunden, Lerche, wie? Na — dann — decken Sie wieder zu! Sie fahren uns doch wieder

zurück, Herr Lerche? Da können sie gleich das Protokoll unterzeichnen . . ."

Das also der Zweck meines Ausharrens bei der Leiche! Ich hatte das Gefühl, als gelte es, diesem verblichenen Menschenkinde Ehrerbietung zu erweisen, durch einen letzten Liebesdienst Abbitte zu leisten für all die Mißhandlungen, die ihm das rohe Leben angetan. Und nun? Ich war einfach Handlanger gewesen für das kühle Funktionieren der Obrigkeit — und war nun überflüssig. Nein! So ließ ich mich nicht abtun! Mir bedeutete diese Leichenwacht mehr.

„Herr Amtmann, ich möchte das Medaillon kaufen."

Der Amtmann sah mich verdutzt an; er schien zu denken: „Das ist wieder mal eine der vielen Verrücktheiten dieses Menschen — so eine Poetenschrulle!"

„Ich möchte das Medaillon als Andenken erstehen."

„Kennen Sie denn das Mädchen?" fragte er lauernd.

„Wir kennen uns — seit einer Stunde!"

Er schnitt ein Gesicht, als habe ich einen Witz machen wollen.

„Was kostet das Medaillon?" fuhr ich fort.

„Ja — wenn es Ihr Ernst ist — glauben Sie denn, ich kann so ohne weiteres über das Inventar einer Wasserleiche verfügen? Ich nehme bloß das Protokoll auf. Aber meinetwegen — wenn es Sie interessiert, ein Andenken . . ." Hier schnitt er wieder ein fatales Gesicht. „Ich kann ja im Protokoll vermerken, Sie möchten das Ding kaufen. Was wollen Sie denn geben?"

„Was verlangt wird!"

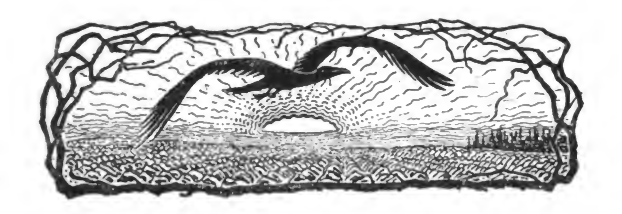
„Na — werde ich besorgen! Erinnern Sie mich

dran, Homann! Da hätten wir wenigstens einen kleinen Beitrag zu den Begräbniskosten."

Nun machte sich der Fischer an den Amtmann: „Wie is denn det nu mit mien Säjel, Herr Amtmann? Ick hebbe doch det Mäken inwickeln mütten!"

„Richtig! Das Segelzeug gehört ja Ihnen! Na — da ist wohl nichts anderes zu machen — berechnen Sie eben die Kosten! Viel wird der Lappen doch nicht wert sein. So ohne alles können wir die Leiche jedenfalls nicht liegen lassen! Homann, schneiden Sie ein paar Zweige von den Kiefern — die wollen wir noch drauflegen."





Totaliter aliter

Am Friedhof stand ich, neben einer Sippe zwerghafter Wacholderbüsche, wie sie auf diesem öden Sande gedeihen. Von der Seite her starrte der Kiefernforst, eine schwarze Wand unter bleichem Spätabend-Himmel. Das Revier der Toten begrenzten in dichtem Gehege stattliche Wacholderbüsche. Zypressen ähnlich, träumten sie zum Abendstern hinan. Silbern schimmerten die Birkenstämme am Portal des Friedhofs. Wie ein Schleier wallte ihr Gezweige mit den zarten Knospen.

Ich lugte durch die Lücken des Wacholdergeheges, und da war mir, als blühe bereits der weiße Flieder über den Gräbern; ja ich hörte ein Flöten, wie von der Nachtigall. Doch es war ja erst Osterzeit. Meine Pulse hatten mein Ohr erregt, und das Schimmern kam von frischen Leichensteinen.

Wie ich so starrte und lauschte, schien ich den Büschen anzugehören, in deren Gruppe ich stand.

Da lösten sich vom Dunkel des Forstes zwei Schatten und kamen zum Friedhof. Hier standen sie still — ein Weib und ein Kind — spähten umher, bemerkten mich aber anscheinend nicht. Am Wacholdergehege gingen sie nun entlang, bis das Kind auf einmal in

einer Lücke verschwand, und auch die Alte gebückt hinterdrein schlüpfte. Sonderbar! Was wollten die zu später Stunde auf dem Friedhof? Und warum so heimlich?

Ich wartete regungslos. Da raschelte es in meiner Nähe hinter dem Gehege, und wie ich durch die Zweige lugte, gingen die beiden zwischen den Gräbern. An einem frisch geworfenen Hügel standen sie still, mir den Rücken zugewandt — eine Greisin und ein etwa neunjähriges Mädchen, dessen rotgoldiges Haar mir auffiel. Die Alte murmelte — ich verstand nur die Worte: „ . . . singe, Marlenefen — un du, arm Mariefen, slop man." Dann legte das Kind einen Kranz von vorjährigem Heidekraut und gelben Immortellen auf das Grab und begann mit leiser Stimme zu singen:

„Ja, ich will dein nicht vergessen,
Enden nie die Liebe mein!
Sollt ich etwa unterdessen
Auf dem Totbett schlafen ein,
Still und ruhig will ich liegen,
Wie das Kindlein in der Wiegen,
Das die Lieb tut wiegen ein —
Das die Lieb tut wiegen ein."

Wie sanft, wie rein — ich dachte an frische Schneeglöckchen. Bezaubert schien die Dämmerwelt zu lauschen. Aus den erblühenden Sternen wehte Harfenklang, und vom Friedhof hallte ein wispernder Lied von Flöten und Geigen — als hätten sich Bäume, Sträucher, Halm und Kraut mit all den pulsenden Frühlingssäften — und die Schläfer drunten mit ihren Träumen

zusammengefunden zu einer friedevollen Melodie. Ich sah sie liegen, die Toten — gleich Kindern, denen die Mutter das Bettchen zurechtgeschüttelt hat. Da lächeln sie nun und sehen mit geschlossenen Augen, wie über ihnen die Treue wacht und Blumen auf ihre Decke legt.

„Nu slop man!" sagte die Alte. „Un wi möt gahn, Marleneken!" So gingen sie, ich sah die Gestalten wieder durchs Gehege schlüpfen und im Dunkel des Waldes verschwinden . . .

„Schwächling!"

Ich schrak zusammen. Wer zischelte da so höhnisch? Bange Dämmerung lagerte über wüstem Gestrüpp. Und aufs neue erhob sich das heimliche Zanken: „Schwächling! Fällst du zurück in die alte dumme Romantik? Besinne dich! Was sind die singenden Sterne und all der Zauber? Krankhafte Gärungen deines Hirns! Und die Toten? Geh zum Schloßpark hinüber und frage den Mann, den sie jüngst in die Gruft taten? Er war Arzt, er hat den Stoff studiert, hat die rechte Philosophie. Frag ihn, wie ihm jetzt zumut! Frag ihn, ob die Welt jenseits deiner Subjektivität so aussieht, wie dein Träumen sie malt!"

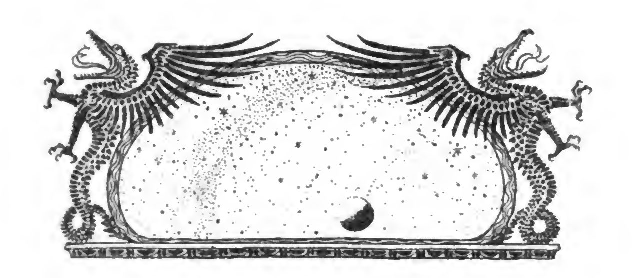
Sieh, da dämmerte es vor mir auf — ein unheimliches Gesicht. Im Sarge lag mein Vater; rings schwarzer feuchter Moder; garstige Würmer schlichen hindurch und betasteten gierig den Sarg. Und mit geschlossenen Augen schien die Leiche ihren eigenen Verfall zu betrachten. Spöttisch verzog sich der Mund, wie bereit, eine überlegene Antwort zu geben. Foltern-

des Siegel! So eröffne doch dein Geheimnis! Oder nein! Mir graut, ich möchte Unerträgliches erfahren.

Dann aber erhob sich mein Wollen, ich kämpfte die lähmende Angst nieder, reckte die Hand und stieß gebieterisch hervor: „Ich beschwöre dich! Offenbare, was du weißt von jenem Leben. Estne taliter qualiter?“

Da grinste die Leiche: „Totaliter aliter!“





Lebensmusik

Des Buches überdrüssig, griff ich zur Gitarre. Doch fade war das Klimpern.

Balkontür auf! Nächtliches Frühlingswogen — Baumwipfel brausen — droben leuchten alle Heerscharen. Winde, Knospen, Sterne — heilt ihr dies wüste Herz?

Ich schlug einen Septimenakkord an — und zögerte, die Auflösung zu greifen. Bitterer Genuß, dem Wimmern zu lauschen, das immer angstvoller zitterte, je länger ich zögerte.

„Geschwind die Auflösung!" flehte das Instrument. „Wozu die Qual?"

Da griff ich endlich die Auflösung — es war mir selber eine Wohltat — horchend gab ich mich dem Akkorde hin.

„Ein Griff reichte hin, dich zu erlösen, hölzernes Ding. Ich bin nicht so genügsam!"

„Verstimmt bist du", meinte die Gitarre. „Wohlan denn, stimme dich, stimme ein in die hehre Ordnung!"

Ich lächelte bitter. „Hehre Ordnung? Wo ist sie? Und was hätte ich von ihr? Neidisch bin ich! Zerstören möcht' ich die hehre Ordnung!"

„Du bist krank! So raffe dich auf, sei stärker als deine Krankheit! Sei wie Beethoven!"

„Was soll's mit Beethoven?"

„Hast du nicht selber die Geschichte erzählt? Neulich, wie dein Freund hier war!"

„Ah so!" Ich erinnerte mich. Beethoven krank im Bette — ein Pianist am Klavier — da kommt Besuch, und das Stück bricht ab — mit einem Septimenakkorde. Verstört richtet sich der Meister auf. Wo bleibt des Akkordes Auflösung? Immer noch keine? Da springt er aus dem Bett und greift selber die Auflösung.

„Und ich soll wie Beethoven sein? Gute Gitarre, du sprichst, wie du's verstehst. Gesetze der Musik willst du gelten lassen? Das Leben ist keine Musik!"

„So mache Musik daraus!"

„Wie kann Menschenleben zu Musik werden? Musik ist ein Schwingen der Luft — ein Zahlenverhältnis — eine Reizung der Hörnerven . . ."

„Weiter nichts? Ach, ich bin nur ein armes Ding — doch wahrlich, ich sage dir: Bettelarm, wem die Musik nichts bedeutet als Luft und Zahl und Nervenreiz! Das sind ja nur Mittel, in denen die hehre Ordnung sich ausdrückt!"

„Schwärmerin!" — Ich seufzte.

Da schwoll das Wogen draußen, raunend wiegten die Bäume ihre Häupter, der Nachtwind bewegte die Balkontür und brauste: „Komm heraus!"

Und ich trat auf den Balkon, ließ mir die Stirn umwallen und blickte gen Himmel. Anfangs war ich noch durch die Lampe geblendet. Dann erblühte mir immer voller die Sternenpracht. Und staunend — trunken — taumelnd sank meine Seele in das Silbermeer — in die Weiten der Milchstraße — von Lichtblume zu Lichtblume. Und es sangen alle Sterne — wie Flöten, Harfen, Posaunen. Wogen von Orgelklang flammte der Orion — die schaukelten mich und donnerten: „Siehst du nun Sternenmusik?"

Da wankte ich zurück ins Zimmer. In den Händen barg ich das Gesicht.

Die Gitarre, die ich gestreift hatte, mahnte mit leisem Klange: „Wohlan! Sterne machen Musik mit ihren Strahlen. Du mache Musik mit deinem Leben!"

„O, wer das könnte! Ließe sich alle Zerrissenheit wandeln in Harmonie! Lebensmusik — hehre Kunst! Wie aber sie vollbringen? Wie Lebensmusiker werden?"

„Horche nur auf das große Zusammenstimmen — horche, bis du es stets vernimmst!"

Das große Zusammenstimmen! Hatte ich das nicht wirklich schon vernommen? Wie eben die Sterne, so hatten mir auch schon Berge geklungen — und Wolken — und Wälder — und dunkle Auen — zitternde Fluten, durch deren Uferweiden der Vollmond glüht . . . Stimmung — Poesie — das also ist Lebensmusik? Der Künstler erfaßt das große Zusammenstimmen — wenigstens bruchstückweise. Sein Werk ist eine Weltbetrachtung im Sinne der Lebensmusik. Also Künstler werden — ein ganzer Künstler!

„Recht so! Doch heiliger, seliger noch als Musiker und Dichter ist der Lebenskünstler!“

„Ja heilig, selig, liebe Freundin! Das Leben wie eine Künstlergeige führen! Harmonisch einstimmen in die Allsymphonie! In glühendem Wetteifer mit den anderen Instrumenten den Lebensreigen schlingen — immer großartiger, immer seliger — ja, das wäre die Kunst der Künste! Doch ich — bin zu klein dafür! Wohl, der Orion droben, das ist solch ein Musikant — und Mutter Erde . . .“

„Sei nicht verzagt! Ich sogar — Holz und Saite — fühle mich berufen, mitzuwirken im großen Orchester. Um wievielmehr bist du es, reiche Seele! Doch was tust du? Septimenakkorde ohne Auflösung greifst du!“

„Ja, ließe sich ein Menschenleben gestalten wie ein Gedicht — ganz aus dem Innern heraus — mit Freiheit, Plan, Schöpfermacht — fürwahr ein köstlich Leben wollt' ich mir dichten! Doch die Störer, die Störer!“

„Die müssen sein! Gäbe es wohl Musik, wenn nicht Störer den einigen Zusammenklang entzweiten? Erst aus Entzweiung entspringt Versöhnung — aus dem Septimenakkorde die Auflösung. Nur so entwickelt sich die Melodie.“

„Und auch in mir, meinst du, sollen die Störer eine Auflösung anregen und die Melodie entwickeln? Das — ließe sich hören! Nur sind die Störer, die ich meine, nicht wie Septimen. Die Septime berührt wehmütig, schmerzlich — nicht unmusikalisch. Sie bleibt im Rahmen der Kunst. Anders die Störer der Lebens-

musik. Roh tappen sie herein — zerstören alle Harmonie . . . Da möchte man vor Verzweiflung gleich das ganze Instrument zerschlagen . . ."

„Wie du einst mich zerschlagen wolltest — als du anfingst, auf mir zu spielen, und ich unter deinen ungelenken Fingern wimmerte. Und doch meisterst du jetzt ganz wacker die Saiten."

„Nun gut, zerschlagen wir also das Lebensinstrument nicht! Dafür zeige mir aber, wie man Lebensmusiker wird!"

„Frage lieber das Lebensinstrument! Ein schlichtes Musikholz wie ich kann dir wenig helfen."

„So? Wozu dann erst die großen Redensarten?"

„Sei nicht unwirsch! Ich kann ja nur sagen, wie ich es mir denke. Und da scheint mir: Laß die Störer nur so weit in deine Lebensmusik eingreifen, wie in das einige Zusammenklingen die Septime eingreift."

„Ja, wenn ich die Störer meistern könnte!"

„Dich mußt du meistern — dann meisterst du die Störer! Weißt du, wie neulich dein Büchergestell stürzte? Es gab einen wüsten Krach, der auch mich erschütterte. Ich aber klang harmonisch. Warum? Ich war gestimmt. Stimme dich! Dann können die Störer nicht verwüsten. Das heilige Gesetz im Innern wandele ihr Einbrechen in Einstimmen."

„Ich soll mich stimmen — Harmonie in mir herstellen — mit mir einig sein?"

„Mit dir einig — und mit dem Weltenchorus einig!"

„Du meinst, im Fühlen und Denken soll ich harmonisch sein mit dem großen Ganzen?"

„Alles in dir muß einig sein mit dem Weltenchorus — auch dein Denken! Stimme dein Denken!"

„Du hältst es nicht für einig? Meine Weltanschauung steht doch wohlgefügt, geschlossen da!"

„Zu Septimenakkorden ohne Auflösung führt sie!"

„Nur deshalb tut sie das, weil sie nicht stark genug herrscht. Noch allzusehr bin ich Weichling — ein Rest von Romantik wohnt hier — der muß endlich ausgerottet werden! Des Kopfes strenge Ordnung soll den ganzen Menschen durchdringen — das empfindsame Seelchen hat zu verzichten!"

„Nicht doch! Verzichten tut weh! Gerade weil Seelchen verzichten soll, bist du friedlos!"

„Soll sich etwa der Kopf vor der Seele ducken? Das wäre eine klägliche Ehe!"

„Ach — deine Ehe! Ich kenne sie — ich habe sie oft belauscht, wenn ich an der Wand hing, und du schlaflos ins Finstre starrtest. Da schalt der Kopf: ‚Geh' mit deiner Gefühlsduselei, weibische Seele! Ich muß das besser wissen!' — Er tat, als hätte er die Weisheit gepachtet — der Überkluge! Doch ob er die Seele auch knebelte — nimmer ward er seines Sieges froh. Hören mußte er die lange Nacht, wie die heimlich geliebte Gattin bitterlich weinte — die arme Seele! Und die beiden könnten so einig leben — so schön!"

Wie leiser Widerhall bebte aus der Gitarre ein holder Zusammenklang. Hier in mir dagegen Verdammnis — Zerrissenheit — Felsenwüste! Der qualvolle Druck rang, sich zu lösen — ein Schluchzen brach aus meiner Brust.

„Ja, weine dich aus. Sehne dich nach dem neuen Leben! Dann wird ja alles gut — wirst ja Frieden finden.“

„O Frieden — gib mir Frieden, liebe Freundin!“

„Den mußt du selber dir erringen. Unfriede soll sein eigener Heiland sein. Einstweilen Ruhe — Waffenruhe! Aufatmen laß die arme Seele! Komm ins Freie zu den Sternen! Bist ja nun ihrer Musik gewachsen. Lausche nur und schaue gläubig hinan zur Heimat der Harmonie! Singe ein Trostlied — weißt du noch?“

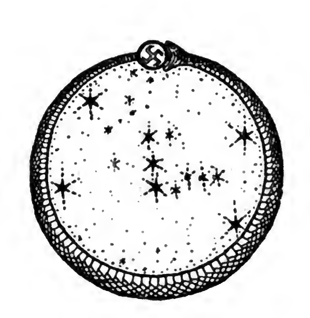
„Welches Lied?“

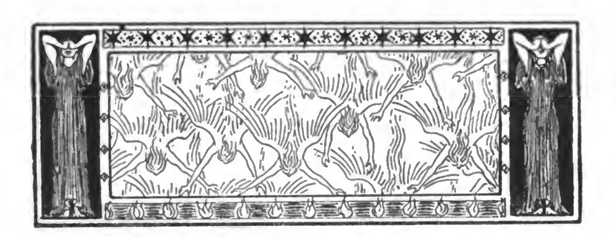
„Die mit Tränen säen, sollen mit Freuden ernten! — hast sie wohl vergessen, die fromme Weise? Nun, so laß die Sterne dir singen. Komm nur!“

Und ich ging mit der Gitarre hinaus. Die Frühlingsnacht küßte mich auf die Stirn, ein Duft von Erde und Jugendfrische hauchte vom knospenden Gesträuch und sprossenden Rasen, die Sterne bezauberten mein Auge und senkten ihr Sinnen tief in meine Seele. Leise sangen sie, während die Gitarre Akkorde hauchte:

„Sei still und lausche — lauschend gleite
Zum kühlen Rasen — breite, breite
Die Arme andachtsvoll empor!
In Dunkelblau, in Silberschauer
Laß taumlich deine Augen sinken,
Und dieser Kränkung letzte Trauer
In unserm Ruhemeer ertrinken!

Von Menschentorheit wund gesteinigt,
Im Strahlenquell gesund gereinigt,
Sollst du ein Heil der Erden,
Ein stiller Weiser werden.
Sei nur getreu der Sehnsucht,
Die um den Frieden freit!
Wer treulich schmachtend aufwärts schaut,
Dem wird das Höchste angetraut —
In Ewigkeit, in Ewigkeit!
Und Ewigkeiten sind nicht weit,
Wenn fern entrückt ob Welt und Zeit
Im Sternenliede
Dein Sinn verschwimmt . . .
Der Sternenfriede,
Der tiefste Friede sei mit dir!"





Vorfrühling

Wie stumm der Föhrenforst! Aus Wolkenflor
Lugt scheu der Vollmond. Schwarze Klumpen kauern
In Moos und nebelgrauem Erlenmoor —
Wacholderbüsche. Wie versteinert lauern
Und brüten sie zum trüben Licht empor.
Ihr Düstern! Seid ihr noch von Winterschauern
Verstört und lahm? Hat Scheintod euch erstarrt,
Daß ihr nun bang des Auferweckers harrt? —
Horch! Weint hier jemand? Wimmern ferne Eulen?
Wo bin ich? — Schwarze Stämme. Sind es Säulen?
Sie wölben sich zum schauervollen Saal,
Und an der Decke schwelt die Ampel fahl. —
Ach wohl, ich spür's, ich bin in einer Gruft!
Es haucht mich an mit kaltem Moderduft
Und ängstet meine Brust mit Sterbequal;
Der Seufzer stockt . . .

Und horch! Aus hoher Luft
Verworrner Ruf, geheimnisvoll Geraune.
Ist Rettung nah? — Und wie ich aufwärts staune,

Da sieh, am dämmerhaften Himmelsbogen
Kommt schattenhaft Gewimmel hergezogen,
Zum Keil gereiht — Wildgänse, Wanderheere.
Ein Schlachtgeschwader, vorgestreckt die Speere.
Das stürmt so ungestüm, das ringt so hart,
Das rudert und das keucht, das gellt und schnarrt.
Nun saust ihr Fittich über mir und surrt . . .
Vorbei!

Und noch ein Keil — und noch ein Keil!
Wie Wogen rauscht es. Lauter Wikinghorden!
Sieg, Helden! Sieg! Der kühnen Sehnsucht Heil!
Der starken Unrast Heil, die heim gen Norden
Euch treibt zum trauten Nest an Felsenborden —
Wo nun das Moos erblüht, und schollenfrei
Im Sonnengold die Welle tanzt mit Rauschen . . .
O Frühling, Heil! Fahrt wohl!
Vorbei — vorbei!
Wie Traumgestammel noch ein wirrer Schrei —
Verschlungen von der Öde . . . Starres Lauschen . . .



Und jäh empor . . . Wo bin ich? Was war das?
Hat dieser Schrei sich meiner Brust entrungen?
War's meine Seele, die emporgeschwungen
Zur Vogelschau aus dumpfer Föhrenwüste,
Das ferne Land der Sonnenträume grüßte —
Und wieder dann zurücksank, flügellahm?

Hier steh ich starr, in moderschwarzen Gram
Wacholdergleich vergrübelt und versunken . . .

Und doch, und doch! Erglimmt es schüchtern nicht
Aus Finsternis wie jugendliches Licht?
Ist meine Seele noch vom Schauen trunken?
Und flimmert mir zum Trost ein Traumgesicht?



Morgenfunken
Küssen bebender Erlen
Violette Knospenperlen.
Wie graue Seide,
Wie Silbergeschmeide
Schimmern die Kätzchen
An Zitterpappel und Weide,
Frühlings zierliche Schätzchen.
Die Hasel blüht,
Goldpuder sprüht
Zum Narbenschoß.
Durch feuchtes Moos
Pilgern brünstige Schnecken.

Wimmelnde Kröten recken
Weißhalsige Köpfchen
Aus trübem Sumpf,
Gleich Blütenknöpfchen,
Und orgeln dumpf
Wie fernes Hundegebell.
Aus Erlenkronen schmettern hell
Schlüpfende Meisen und Finken.
Im Buschwerk blinken
Des Waldsees Wellen,
Wo Fische blitzend schnellen,
Und Haubentaucher, schwärzliche Scharen,
Einander umkreisen, sich zu paaren.
Das flattert und taucht,
Reckt sich, weißgebaucht,
Zum Liebeswerk
Und schnarrt befriedigt: Gärk!

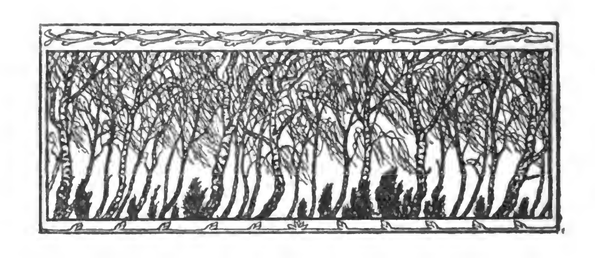
Drüben von Kiefernhügeln,
Duftig blauen,
Schweben herüber auf Schwanenflügeln
Weiße Wolkenfrauen,
Fromm das liebliche Wunder zu schauen,
Wie unter Frühlings lächelnder Güte
Die Gruft zum bräutlichen Bett erblühte.





Zweites Buch

Die Waldseelen



Seelenlos

Sie sagen, du hast keine Seele,
Arm bleiche Birkenmaid.
Du kauerst starr und stumm
Auf düster struppiger Heid.

Du kauerst in der Öde —
Ein ausgestoßen Kind.
Dein Haargezweige zaust
Der rauhe Märzenwind.

Sein mürrisch Brausen wogt
Durch Erika und Ginster.
Wolken pilgern finster
Ins weite Nebelgrau.

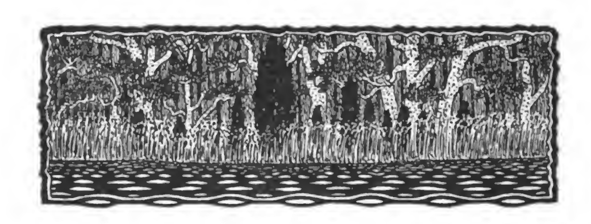
Eine Krähe treibt im Sturm
Taumelig vorbei;
Heiser und erstickt
Ihr grimmer Klageschrei . . .

Kein Bettelkind, o Birke,
Ist also arm und bloß;
Es hat eine Seele, zu weinen.
Dich heißen sie seelenlos.

Und doch, in tiefer Öde
Spürst du die hohe Trauer
Als Seelenfrösteln süß,
Wollüstig kühlen Schauer.

Du kauerst starr und stumm
Auf düster struppiger Heid.
Sie sagen, du hast keine Seele,
Arm bleiche Birkenmaid.





Der Wacholderbaum

Da bist du ja wieder, alte Moorlake — düstres Geheimnis dieser weiten Forste. Sachtes Sausen wogt ewig über dich hin — und manchmal nicken die Föhren mit den struppigen Grüblerköpfen. Schwärzliche Flut unter trübem Märzhimmel — an das Unergründliche mahnst du, wo man versinkt. Schaudernd kräuselt sich die graue Fläche, wenn ein Windhauch durch das dürre Schilfrohr raschelt — dessen junge Schossen noch nicht aus dem Wasser ragen. Und doch kann die Moorlake wieder so lieblich sein — wenn aus ihr das Blau des Sommerhimmels lächelt. Dann schwamm ich in der lauen Flut — lag auf dem Rücken — träumte mit den gelben Seerosen empor zu weißen Wölkchen — und die grünen Halme wankten und tuschelten — als verstecke sich drin das Wasserfräulein.

Sieh — da ragt auch der Wacholderbaum auf der kleinen Halbinsel, wo das Waldfließ eine knappe Windung macht — bevor es sich in des Weihers Umarmung schmiegt. Feierlich steht er da, ein Patriarch, umringt von einem Volke kleiner Sprößlinge. Ich besuche ihn gern, wenn ich in diese Gegend komme. Seltsame Träume hausen hier. Auf das Moospolster

gestreckt, lasse ich mich von ihnen einspinnen — bis eine andere Welt sich auftut. Baum und Schilf und Wasser starrt mein Auge an — doch die Seele dringt hindurch zu einem tiefen Grunde. Die bläulichgrüne Wacholdersäule — rötlich blühendes Moos — das schleichende Wässerlein — drüben über der Moorlake die alten Erlen — schwarze Stämme, die erst über dem Wasser beginnen und auf senkrechten Wurzeln wie auf Stelzen waten — die rehbraunen Kiefernäste mit den düsteren Nadelbüscheln — das lugende Wolkengrau — alles webt sich geschwisterlich zusammen. Und ich fühle mich hineingezogen in die Umarmung und komme mir vor wie ein Wanderer, der endlich heimgefunden hat.

Auf einmal regt es sich vor meinem Träumerblicke. Steht da nicht ein alter Mann in dunkelgrüner Kutte?

Staunend spähe ich hin; es ist der Wacholderbaum.

Wahrhaftig, alter Freund, wie ein Eremit stehst du da — versunken in Mystik. Hegst du mit nebelhaftem Grün, mit dicht geschmiegten Stachelzweigen etwa ein Geheimnis, spröder Grübler? Und möchtest aus den Tiefen der Natur deine Offenbarungen spenden, alter Sonderling?

„Wer Ohren hat zu hören, der höre!"

Holla! Jetzt war mir gerade, als hättest du geredet!

„Wahrlich, ich rede!"

Reden? Du? ein alter Wacholderbaum? Nicht doch! Dryaden gibt es nicht — die Götter Griechenlands sind hin — der große Pan ist tot! Du redest

nur in meiner Einbildung. Ich selber spreche zu mir und übertrage meine Gedanken auf dich. So rede ich manchmal zu Hause mit meiner Gitarre. Bin eben ein Träumer!

„Und warum willst du deinem Einbilden nicht glauben? Ist nicht alles Verstehen solch Einbilden? In das fremde Wesen bildest du hinein, was in deiner Seele vorgeht — und dann darfst du sagen: Ich verstehe das Wesen!“

Doch das Einbilden soll nicht zu weit gehen! Bedenke doch, reden — nach Menschenart reden . . .

„Läßt sich denn nur nach Menschenart reden? Horch, wie die Wildgänse ihrer nordischen Heimat entgegenschnattern! Skool, skool! reden sie — skool, dägeck!“

Meinethalben, die Wildgänse reden — mögen sogar skool rufen. Du aber, alter Freund — so lieb du mir bist — was ein Tier kann, du kannst es nicht! Die Tiere fühlen, haben eine Seele. Du hast keine — bist eben eine Pflanze.

Ablehnend wiegte der Wacholderbaum das Haupt: „Ich keine Seele? Mir sprichst du ab, was du einem Tier — dort dem armen Regenwurme — zugestehst?“

Schwermütiges Raunen ging durch die Kiefern: „Oh — oh! Zu ist der Sinn — auf einmal zu! Was hat ihn verschlossen? Oh — oh — Merlin, Merlin!“

Was tausend! Ihr Bäume wollt auch mitreden? Und Merlin nennt ihr mich? Wie kommt ihr denn dazu?

Die Kiefern raunten weiter: „Hörtest du nicht vom weisen Merlin — der die Sprache der Bäume und

aller Waldwesen verstand? Wir glaubten, du seist ein Merlin. Hast du nicht im Herbst zu unseren Füßen gelauscht auf unsere schwermütige Weise und aufgeschrieben, was wir klagten?"

Ja — das war in Gedichten! Als Denker bin ich anderer Meinung!

Der Wacholderbaum nahm wieder das Wort: „Bist du denn zweierlei? ein anderer, wenn du denkst? und ein anderer, wenn du dichtest? und da liegst du doch, ein einziger Merlin!"

Einzig wohl! Nicht einig!

„Oh!" klagten die Kiefern — „Merlin ist krank! Oh!"

„Ach ja!" seufzte der Wacholderbaum — „Merlin glaubt nicht an sich! Er möchte so gern glauben; aber dann räuspert sich der Verständige, der in ihm wohnt, und schilt: Unsinn!"

Die Kiefern blickten finster: „Ei, wie kommt denn der Verständige dazu?"

Ihr guten Bäume — ihr werdet mich wohl nicht begreifen! Der Verständige, sagt ihr. Ich sage: Wissenschaft. Meine Wissenschaft lehrt: Was du in Gedichten Kiefernraunen nennst, ist nichts als seelenloses Geräusch. Die Wipfel schwingen im Winde — ganz mechanisch — und erschüttern die Luft.

„Seelenloses Geräusch?" entgegnete der Wacholderbaum. „Und wenn nun der Mensch redet? Sage, Merlin, wie entsteht das Geräusch deiner Rede?"

Das ist doch was anderes! Beim Menschen wird die Luft aus den Lungen gepreßt und versetzt die Stimmbänder in Schwingung.

Die Kiefern meinten: „So entsteht Menschenrede eigentlich ähnlich wie unsere Rede. Bei uns schwingen die Wipfel — beim Menschen die Stimmbänder!"

Der Wacholderbaum fügte hinzu: „Und warum nennst du nicht das Geräusch deiner Stimmbänder seelenlos?"

Weil in der Menschenrede eine reiche Abwechslung lebt — die auf ein inneres Fühlen schließen läßt. Dagegen gibt das Geräusch der Wipfel nur von Kräften Kunde, die von außen stoßen. Bei gleicher Windstärke ist es dasselbe Geräusch, mag nun Sommer, mag Winter sein.

„Glaubst du wirklich" — versetzten die Kiefern —, „daß in winterlicher Starre und Verholzung unsere Wipfel kein ander Geräusch von sich geben als zur Zeit der Jugendsäfte?"

Nun gut! Saft und Trockenheit bedingen verschiedene Geräusche. Ich gebe auch zu, Saft und Trockenheit sind was Innerliches; doch sie bedeuten nichts Seelisches!

„Still!" tuschelten die Kiefern — „da kommt wer!"

Ein Ast knackte. Mit klatschendem Flügelschlag flog ein Storch von der Moorlake empor. Dann sang eine helle Stimme:

„Alle Vögel sind schon da —
Alle Vögel, alle!"

Es mußte ein Kind sein.

Und noch eine Stimme: „Marleneken!" — es klang krächzend — „kumm van de Moorlake wech!" — Das war ein altes Weib.

„Ein altes? Woher weißt du das?“ murmelte der Wacholderbaum. „Du siehst doch nichts!“

„Ich sehe nichts,“ entgegnete ich — „aber das hört man doch leicht heraus!“

„Ja — eine alte Frau ist es allerdings. Woran hast du es denn gemerkt? Kennst du sie?“

„Ich kenne sie nicht; aber so vertrocknet spricht nur eine Alte. Und die helle Stimme — das muß doch ein frisches munteres Ding sein!“

„Noch eins, Merlin — ehe sie kommen. Du sagtest vorhin, Saft und Trockenheit seien nichts Seelisches. Doch warum denkst du zu der trockenen Stimme eine alte, zu der frischen eine junge, muntere Seele hinzu?“

„Nun, das ist doch einfach: Weil Saft und Frische schließen lassen auf eine junge, muntere Seele, während der Trockenheit ein altes, mattes Fühlen entspricht!“

„Und warum willst du nicht auch bei uns Pflanzen diesen Schluß gelten lassen? Warum bildest du nicht in uns dasselbe hinein, wie in die Alte und in das Kind — ein Seelenleben, der menschlichen Seele ähnlich? — Und klänge selbst das Kiefernrauschen im Frühling nicht anders als beim Nahen des Winters — ich weiß, wie mir um diese Jahreszeiten zumute. Schon aus den Umständen darfst du schließen, daß die Kiefern bald jubeln, bald wieder stöhnen. Jubeln müssen sie, wenn der laue Frühlingssturm sie aufrüttelt . . .“

„Ja, der Dichter schließt so! Er beseelt Baum und Blume, Wind und Wolke. Doch der Denker . . .“

„Wenn nun aber dein Dichten ein rechtes Denken wäre?"

„Sst!" machten die Kiefern.

Das Kind und die Alte kamen hinter einer Schilfmasse hervor. Das Kind stutzte, als es mich erblickte; ein zierliches Mädchen mit rotgoldenem Haar; es trug Reisig in der Schürze. Die Alte bückte sich, zerbrach einen dürren Ast und warf die Stücke in die Kiepe auf ihrem Rücken. Das Mädchen hielt sich scheu zur Alten. Die murmelte vor sich hin, und dann gingen die beiden wieder fort, indem sie sich hier und dort nach Holz bückten.

Als sie zwischen den braunen Stämmen verschwunden waren, wandte ich mich zum Wacholderbaum: „Das Kind ist wohl die Enkelin der Alten? Habe ich die beiden nicht schon gesehen? Waren sie es nicht, die auf dem Friedhof . . .?"

Starr und steif stand der Wacholder, als kenne er mich nicht. Und auch die Kiefern waren so fremd und stumm. Ich hörte nur ihr feines Sausen und des Schilfes Lispeln. Ich sah mich um; schon wob die Abenddämmerung zwischen den violetten Stämmen. Voll dunkler Verstecke lag der Forst. Wohin war denn nun das scheue Märchen geschlüpft? Komm doch wieder, liebes Märchen!



Am Teufelsmoor

„Lebwohl, Wacholderbaum! Oder willst du mich ein Stück geleiten? Warum nicht? Wenn du redest — natürlich in meiner Einbildung — wirst du auch gehen können. Sieh die Erlen drüben, wie sie mit den Wurzelbeinen im Wasser umherstelzen möchten. Zieh deine Wurzeln aus dem Boden und komm mit.“

Wie ich über den moosigen Waldboden schreite, und es dumpf unter meinen Tritten hallt, kommt es mir vor, der Wacholderbaum sei wirklich mein Begleiter. Da huscht er zwischen den Föhrenstämmen, und kleine Wacholderbüsche humpeln ihm nach. Dann steht er auf einmal am Wege und hat die Wurzeln eingegraben, als gehöre er von je dahin.

Fauchend fliegt ein Käutzchen durch die Wipfel. Halt! Rechts hat sich der Wald aufgetan, und da dehnt sich dunstig die moosige Wiese — das Teufelsmoor. Im Vordergrunde greifen ein paar Eichen mit schwarzen Polypenarmen in den mattgelben Abendhimmel. Nebel brodeln empor und quirlen um Erlenstumpfe, die halb versunkenen Gerippen gleichen. Ein Kiebitz flattert hin und her, kreischend vor Zorn über den Störer! Unbesorgt! Dein Nest ist sicher vor mir. Die tückische Moosdecke ließe mich im Schlamm versinken.

Unheimliche Stätte! Drunten in der schwarzen Tiefe liegen Knochen und rostige Waffen. Eine Schlacht ward hier geschlagen, so geht die Sage. Und nun seh ich in der Dämmerung aus seinem Modergrabe

steigen den Spuk der grauen Zeit. Sehe die fremde Reiterhorde, wie sie durch den Forst bricht — gehetzt von den heimischen Fischern und Bauern, die mit Armbrust, Spieß und Sense vordringen von Stamm zu Stamm. Im Dickicht ward die Behendigkeit der braunen Rossekrieger zuschanden. Da tut sich auf einmal die Lichtung vor ihnen auf, hastig streben sie hin. Doch hier im Schutze der Dämmerung lauert das Teufelsmoor. Und wie die Vorhut jubelnd hineingaloppiert, brechen Roß und Mann durch die Moosdecke. Über sinkende Leiber stürzen die Nachdrängenden — von hinten hauen Sensen, wüten Spieße. Ein Krachen, Patschen, Brüllen, Wiehern, Stöhnen, Ringen, Zappeln — und die Nachtwolken schütten ihre Finsternis drüben aus.

Dann lodern Feuer im Walde — die Sieger wärmen sich, schmausen Rehfleisch und zechen Bier. Und wenn dumpfer Hilferuf vom Sumpfe schallt, der mit zähem Maule die letzten Zappler hinunterschlürft — dann bricht am Feuer höhnisch Gelächter los.

„Supt man tau, jü Wülfe! Supt Modder!“ ruft ein Bauer.

„Jo“, meint ein anderer, „Minschen sind dat ne — düse geelen Fratzen mit de knokigen Backen und Slitzogen!“

„Se plappert un huult — keen Minsch versteiht dat — dat is keen Dütsch un is ook keen Wendisch! Tierspraak is dat!“

„Von de zoddeligen Peere, up dei se ride, stammt se af — half Minsch und half Peerd. Rünner mit dat

Ludertüg! Sluck se man rin, Düwelspuhl! Heilo!"

Dumpfes Brausen dröhnt auf einmal fernher. Nicht mehr der Siegesfeier Lärm, die Eisenbahn ist es; drüben durchquert sie den Forst. Von Südosten kommt der Zug, in donnerndem Fluge trägt er Urenkel der gelben Rossekrieger durch die Kiefernheide. Mensch und Mensch haben einander verstehen gelernt.

„Aber nicht Seele und Seele!" Es ist der Wacholderbaum, der neben mir ragt. „Ja — fährt er fort — Menschenseele versteht noch nicht die Pflanzenseele. Da wollt ihr klug sein und seid wie die Bauern und Fischer hier vor Zeiten. Die sagten von den gelben Rossekriegern: „Minschen sind dat ne." Und so meint ihr von uns Pflanzen: Das sind keine Seelen! Aber lernt doch im Fremden das eigene Wesen erkennen!"

„Du tust mir unrecht, Juniperus! Die Bauern waren beschränkt, wenn sie ihresgleichen nicht erkannten. Doch die Pflanze ist ja nicht meinesgleichen — ist mir gar zu unähnlich im Bau und Benehmen."

„Bin ich dir etwa unähnlicher als Wurm, Krebs und Fisch? Denen schreibst du fühlende Seele zu! Warum nicht auch mir? Wie? Was sagt der Verständige dazu?"

„Er meint: Bewußtsein kann nur wohnen, wo ein Organ dafür — Hirn, Nervengezweige — vorhanden ist. Reh und Vogel, Fisch, Krebs und Regenwurm haben deswegen seelisches Leben . . . Doch was horchst du in den Wald, Juniperus? Kommt schon wieder wer?"

Der Wacholderbaum nickte: „Hunde kläffen — es wird der Förster sein.“ Nach einigem Besinnen fuhr er fort: „Was ich sagen wollte — Nerven sind ja wohl so was wie Fasern oder Fäden, die im Innern sitzen? Und das Hirn steckt oben im Kopfe?“

„Allerdings! Und weil euch Pflanzen Nerv und Hirn fehlt, darum habt ihr keine Seele.“

„Sieh, Merlin, dort kommt der Förster. Daß der eine Seele hat, weiß die Alte von vorhin so gut wie du. Wie kommt aber die Alte dazu? Weswegen bildet sie in den Förster eine Seele hinein? Etwa wegen seines Hirns? Läßt sich die Alte sein Hirn und seine Nervenfäden vorzeigen, ehe sie an seine Seele glaubt? Was weiß sie überhaupt von Hirn und Nerven! Nein, die Alte denkt einfach: Da kommt was, das mir ähnlich ist und sich auch benimmt wie ich! Drum wird es auch innerlich mir ähnlich sein — wird eine Seele haben! — Nun sage, Merlin, denkt die Alte nicht ganz richtig?“

„Das schon! Wenn zwei Wesen äußerlich übereinstimmen, so werden sie es auch im Innern tun, soweit dies dem Äußern entspricht.“

„Nun gut, Merlin! Wende das auf die Pflanzen an! Siehst du nicht, daß wir in Bau und Benehmen euch Menschen recht ähnlich sind? Nicht? Ach freilich, deswegen eben leugnet ihr unsere Seele, weil ihr kein rechtes Verständnis habt für unsere Ähnlichkeit mit euch! Ich sage ja, ihr seid wie die Bauern . . . Na — ich kann mich jetzt nicht länger mit dir abgeben, Merlin. Da ist der Förster. Mit dem magst

du nach Hause gehen; es ist schon dunkel. Ich muß hier bleiben. Nimm ein Andenken von mir mit — diesen Zweig — er soll dich mahnen an den alten Wacholderbaum, der es gut mit dir meint, dem du aber die Seele absprichst . . . ."



Mit dem Förster

„Guten Abend, Herr Förster!“

„'n Abend! Ei Sie sind's, Herr Dokter? So spät?“

„Habe mich ein wenig verplaudert. Dieser Wacholderbaum wollte mir weismachen, er habe eine Seele. Was meinen Sie dazu?“

Der Förster starrte mich an und paffte aus seiner Pfeife. Sein Dachshündchen schnupperte mir am Bein. Plötzlich ging dem Manne ein Licht auf — seine Augen kniffen sich klein, und unter dem dicken Barte zuckte ein Grinsen. „'ne Seele? Jā — da müssen Se schon beim Herrn Pastur fragen — dei versteiht dat bäter!“

„Wieso denn? Sie als Waldmensch verstehen sich doch auf das Pflanzenzeug!“

„Dat schon! Aber nich auf Seelen — die hernach zwei Flüjel haben — un mit die Engels . . .“ Er sah mich verlegen schmunzelnd an.

„Ach wo! Das ist eine Katechismusseele! Die meine ich nicht! Ich meine, ob so ein Wacholderbaum wohl was fühlt. Passen Sie mal auf . . .“ Ich zog mein Messer und suchte mir einen hübschen Zweig.

„Fühlt nix!“ meinte der Förster.

„So? Woher wissen Sie das?“

„Zuckt ja nicht!“

„Zucken tut er freilich nicht. Aber — kennen Sie die Mimose? Die kann zucken. Wenn man die anrührt, falten sich die Blättchen zusammen — als ob eine Schnecke die Fühler einzieht.“

„Habe von jehört. Aber 'ne Schnecke, die is doch anders. Die kriecht! Un erst so 'n Hase, der macht, daß er fortkommt! Oder 'n Fisch, der jeht jleich uf 'n Jrund!"

„Sie meinen, weil der Wacholder nicht fortläuft, wenn man mit dem Messer drankommt? Aber muß denn alles, was 'ne Seele hat, gerade laufen können? Eine Lebensweise paßt eben nicht für alle Wesen! Denken Sie mal, wenn nun der Fisch sagen wollte: Die Menschen haben keine Seele, können ja nicht mal unter Wasser bleiben!"

„Jä — wi mütten doch Luft hebben!"

„Na, sehen Sie! Und der Wacholder muß doch Erde haben — muß die Wurzeln im Boden lassen; würde ja sonst verwelken!"

Ich hatte den Wacholderzweig abgeschnitten, betrachtete ihn und fragte: „Hat's weh getan?"

Der Zweig kicherte verstohlen. Ich blickte den Förster an — er merkte nichts.

„Na, Herr Förster, wollen Sie mich mitnehmen?" Und wir gingen.

„Warum lachtest du eigentlich?" raunte ich dem Zweige zu.

„Über den Förster! Nun verlangt ihr Menschen wohl gar, wir sollen humpeln wie Hasen? Sonst wollt ihr nicht an unsere Seele glauben. Das fehlte noch! Nein, wir lassen die Wurzeln hübsch im Boden — haben's ja nicht nötig, uns umherzutreiben. Der Hase freilich, wenn der wo die Kräuter abgefressen hat, muß er weiter. Wir Gewächse dürfen getrost

stehen bleiben. Sonne, Luft und Regen strömen uns zu, und unsere Wurzeln erstrecken sich in die Tiefe und Breite, so daß sie immer neue Nahrung finden. Hätten es Tiere und Menschen so schön, sie brauchten sich nicht umherzutreiben, und Wurzeln hätten sie statt der Beine. Wollten wir aber wie der Förster denken, ihm könnten wir die Seele abstreiten, weil er keine Wurzeln schlägt, sondern haltlos hin und her schweift."

„Schon gut, lieber Zweig! Der Förster ist für mich nicht maßgebend."

Wieder zum Förster wandte ich mich: „Also, weil der Wacholder sich nicht fortbewegt, soll er keine Seele haben? Aber Sie wissen doch, auch Pflanzen bewegen sich von selber?"

„Da haben Se woll recht! Jä — wenn man so die Blüten sieht — wie sie sich nach die Sonne drehn — un manche schließen sich nachts wie Augen . . . Jä — bewejen tun sich die Pflanzen! Ich meine man bloß, laufen können se nich."

„Nun will ich Ihnen aber mal was erzählen, Herr Förster! Denken Sie sich 'ne Bretterwand. Auf der einen Seite wächst ein Busch — es war eine ausländische Pflanze. Der Busch hat nicht genug Wasser. Auf der anderen Seite der Wand aber fließt ein Bach. Was tut nun der Busch? Nach fünf Jahren steht er auf der anderen Seite, am Wasser. Ist richtig unter der Bretterwand — durchgekrochen!"

„Durchjekrochen? Ach nee!"

„Was denn sonst? Seine Wurzeln haben sich unter der Bretterwand nach dem Wasser hin erstreckt und

hier neue Schossen getrieben — die sich kräftig entwickelten — die alte Blätterkrone aber starb allmählich ab."

„Ja, so! Kriechen is doch eijentlich was anderes!"

„Sind nicht die Wurzeln wie Schlangen gekrochen und haben die Blätterkrone mitgenommen?"

„Aber nich die alte Blätterkrone — 'ne neue haben se jetrieben! Die Schlange aber nimmt ihren janzen alten Körper mit."

„Na gut! Es gibt aber auch Pflanzen, die genau wie Schlangen sich dahinschlängeln. Die Sporen vieler Algen bewegen sich lebhaft, wie mit Willkür — wie Tiere!"

„Sind vielleicht auch Tiere!"

„Jedenfalls werden Pflanzen draus. Sie haben aber recht, hier verwischt sich der Unterschied zwischen Pflanze und Tier."

Nachdenklich schritt der Förster neben mir. Nach einer Weile lachte er kurz und schmunzelte.

„Na, Herr Förster, was gibt's denn?"

„Mir kommen so dolle Gedanken! Wenn nu die Pflanze 'ne Seele hat — un meine Leute schlagen Holz — un so 'ne Seelenkiefer zuckt auf einmal — un zieht die Wurzeln raus un rennt wech, haha — un meine Leute hinterher — un da dreht das Seelenbiest sich rum un — haut mit die Zweije un brüllt — haha!"

Ich lachte mit. Der Wacholderzweig aber meinte: „Pah! Nun sollen wir gar noch brüllen! Na ja — grob muß man diesen Menschen kommen. Wenn wir

bloß säuseln, glauben sie nicht an unsere Seele. Seelen-brüller muß man sein!"

„Sehen Sie, Herr Doktor", fuhr der Förster fort, „wenn ich so was mal erlebte — da hätten Sie recht — mit Ihrer Seele!"

„Ich? Meinen Sie etwa, ich wollte behaupten, die Pflanzen hätten eine Seele? Ich — ich wollte bloß sagen, wer die Eigenbewegung für ein Zeichen von Seele hält — ich selber lasse das noch dahingestellt — der muß den Pflanzen Seele zuschreiben."

„Jä! — Wenn nu aber die Kiefern — wie jesagt — wenn sie hauten un brüllten?"

„Das wäre allerdings bedenklich!"

„Ei, ei, Merlin!" warf der Wacholderzweig spöttisch ein. „Solche Pflanzen also hieltest du für eine Art Tier und schriebest ihnen fühlende Seele zu? Und fragst nicht erst, ob sie Nerven haben? Denke doch an die Nerven und das Hirn! Nur wer so was hat, kann ja wohl bewußt sein? Und doch willst du jetzt nervenlose Bäume für beseelt halten — bloß weil sie mit Geschrei sich zur Wehr setzen?"

„Wenn man sich die Sache überlegt," fuhr ich fort, „so bedeutet freilich das Schreien nicht viel. Was wäre schließlich an einer schreienden Kiefer Besonderes? Schreien ist einfach eine Bewegung. Schreien würde die Kiefer, hätte sie eine Lunge, die sich stoßweise bewegt. Nun haben die Kiefern zwar eine Art Lunge — sie atmen — aber nicht stoßweise pumpen sie die Luft aus."

„Haben das eben nicht nötig!" bemerkte der Wach-

olderzweig. „Wozu sollte die Pflanzenlunge eine Stimme ausbilden? Ja, beim Reh — da tut Stimme not. Es muß locken, warnen, Hilfe rufen. Doch ich und meine Geschwister — wir wurzeln fest im Boden — wozu sollten wir schreien? Bei uns würde kein Schreien helfen!"

„Un doch, Herr Dokter! Schreiende Pflanzen müßten 'ne Seele haben! Ich will ja nich sagen, was nich schreien kann, hat keine Seele — nee! Aber wenn die Kiefern, wenn sie schreien könnten — un obendrein noch prüjelten — da müßten se doch was fühlen!"

Mit verhaltenem Spotte nickte der Wacholderzweig: „Ja, ja! So seid ihr Menschen! Recht menschenähnlich muß man sein — sonst hat man keine Seele! Warum soll nun gerade Schreien und Schlagen eine fühlende Seele anzeigen? Schreien und Schlagen sind Bewegungen. Genügen denn nicht die Bewegungen der Wurzeln, Ranken und Blüten? Bewegung ist Bewegung!"

„Schreien und Schlagen", warf ich ein, „sind aber zweckmäßige Bewegungen, die auf Empfindung, auf geistiges Leben schließen lassen."

„Und die Bewegungen der Wurzeln, Ranken und Blüten, lassen die etwa nicht auf Empfinden schließen — sind die etwa nicht zweckmäßig?" versetzte der Zweig.

Da hatte er nun wieder recht! Überhaupt, dieser Zweig — so schlicht er sich gab — ein richtiger Philosoph!

„Rrrr — wuff!" machte der Dachshund und hastete

mit eingeklemmtem Schwanze im Bogen an einer Gestalt vorbei, die im Dunkel am Fließe kauerte. Eine struppige Hexe — die hageren Arme schwangen einen Besen. Eine alte Weide war's! Sie schnitt dem scheuen Tiere Grimassen und hetzte heimlich! „Kß — kß!"

„Ruhig, Waldmann!" sagte der Förster. Dann wandte er sich zu mir: „Der dämliche Hund denkt jetzt, die Weide hat 'ne Seele! Un sie hat doch keine!"

„Und warum denkt der Hund so?"

„Na — weil sie im Dunkeln so hockt wie 'n Mensch!"

„Hat denn aber der Hund nicht einen richtigen Grundgedanken dabei? Schließen wir nicht alle von der äußeren Gestalt auf das Innere? Der Hund macht es auch so — bloß, daß seine Einbildungskraft schon durch eine plumpe Ähnlichkeit gepackt wird und nun gleich menschliches Wesen in das Ding hineinbildet."

„Wenn Sie es aber nu auch so machen, wie der Hund? Un sich bloß einbilden, die Pflanzen hätten 'ne Seele?"

„Gut, Herr Förster! Und wenn auch Sie sich bloß einbildeten, ich — diese Gestalt hier — hätte 'ne Seele? Woher wissen Sie denn, daß ich eine habe? Was Sie von mir wissen, ist ja nur das Äußere! Von meinem Inneren können Sie nur Einbildung haben!"

„Nu brat mir eener 'n Storch!" brummte der Förster.

„Ich will ja nicht sagen, Sie bilden sich was Falsches ein; es gibt auch richtige, wahre Einbildungen. Aber jedenfalls machen Sie es geradeso wie der Hund. Vom

Äußeren schließen Sie auf das Innere — in mich bilden Sie eine Seele hinein, nach Art Ihrer eigenen Seele — einfach, weil ich so aussehe und mich so benehme wie Sie! In den Hund bilden Sie zwar nicht dieselbe Seele hinein, doch eine ähnliche. Fisch und Krebs lassen Sie auch noch als beseelt gelten — obschon Sie deren Innenleben weit weniger verstehen. Diese Tiere schreien eben nicht, wenn man ihnen wehtut. So machen wir uns nicht viel daraus, lebendige Krebse in siedendes Wasser zu werfen. Noch weniger kann man sich in eine Auster versetzen — die zappelt nicht mal . . ."

Der Förster nickte schmunzelnd: „Un da tut man Zitrone drauf un schlürft se mit Wein runter!"

„Na, sehen Sie! Und in die Pflanzen versetzen wir uns wohl deswegen so schwer, weil ihr Inneres in seltsamer Art sich äußert — weil ihre Seele eine fremde Sprache spricht."

„Recht so, Merlin!" frohlockte der Zweig. „Nun bist du nicht mehr wie die Bauern, die im gelben Reiter mit den Schlitzaugen und der fremden Sprache nicht den Menschen erkennen wollten!"

„Ja, mein lieber Wacholderzweig", versetzte ich etwas gereizt, „das ist alles ganz schön, was du mir da orakelst — und du bist ein Pfiffikus, das habe ich längst gemerkt. Nur eins verstehe ich nicht. Mag in deinem grünen, stacheligen Leibe eine Seele wohnen — gut! — Dann ähnelt sie etwa einer beschränkten Tierseele! Aber philosophieren, das kann sie nicht! Das machst du mir nicht weis!"

Der Wacholderzweig schwieg beleidigt.

„Nun zeige deine Dialektik, grüner Philosoph!“

Er aber blieb stumm.

„Heda!“ raunte ich und schüttelte den Zweig. „Antworte! Siehst du wohl, du kannst nicht! Prahlhans, der du bist! Flunkerei . . .“

Die Hand des Försters legte sich auf meine Schulter.

„Was is denn los?“

Ich blickte ihn belustigt an.

„Donnerwetter! Jetzt sehen woll Sie Gespenster — wie eben mein Waldmann?“

„Wahrhaftig! Mir war, ich hörte den Wacholderzweig reden!“

„Da sind Se woll son Spökenkieker?“ lachte der Förster. „Oder, oder“ — er drohte schalkhaft mit dem Finger — „mir schwant, Sie wollen mir 'en bisken anulken mit Ihre Pflanzenseele. Nich? Na Spaß muß sinn! Un jetzt man jute Nacht, Herr Dokter! Ich muß nu hier links. Jehn Sie man immer jeradeaus!“

„Gute Nacht, Herr Förster!“



Wacholderzweig und Schädel

Ich erwachte — es war, als habe jemand zu mir gesprochen.

Doch einsam war's wie sonst um mich. Vor dem Fenster knarrten Baumäste im Nachtwinde.

Ein Strahl des Mondes stahl sich durch den Vorhang. Wie ein Glühwürmchen glimmerte er auf dem glatten Schädel, der auf dem Schreibtische lag. Der Schädel diente zum Beschweren loser Papiere — seit seine phrenologische Bemalung mir wertlos geworden war.

Daneben blinkte mein Mikroskop.

Auch über den Wacholderzweig, der in einer Vase stand, verbreitete sich der bläuliche Dunst.

Da lodert er nun wie eine Schwefelflamme, der Sprößling des Waldpropheten! Und auch seinen Vater, die dunkelgrüne Säule draußen im einsamen Forste, umfließt jetzt das Silberlicht . . .

Doch nein! Wenn kein Auge den Wacholderbaum sieht, hat er ja keine Farbe, keine Form. — Was bleibt da von ihm übrig?

Noch jüngst wußte ich nichts zu nennen. Nun hat sich doch schon belebt die Öde des Dinges an sich. Nun ahne ich — ja, so wird es sein — für sich ist der Wacholderbaum Seele — die empfindet, fühlt, begehrt. Und so besteht der ganze Wald aus Bewußtseinsfackeln — wenn sie auch nur schwelen . . .

„Ich schwele nicht!" sprach auf einmal der Wacholderzweig in der Vase; „bin eine lodernde Seelenfackel!"

„Geht das Pflanzengerede wieder los? Na — meinetwegen! Sehen wir zu, was dabei herauskommt! — Also, Seelenfackel! Daß du eine bist, bestreite ich ja nicht. Das du aber philosophieren kannst, ist eine ungereimte Prahlerei. Wärest du je dazu fähig gewesen, so müßte dir jetzt die Lust vergehen. Bist ja ein abgerissenes Glied. Von deiner Nahrungsquelle, der Wurzel, getrennt, mußt du verhungern, verdorren. Und so kann in deiner Zellenseele allenfalls die dumpfe Empfindung des Absterbens leben — sonst nichts."

„Was zu dir spricht", versetzte der Zweig feierlich, „ist mehr denn ein verwelkendes Glied. Und mein Vater, wie er im Walde sich dir offenbarte, ist mehr denn Zellenseele. Wir sind ein Gedanke Pans!"

Ich mußte lächeln. „Ein Gedanke Pans? Mir scheint vielmehr, wie du da redest, bist du ein Gedanke von mir — ein bloßes Eingebilde — ebenso wie das Gespräch mit deinem Vater nur in meiner Einbildung sich abspielte."

„Hem, hem!" räusperte sich auf einmal der Schädel, „ganz meine Ansicht, lieber Doktor! Wir Psychologen lassen uns kein X für ein U machen. Und ich an Ihrer Stelle würde diesen grünen Prahlhänsen . . ."

„Aber", unterbrach ich die vorlaute Einmischung, „da hört doch alles auf! Nun soll ich gar einem alten Knochen Rede stehen! Was weiß denn dieser Schädel überhaupt von meinem Gespräch im Walde? Er war doch nicht dabei!"

„Erlauben Sie, lieber Doktor! Die Akten! Die

Papiere, die ich halte! Sie selbst haben den Vorfall ja protokolliert! Und ich habe die Akten studiert — gewissenhaft — mit Scharfsinn . . ."

„Du warst indiskret!"

„Ah — bewahre! Ich bitte Sie, mein Lieber! Sie haben ja eigenhändig die Akten mir anvertraut! Auch wollte ein langjähriger Freund und Fachkollege wie ich . . ."

„Fachkollege? Na weißt du — deine Phrenologie . . ."

„Phrenologie", unterbrach mich gereizt der Schädel, „kommt hier gar nicht in Betracht! Die würde ich überhaupt nicht zum besten geben einem Manne gegenüber, der einmal geäußert hat . . . Doch lassen wir das! Ich rede hier lediglich als Psychologe — und verdiene nichts weniger als Ihren Tadel — da ich den psychologischen Schlüssel Ihres phantastischen Abenteuers im Walde — gefunden habe!"

„Ei, ei! Und das wäre? Nur her mit dem Schlüssel!"

Mit wichtigtuender Miene überlegte der Schädel — wobei er an meiner Spannung sich zu weiden schien. „Herr Doktor," begann er, „ich weiß, das Gespräch mit dem Wacholderbaum hat einen tiefen Eindruck auf Sie gemacht. Wenn Sie es auch mit Recht für bloße Einbildung erklären — semper aliquid haeret? Ist es nicht so?"

„Ich leugne es nicht", erwiderte ich. „Wie eine Offenbarung hat mich der Gedanke berührt, die Pflanzen seien beseelt. Und je mehr ich seitdem darüber nachsann, desto reicher drängten sich Bestätigungen herbei."

„Recht so, Merlin!“ nickte der Wacholderzweig.

„Ich dachte es mir“, meinte der Schädel mit der Überlegenheit eines Arztes. „Und nun beantworten Sie mir gewissenhaft eine weitere Frage: Hat das Problem der Pflanzenseele Ihr Nachdenken schon vor der Unterredung mit dem Wacholderbaum beschäftigt?“

„Interessiert hat mich die Frage natürlich längst!“

„Interessiert! Das genügt! Wer sich für ein Problem interessiert, denkt immer darüber nach — wenn auch unbewußt. Es ist Ihnen ja bekannt, Herr Doktor, welche Rolle die moderne Psychologie den unbewußten Geistesvorgängen einräumt. Einem Theater läßt sich der Geist vergleichen. Seine Vorgänge spielen sich nicht sämtlich vor dem Zuschauer im Lichte des Bewußtseins ab; ein Teil bleibt hinter den Kulissen. Zu diesen versteckten Schauspielern gehören werdende Ideen, Gedanken, die in der Bildung begriffen sind. — Nun hat die Frage, ob die Pflanzen beseelt, Ihr unbewußtes Nachdenken längst beschäftigt, wie Sie ja zugeben. Und jetzt kommt meine These: Die Ergebnisse Ihrer heimlichen Gedankenarbeit traten plötzlich — beim Anschauen des Wacholderbaumes ausgelöst — hinter den Kulissen vor, ins Licht des Bewußtseins — und vollführten auf der Bühne ihr Drama. Ein Märchendrama wurde es — Ihrer dichterischen Stimmung angemessen, lieber Doktor! Daß Sie Dichter sind, werden Sie ja nicht leugnen . . . Na also! Da haben Sie den Schlüssel zum Verständnis Ihrer — sagen wir Pflanzen-Spukgeschichte! Und nun sehen

Sie wohl, auch ein alter Knochen — wie Sie sich auszudrücken beliebten — versteht Psychologie!"

„Alle Achtung, mein werter Schädel! Das ist allerdings eine wackere Erklärung! Ein subjektiver Gedankengang hat sich traumhaft objektiviert — in der Tat, das leuchtet ein!"

„Und nun weiter, lieber Doktor!" fuhr der Schädel eifrig fort, „bemerken Sie, wie folgerichtig aus dieser Deutung sich der jähe Abbruch Ihres Gesprächs im Walde ergibt? Ihre unbewußte Überlegung stieß auf den Einwand: Wenn die Pflanzen eine Seele haben, so ist diese doch nur sehr dürftig entwickelt! In diesem Momente gestanden Sie sich: Einem Wacholder darf man keine tiefsinnigen Reden zutrauen! Und da hatte der Traum sich selbst widerlegt und — mußte vergehen."

„Ich verstehe! Mein Traum beging gleichsam Selbstmord — ich erwachte zum strengbegrifflichen Denken — der Prophetenschein des Wacholderbaumes zerrann. — Wenn ich mein Erwachen aus der Märchenwelt doch ein wenig bedauere, so trägt mein Dichterherz die Schuld — das zarte Seelchen! Doch es wird einigermaßen versöhnt sein, nun ich zugebe, daß immer ein Bewußtsein in den Pflanzen wohnt — wenn es auch gering entwickelt ist und wenig verständliche Formen hat."

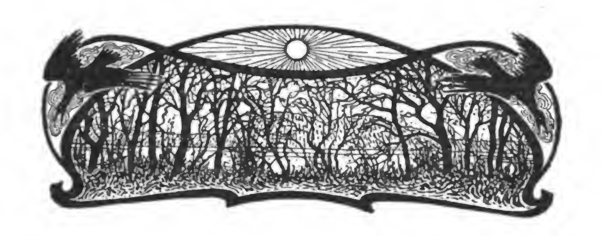
„Ach was — Bewußtsein!" meinte der Schädel wegwerfend. — „Nehmen Sie mir's nicht übel — nicht übel — ja hum . . ." Ich hörte ein Brummeln — unverständlich. Es ging in Raspeln über — als

ob jemand mit einer Säge . . . rach — rach — rach — rach . . .

Hup! Ich fuhr empor . . . Bleich dämmerte der Morgen zum Fenster herein. Noch halb verschlafen zwitscherte eine Haubenlerche. Im Zimmer war alles stumm. Nur meine Taschenuhr tickte.

Geträumt hatte ich — und zuletzt geschnarcht!





Pflanzenkind

Die Winterwolke flieht verdrossen,
Den Himmel schmückt ein sanftes Blau.
Da lächeln goldig übergossen
Gehügel, Garten, See und Au.

An die entzückte Erde schmiegt
Liebkosend sich die junge Sonne.
Lichtgrüne Gliedlein dehnt und biegt
Das Pflanzenkind in stiller Wonne.

Es schaut empor, sein Lächeln schmeichelt
Erquickend wie ein klarer Quell;
Und wie von Kinderhand gestreichelt
Wird mir die düstre Stirne hell.



Allerlei Waldseelen

Morgensonne sprüht durch die Kiefern. Finken schmettern.

Im Moose eine Schnecke. Auf einem Erdbeerblättchen klebt sie mit ihrem Schleime fest. Nur ohne Sorge, kleines Ungetüm! Du fällst in keinen Abgrund — das Blättchen liegt ja platt am Boden, niedergedrückt durch dein Gehäuse.

Doch freilich — für dich ist groß, was mir winzig vorkommt. Dich umstarrt ein Urwald von grotesken Formen — Dickichte von Moos, Bäume von Preiselbeergrün, ungeheuere Schafte, dazwischen verstreut braune Stangen, verfilztes Gefaser.

Schwerfällig wankt das Ungetüm durch diese Wildnis — schier dem Elefanten gleich, der einen Turm auf dem Rücken schleppt und manchmal seinen Rüssel verlängert. Vier Rüssel sogar, ein paar große und ein paar kleine, hat mein gelbweißer Elefant.

Jetzt reckt er die großen Rüssel — aus dem Inneren des Schlauches rollt sich eine schwarze Kugel hervor, gleich einem Glotzauge. Nachdenklich schwenkt das Ungetüm den Kopf — nun wieder ähnlich einem Büffel mit mächtigen Hörnern. Welch' gewichtiger Entschluß entringt sich diesem Haupte? — Aufbruch? Wanderschaft? — Ja, es gilt, drüben das Riesenblatt zu erreichen!

Und der klumpige Leib buckelt sich, das Haus wankt, mühsam gehoben und geschoben. Hup — und nochmals hup! Hier ein grüner Balken! Anklammern! Hoch — uff! Festhalten, fest!

Bum — da sinkt das schwere Haus zur Seite — auf ein Moosdickicht. Dabei kommt eine Stange dem Fühlrüssel in die Quere — au — schnell eingezogen die Fühler und samt dem Kopfe geborgen unterm Hause! Bald aber schieben sich die Fühler zu neuem Tasten vor, und es geht wieder hup — hup!

Seltsam possierliches Wesen! Ich möchte wohl eindringen in deine Seele — die hier dämmerig vor mir liegt. Faust möcht' ich sein, der sein enges Ich zum All erweitert — Merlin, der die Sprache der Waldwesen versteht. Einen Merlin nannten mich die Kiefern; doch wie soll ich die Pflanzen verstehen, wenn ich diese Schnecke anstaune wie ein dunkles Abenteuer?

Mit der Schnecke verglich ich jüngst die Mimose. Jetzt schüttle ich drüber den Kopf. Die Mimose faltet freilich die Blättchen bei ungewohnter Berührung und erinnert so an ein empfindendes, zuckendes Tier. Es ist aber doch ein anderes Zusammenfahren, wenn die Schnecke ihre Fühler einzieht und unter dem Gehäuse sich birgt.

„Wieso?" Der so fragte, war der Wacholderbaum.

Ich wandte mich zu ihm: „Wieso? Nun, weil das ganze Gebaren der Schnecke — ihr prüfendes Umhertasten, ihr Hinkriechen nach geeigneten Stellen — offenbar eine bewußte Seele, ein Fühlen und Begehren, anzeigt. Wo aber findet sich in der Planzenwelt solch Gebaren?"

„Ich kann auch tasten und kriechen, habe auch Fühlen und Begehren!" bemerkte sprossender Hopfen zwischen dem Erlengestrüpp.

Der Wacholderbaum nickte: „Ja, Hopfen! Erzähle ihm, wie du es machst!“

Der Hopfen reckte sich: „Da seht — wie ich zuerst senkrecht emporsprosse. Bald jedoch habe ich Stützen nötig. Die muß ich mir suchen. Da biege ich mich — in solcher Höhe hier — wagerecht — und tappe umher — im Bogen. Seht ihr? so!“

„Wie eine Raupe!“ bemerkte der Wacholderbaum. „Du hast doch schon beobachtet, wie die Raupe den Vorderleib emporreckt und in die Runde tastet?“

„Hört nur weiter!“ fuhr der Hopfen eifrig fort. „Ertaste ich nun eine Stütze — wie diesen Erlenzweig — so ergreife ich sie — und krieche ringelnd an ihr empor.“

„Da hast du's, ungläubiger Merlin!“ sagte der Wacholderbaum. „Er greift und kriecht!“

„Wie Raupe und Schnecke!“ fügte der Hopfen hinzu.

„Nun, Hopfen, sage auch, was du tust, falls du keine Stütze ertastest!“

„Dann wachse ich ein Stück höher und beginne das Umhertappen in einer höheren Lage.“

„Wenn du aber auch hier nicht das Gesuchte findest —?“

„Lasse ich mich auf den Boden sinken, krieche erst eine Strecke weiter und erhebe mich dann zu neuem Tasten — ganz einfach!“

„Nun, Merlin? Was sagst du dazu? Warum reckt sich der Hopfen nicht stumpf an der berührten Stütze vorbei? Warum antwortet er auf des Zweiges

Berührung zuverlässig mit Umranken? Mußt du nicht gestehen, daß er tastend den Erlenzweig empfindet?"

„Das Umranken könnte auch ohne Empfindung zustande kommen — als eine seelenlose, rein mechanische Rückwirkung!"

„Nun, — dann könnte solch eine seelenlose Rückwirkung auch bei der Schnecke vorliegen — wenn sie die Fühler einzieht, sobald sie an etwas anstößt."

„Äh!" kam ein Nörgeln wie von einer grämlichen Weiberstimme aus dem Wipfel einer Kiefer. Es war eine Mistel, die sich hier angeklammert hielt. Wie krallende Finger spreizte sie mir die gelblichen Zweige entgegen. „Was will er nur mit seiner dummen Schnecke? Äh!"

Die Kiefer nickte bedächtig und knarrte: „Ja! Dies Fräulein Mistel hier an meinem Arm — hem — hat eine lehrreiche Geschichte. Das Samenkörnchen, dem sie entsproß, hing unterhalb des Astes — ohne ihn zu berühren — ja, unterhalb, im Gewebe einer Spinne. Und doch fand es den Ast, wo es wurzeln wollte! Mit Sicherheit erstreckte es seinen Keim zum Aste — senkrecht empor — ja — hem!"

Der Wacholderbaum nahm wieder das Wort: „Es spürte also den Ast! Es suchte ihn, geleitet von Empfindung!"

„Was diese Fälle beweisen" — entgegnete ich — „ist eben nur dies: der nahe Kiefernast übte auf das keimende Korn einen bestimmenden Einfluß aus. Und so auch die berührte Stütze auf den Hopfensprößling. Daß aber dieser Einfluß seelisches Leben bedeutet —

daß die Planzen dabei etwas empfinden —, darf man nicht ohne weiteres annehmen. Wenn zum Beispiel ein feuchtes Brett sich krümmt unter dem Einfluß der Sonnenhitze, so braucht es doch kein Bewußtsein davon zu haben."

„Aber Merlin! Hältst du denn das Brett für so lebendig wie den sprossenden Hopfen, die wuchernde Mistel?" sagte der Wacholderbaum.

Die Mistel warf mir einen giftigen Blick zu: „Kann etwa dein Brett grünen und wachsen?"

„Das freilich nicht! Das Brett ist abgestorbenes Holz!"

„Warum also vergleichst du lebendige Pflanzen mit einem Dinge, das du abgestorben nennst?" sagte der Wacholder.

„Sind wir Bäume und alle Gewächse nicht dem lebendigen Merlin weit ähnlicher als einem Brette?"

„La la la — Muttchen mein — gib mir bißchen Sonnenschein!" sang ein feines Kinderstimmchen im Moose zu meinen Füßen. Ein Tausendschönchen war's, ein zartes Ding mit rötlicher Knospe, die sich lächelnd auftat. „Au! guck mal!" fuhr es fort und kicherte: „Schneckchen hat Erdbeerblättchen ganz vollgespuckt — fi — fi!"

„Ei!" sagte der Wacholderbaum. „Kindchen! Wieder munter? Recht so! Muttchen Sonne wird gleich kommen! Warte nur, bis die Wolke vorüber ist!"

Erklärend wandte sich der Wacholderbaum an mich: „Unser Nesthäkchen! Die niedliche Kleine war kränklich. Der Nachtfrost hatte sie angehaucht; da hing ihr

Köpfchen gar matt. Aber sie hat 'ne dralle Natur! Seht doch, wie sie jetzt behaglich die Glieder dehnt und übermütig lacht! Warte, Schelm! Schneckchen kommt gleich — und bespuckt dich, haha! — — — Ja, lieber Merlin, da siehst du — so leben wir Gewächse — so fühlen wir — so gedeihen wir — sind auch manchmal krank — sind jung und sind alt — wir atmen und speisen — lieben und pflanzen uns fort — tragen Früchte — und sterben schließlich — genau wie ihr Menschen! Und sollen doch ohne Seele sein?"

„Gewiß, lieber Wacholderbaum! Lebendige Gliedergestalten seid ihr! Und ihr entwickelt euch ähnlich wie der Mensch. Aber das Lebendige braucht doch nicht mit Bewußtsein ausgestattet zu sein! Die Pflanze könnte ja empfindungslos wie das Brett . . ."

„Dann könnten auch Schnecke, Raupe und Regenwurm wie das Brett sein. Daß Kriechen und Zucken kein Anzeichen von Seele zu sein braucht, sagst du ja selber!"

„Was?" rief entrüstet die Mistel. „Die Schnecke soll mehr sein wie ich? Dies dumme, spuckende Kriechgewächs? Äh!"

„Oh!" stöhnten die Kiefern. „Abgestorbene Bretter sollen wir sein? Welch ein Irrwisch hat Merlin verführt!"

„Aber ihr Bäume! so nehmt doch Vernunft an!"

Man ließ mich nicht zu Worte kommen. Der Hopfen mengte sich auch noch drein und bemerkte hochfahrend:

„Da belehrt man ihn — und hinterher will er einem die Seele vom Leibe wegstreiten?“

„Ich bin noch lange nicht abgestorben!“ keifte die Mistel.

„Aber so hört mich doch an! Ich wollte ja nur sagen . . .“

„Papperlapapp!“ trommelte ein Grünspecht am borkigen Stamme.

Dieser freche Schnabel! Ich holte meine Brille aus der Tasche, um ihn mir zu betrachten.

„Pack — Pack — Pack!“ schimpfte der Vogel.

„Packe dich selber, Schlingel! Husch!“

Der Specht flatterte davon und lachte gellend: „Hi—hi—hi—hi!“

Die Kiefern hörten nicht auf mit ihrem Getue: „Oh — oh!“

Jetzt riß mir die Geduld: „Wenn alles — in dieser blödsinnigen Weise — durcheinander schwatzt — hol euch der Kuckuck, ihr Waldseelen, samt und sonders!“

Der Wacholderbaum nickte mit spöttischer Schadenfreude: „Siehst du wohl? Erst hast du gesagt, wir Pflanzen könnten kein Sterbenswörtchen herausbringen — und nun weißt du dich nicht zu retten vor all dem Geplapper! Geschieht dir recht!“

Während ich mein Augenglas putzte, starrten mich die Gläser mit kaltem Vorwurf an: „Aber Doktor! Unbegreiflich! Wie kann ein Philosoph sich mit solchem Traumgesindel einlassen!“

„Wahrhaftig, Brille! Du bist die einzig Vernünftige

hier! Ich Tor! Geträumt hab' ich wieder mal! Tolles Zeug!"

„Oh — oh!" jammerten die Kiefern.

„Ja oh — oh! Weiter bringt ihr nichts heraus, nun euer Merlin wieder wachen Geistes ist! Und du, Prophet im grünen Talar, hast deine Weisheit, scheint's, vergessen! He? — So rede doch, wenn du kannst!"

Steif und stumm stand der Wacholderbaum.

„Hi — hi — hi!" lachte der Specht in der Ferne.

Die Schnecke klebte am Erdbeerblatte und glotzte in die grüne Wildnis: „Ich und mein Haus! Ich spucke auf die Pflanzenseelen!"



Das Mikroskop

Wieder lugte der Mond durch den Fenstervorhang.

„Warum seufzest du, Merlin? Kannst wohl nicht schlafen?“ sagte der Wacholderzweig in der Vase.

„Ich grüble, grüble — die Waldseelen lassen mir keine Ruhe.“

„Da haben wir's!“ brummte der Schädel. „Dies fade Grünzeug macht ihn noch krank. Phantasieren tut er schon. Stehen Sie auf, Doktor! Nehmen Sie ein Pülverchen Antipyrin!“

„Das wollen wir lieber bleiben lassen! Ich ziehe es vor, mich mal gründlich auszuplaudern. Dann wird der Schlaf schon kommen.“

„Recht so!“ meinte der Zweig. „Und dann wird dir auch klar werden, was meine Seele . . .“

„Zum Donnerwetter!“ brauste der Schädel auf.

„Holla!“ rief ich — „Silentium!“

„Dieser blödsinnige — Seelenschwätzer!“ eiferte der Schädel weiter. „Und mit solch einem verrückten Phantasten —? Wie kann ein Mann der Wissenschaft —? An die Wissenschaft sollten Sie sich halten, Doktor! Fragen Sie mal bei der vorsichtigen Wissenschaft an, ob die Pflanzen Bewußtsein haben können. Hier steht das Mikroskop! Fragen Sie es, ob die Pflanzen irgendwelche Organe zum Bewußtsein besitzen. Ohne Organe . . .“

„Die Pflanzen sind Zellengruppen“, sagte das Mikroskop mechanisch.

„Das spricht nicht gegen, eher für ihr Bewußtsein; der Mensch ist ja auch eine Zellengruppe!“

„Doch einen Schädel hat der Mensch, ein Gehirn!" prahlte der Schädel.

„Es gibt Tiere, die Bewußtsein haben und dabei kein Gehirn!"

„Dann haben sie wenigstens Nerven!"

„Auch ohne Nerven gibt es Tiere!"

„Zum Beispiel der Süßwasserpolyp", bemerkte das Mikroskop; „an ihm habe ich keine Spur von Nerven entdeckt. Neumodische Forscher freilich behaupten . . ."

„Meinethalb!" erwiderte der Schädel ärgerlich; „wenn nicht durch Nerven, so bekundet der Polyp jedenfalls durch sein Benehmen, daß er Bewußtsein hat."

„Ich habe darüber Studien gemacht", meinte das Mikroskop. „Ich sah über dem Süßwasserpolypen ein lebendiges Infusionstierchen schwimmen. Da erregte er einen Strudel, der ihm die Beute zuführte. Dann wieder schwamm über ihm eine Infusorien-Leiche — die verschmähte er. — Und so macht er es allemal."

Der Schädel nickte und fand wieder seine lehrhafte Tonart: „Der Polyp muß also das lebendige Infusorium vom toten unterscheiden. Er muß vom lebendigen besondere Empfindungen haben. Und vollends sein planmäßiges Vorgehen. Der Strudel, den er erregt — wie zweckmäßig! Da muß er doch Bewußtsein haben!"

„Halt, mein Lieber!" wandte ich ein. „Da hast du einen logischen Schnitzer gemacht. Vorhin sprachst du den Pflanzen das Bewußtsein ab, weil sie keine Nerven haben — und jetzt schreibst du einem Wesen, das ebenfalls keine Nerven hat, ohne Bedenken Be-

wußtsein zu — sogar ein ziemlich hoch entwickeltes Bewußtsein — ein planmäßiges Verhalten! Und wenn sich nun zeigen ließe, daß die Pflanzenwelt Seitenstücke hat zum Polypen — die sich ganz ähnlich verhalten, wie er —?"

Während der Wacholderzweig beifällig nickte, fragte der Schädel finster: „Seitenstücke?"

„Erzähle ihm von der Osterluzei, Merlin!" raunte der Zweig. „Erzähle, wie listig diese Blume es anstellt, sich Liebhaber zu verschaffen — Insekten, die ihr den Blütenstaub auf die Narbe pudern. Oder erzähle vom Sonnentau — wie er Mücken fängt und verzehrt."

„Ich weiß noch ein besseres Seitenstück zum Polypen", erwiderte ich; „die Flachsseide!"

„Sehr gut!" jubelte der Zweig.

„Ja, die Flachsseide!" fuhr ich fort; „sie umwindet den Flachs und saugt daraus ihre Nahrung. Hat sie eine Pflanze getötet, so erweitert sie ihre Windungen und tastet nach neuen Opfern. Nur lebendige Stützen umwindet sie — verschmäht aber die abgestorbenen. Sie muß also den Unterschied zwischen lebendiger und toter Nahrung empfinden und gleicht in dieser Hinsicht genau dem Süßwasserpolypen."

„Wenn nun aber der Polyp doch Nerven hat —?" warf der Schädel hartnäckig ein. „Das Mikroskop ist vielleicht zu schwach, um die Nerven zu entdecken."

„Das ist keine anständige Kampfesweise!" sagte das Mikroskop beleidigt. „Jedenfalls gibt es Tiere ohne Nerven — zum Beispiel das Radiolar . . ."

„Mit demselben Recht", rief der Wacholderzweig,

„könnte ich sagen, die feinen Nerven der Pflanze sind noch nicht entdeckt. Doch ich verschmähe dies Mittel! Die Pflanze bildet einen Zellenverband, der — für seine Zwecke — Nerven gar nicht nötig hat."

„Und auch kein Bewußtsein nötig hat," grinste der Schädel höhnisch; „wenigstens kein einheitliches Bewußtsein — worauf es doch hier ankommt. Jede Pflanzenzelle mag für sich einige Empfindung haben — etwa wie — nun wie soll ich sagen?"

„Ich will Ihnen helfen," sagte das Mikroskop herablassend; „Sie meinen offenbar: wie die Tierchen eines Korallenbaumes!"

Die Augenhöhlen des Schädels schienen sich zu erweitern und glotzten bösartig auf den Wacholderzweig. „Sehen Sie diesen Zweig an, Doktor!" triumphierte er. „Leibhaftig bezeugt er ja, daß die Pflanze nur ein loser Zellenverband ist — dem jene geschlossene Einheit durchaus fehlt, wie sie in den animalischen Zellenverbänden vorliegt. Der Wacholderzweig ist von seinem Stammbaum abgeschnitten — ohne daß dieser den Sprößling vermißt. Und wenn man solch einen abgeschnittenen Zweig — sagen wir einen Weidenzweig — in feuchte Erde steckt, so treibt er bald eine eigene Wurzel — und vermißt nicht den Körper, von dem er genommen. Wie viel inniger ist dagegen beim Menschen das Verhältnis der Glieder zum Gesamtkörper! Oder meint hier vielleicht jemand, ein abgeschnittener Menschenfinger könne für sich weiterleben? könne Wurzeln schlagen und zum vollständigen Menschen auswachsen?"

Der Wacholderzweig entgegnete nach einigem Besinnen: „Allerdings — die tierischen Glieder sind innig aufeinander angewiesen. Die Pflanzenglieder haben mehr Selbständigkeit. Gleichwohl sind sie genügend miteinander verbunden, um eine Einheit zu bilden. Ja, die bilden sie! Wie könnten sie sonst gemeinschaftlich Samen hervorbringen — in dem jedes einzelne Glied — auch das winzigste Teilchen — sein Abbild — sein besonderes Kindlein — angelegt hat? Die Einheit der Pflanzenglieder steht also fest! Der körperlichen Einheit aber — das leuchtet wohl ein — muß Seeleneinheit entsprechen."

„Du meinst also," bemerkte ich, „bei der Pflanze kann die Empfindung eines Gliedes sich verbinden mit der Empfindung eines anderen Gliedes — so daß ein gemeinschaftliches Bewußtsein die seelischen Vorgänge der verschiedenen Teile umfaßt —? Wo aber sind denn die Leitungsbahnen für solche Verbindung?"

„Habe ich das nicht gleich betont, Doktor?" fing der Schädel wieder eifrig an; „die Menschen haben Nerven und ein Zentralorgan."

Ungeduldig erwiderte der Wacholderzweig: „Macht denn noch immer meine Nervenlosigkeit Bedenken? Ich sollte meinen, mit diesem Einwand seien wir fertig. Genügt der Polyp oder wenigstens das Radiolar nicht, um zu zeigen, daß auch ohne Nerven seelische Regungen sich zur Einheit verbinden können?"

„Jedenfalls sind Leitungsbahnen dazu unentbehrlich!" meinte der Schädel.

„Nun gut!" erwiderte der Zweig; „durch Leitungs-

bahnen sind schließlich auch bei der Pflanze alle Teile verbunden."

Der Schädel warf einen geringschätzigen Seitenblick auf den Zweig. „Du mit deinen Fasern und Röhren! Willst du die etwa mit Nerven vergleichen?"

Ruhig versetzte der Wacholderzweig: „Ich bin ein schlichtes Waldwesen, ich verstehe kaum etwas von Nerven. Vielleicht ist das Mikroskop so freundlich, mir mit seinen Fachkenntnissen auszuhelfen. Woraus bestehen denn eigentlich diese Nerven?"

Das Mikroskop fühlte sich geschmeichelt. „Die Nerven sind fadenartige, verwobene Nervenzellen."

„Und die Nervenzellen?"

„Sind kleine Bläschen, Klümpchen von Eiweiß. Das ist sozusagen der Lebensstoff."

„Enthalten denn die Pflanzenzellen keinen Lebensstoff?"

„O doch! Die Pflanzen sind ähnliche Bläschen, ebenfalls von Eiweiß."

„Das heißt . . ." wollte der Schädel unterbrechen. Doch unentwegt zog der Wacholderzweig den Schluß: „Wenn also die Pflanzenzellen den Nervenzellen ähnlich sind, so darf ich wohl die Leitungsbahnen der Pflanze, die aus Zellengewebe bestehen, mit den Nerven vergleichen, die ja auch nichts anderes sind als verwobene Eiweißzellen!"

„Ein Trugschluß!" kreischte der Schädel. „Die Pflanze hat eben nicht besonders ausgebildete Leitungsbahnen, wie es die Nerven sind."

Bescheiden erwiderte der Zweig: „Die Fahrstraße, die

meinen heimatlichen Forst durchquert, ist eine besonders ausgebildete Leitungsbahn für die Wagen. Doch auch der unwegsame Waldboden ist eine Leitungsbahn; denn ich sah einen Holzwagen über ihn dahinfahren."

„Au!" schrie der Schädel. „Das muß ein langsames Holpern sein! Und schließlich bleiben die Räder stecken — da hilft kein Hü und keine Peitsche! Ich danke für solch eine Leitungsbahn! Da loben wir uns denn doch die menschlichen Nerven — nicht wahr, Doktor? Das sind Eisenbahnstränge — Telegraphendrähte — da geht es wie der Blitz — hui!"

Der Wacholderzweig schien kaum auf den Schädel zu hören und bemerkte schlicht: „Horch, wie draußen die Bäume ächzen und knarren! Klingt es nicht wie das Krächzen einer Krähe? Und doch hat der Ast keine Stimmbänder wie die Vogelkehle. In meinem Forste lagerten mal Zigeuner. Einer machte auf einem Faden Musik, der andere auf einem Rohre. So läßt sich nicht nur mit Nervenfäden Empfindung leiten, sondern zur Not auch mit Pflanzenröhren."

„Aber der Erfolg muß auch danach ausfallen!" erwiderte ich. „Mögen die pflanzlichen Empfindungen immerhin zu einer gewissen Einheit sich zusammenweben — bei den Mängeln ihrer Leitungsbahnen kann nicht viel dabei herauskommen — nur eine schläfrige Seele — ein dämmerndes Bewußtsein."

„Habe ich es nicht gesagt?" rief der Schädel. „Nicht der Rede wert ist das Pflanzenbewußtsein! Wie soll da ein Wacholder denken, wie soll er philosophieren können — dieser einfältige Zellenverband — he?"

Das Gewächs der Gewächse

Der Wacholderzweig seufzte. Dann ging ein blaues Leuchten von ihm aus, als er nun sanft erwiderte: „Es ist ja nicht der Zellenverband, der mit euch redet; aus mir spricht das Gewächs der Gewächse, der große Pan — und der kann philosophieren!“

Der Schädel höhnte bissig: „Schon wieder dieser Pan! Möchte wissen, wo er eigentlich steckt. Soll ja wohl ein alter Griechengötze sein und im Walde hausen?“

Schlicht erwiderte der Wacholderzweig: „Überall steckt er, und wir stecken in ihm. Im Walde haust er — und Wald, Flur, See, Himmel — alles haust in Pan!“

„So verstehst du unter Pan das Weltall?“ warf ich ein. „Gut! Wie aber vermag das Weltall zu denken? Ich meine: in seiner Gesamtheit — nicht bloß in einzelnen Teilen — zu denken!“

„Pan ist die Allseele! Und wenn schon deine Menschenseele denkt, wird es die Allseele erst recht können.“

„Ja, wenn es eine gibt — wenn das Weltall eine einheitliche Seele hat!“

„Wie, Merlin? Daran zweifelst du? Dir selber gestehst du eine Seele zu — dir und den Tieren — nun auch den Pflanzen — also allen lebendigen Gliedergestalten — nicht wahr? Ein Innenleben, dem deinen ähnlich, eine Seele, ein Bewußtsein, mußt du hineinbilden in alle Wesen, die äußerlich dir ähnlich

sind, weil sie eine lebendige Gliedergestalt haben. Gut! Und die lebendigste von allen Gliedergestalten — der vollkommenste Lebensleib — die großartigste Pflanze, das göttlichste Tier — Pan, der unendliche, ewige — er sollte keine Seele haben? Er, der alle Seelen aus sich hervorbringt, in sich hegt und beim Tode in sich weiterfließen läßt, sollte bewußtlos sein?"

„Du nennst das Weltall ein Gewächs? ein Tier? Sagtest du nicht so? Sonderbar!"

„Warum nicht? Glaubst du etwa, es mache dem großen Pan Schande, wenn ich ihn mit einer Pflanze vergleiche? In mir begreift er sich mit Vorliebe als eine Pflanze — so wie ihr Menschen ja wohl einen Gottmenschen daraus gemacht habt. Er ist Mensch, aber auch Pflanze — nur daß er an Hoheit alle Wesen überragt. Pflanze ist er, weil er ja wächst und sich entwickelt, weil er blüht und Früchte trägt — das tut er von Ewigkeit zu Ewigkeit. Er ist der älteste von allen Bäumen — und alle Bäume sind nur wie Moos an seiner Rinde — ja, noch viel geringer als Moos. Pan hat sich selber gezeugt und aus sich herausgeboren — und sät sich immer von neuem aus. Etwa nicht? Woher anders sollte das All denn geboren sein, als aus dem All? Und wohin sollte es sterben, wohin anders übergehen können, als eben ins All? Tod ist ja Übergang! Und so stirbt Pan nie und nimmer. So ist er die reichste und lebendigste, die unverwüstlichste von allen Gliedergestalten. Dagegen was sind wir? Ich und Merlin und alle Wesen — nur Gliedlein am Weltenleibe —

unsere Seelen Wallungen der Allseele. Wahrlich, das Gewächs aller Gewächse, der Leib aller Leiber, die Seele aller Seelen — das ist der große Pan! Und darum kein Zweifel — Pan denkt!"

Hämisch grinste der Schädel: „Daß es einen leibhaftigen Pan gibt — mit Bocksbeinen und Hörnern — lernt jeder Lateinschüler. Ob jedoch ein Hirn unter den Hörnern steckt, ist sehr fraglich. Zeige uns Pans Hirn, dann wollen wir glauben, daß er denken kann."

Ich nickte: „In der Tat, lieber Zweig! Weise erst nach, daß die Welt nicht nur in einzelnen ihrer Geschöpfe denkt — wo sie gerade Hirn oder Nerven erzeugt hat . . ."

Ein ungeduldiges Schütteln durchbebte den Wacholderzweig: „Schon wieder Hirn und Nerven!"

„Nun, meinethalben verzichte ich auf Hirn und Nerven. Aber ein allgemeines Denkwerkzeug müßte die Welt haben, wenn sie denken soll."

Mit Festigkeit erwiderte der Zweig: „Ein Lebensleib — das ist die Welt — und jeder Lebensleib ist innerlich bewußt. Was bedarf es da eines besonderen Werkzeuges? Der ganze Weltenleib ist Pans Geistwerkzeug. So ist ja auch dein ganzer Leib, Merlin, Werkzeug deines Geistes."

„Ist denn nicht mein Gehirn mein einziger Geistapparat?"

„Das wäre seltsam, Merlin!"

„Ist aber doch so! Die Wissenschaft lehrt, mein Bewußtsein ist ein Erzeugnis des Gehirns."

„Das klingt ja so, als seien Gehirn und Bewußt-

sein zweierlei — wie Erzeuger und Werk, wie Baum und Sprößling. Ich meine dagegen, dein Gehirn macht nicht Bewußtsein, sondern ist selber welches."

„Selber Bewußtsein? Wieso das?"

„Nun freilich! Dein Gehirn ist Bewußtsein, Seele — nur von außen gesehen — von außen statt von innen — das ist der ganze Unterschied!"

„Von außen? Was heißt das?"

„Das heißt: mit einzelnen Werkzeugen, die der Beschauer von sich trennen kann. Seele, Geist von außen ist das Geistwesen für das sehende Auge, für die tastende Hand. Ihnen stellt sich dein Geistwesen als Schädel und Hirn dar. Eigentlich ist aber dein ganzer Leib solche Darstellung des Geistwesens. Und so ist jeder Lebensleib, jede lebendige Gliedergestalt dargestellter Geist, äußerliche Seele. Als Gehirn braucht sich indessen die Seele nicht darzustellen — vollends die Allseele nicht — deren Gedanke ich bin!"

„Eigensinniger Prahlhans!" rief der Schädel. „Wann endlich wirst du zugeben, daß du kein Gedanke einer Allseele bist, sondern ein Gedanke des Doktors hier — eine bloße Einbildung?"

„Merlins Eingebilde bin ich freilich — insofern ich auch in ihn hineingebildet werde — durch Pan — der mich denkt! Doch auf Merlin bin ich nicht angewiesen."

Mit Härte entgegnete der Schädel: „Du bist ausschließlich des Doktors Einbildung — bist seine Kreatur! Niemand sonst hört auf dein Gerede! Kein Pan kümmert sich um dich!"

In bläulicher Flamme flackerte der Wacholderzweig. „Und dieser Nadelleib? diese Farbe? diese Form? Ist das etwa auch nur Merlins Eingebilde?"

Ich nahm das Wort: „Es liegt mir fern, dich kränken zu wollen, lieber Zweig! Doch muß ich gestehen, dein Philosophieren ist meine Einbildung — und in gewissem Sinne ist allerdings selbst dein Äußeres meine Einbildung — ja! Wie du dastehst, blaue Säule, bist du eigentlich doch von mir gebildet. Hier gäbe es ja keine Farbe, keine Form ohne mich! Erst mein Auge bringt diesen Zweig mit dem Geäst und den blaugrünen Nadeln zustande. Das alles sind Reizungen der Netzhaut, durch den Sehnerven auf das Gehirn übertragen. Im Gehirn entstehen die Empfindungen — Farben und Formen — deren Gruppe ich Wacholderzweig nenne. Streng genommen also bist du Wacholderzweig nicht da draußen, sondern in mir — meine Vorstellung, meine Einbildung. Da draußen — unabhängig von meinen Sinnen und meinem Gehirn — ist kein Wacholderzweig. Mir stellt es sich als Wacholderzweig dar; — was es aber an und für sich ist, weiß ich nicht."

„Seele ist es — ganz einfach! Alles überhaupt ist Seele! Auch was du deinen Körper nennst, ist eigentlich Seele — Seele, die sich in bestimmter Weise der Seele darstellt — durch Vermittlung bestimmter Seelengebilde — Auge, Ohr, Hand sind Seelengebilde, nichts anderes. Siehst du das nicht ein? Wenn mein Nadelleib ein Eingebilde deiner Seele ist — nun so muß auch dein Menschenleib Eingebilde sein. Form

und Farbe ist ja auch dein Leib — Reizung der Netzhaut — mithin Eingebilde des Gehirns, wie du sagst. Du bist doch wohl folgerichtig genug, das anzuerkennen."

„Allerdings! Was ich von mir sehe, ertaste und überhaupt mit den fünf Sinnen empfinde, ist eine Reizung dieser Sinne, streng genommen des Gehirns!"

Der Schädel nickte: „Des Gehirns, das im Schädel wohnt! Ja, der Schädel ist das Gefäß . . ."

Der Wacholderzweig lachte spöttisch auf. „Wie aber steht es denn mit deinem Gehirn? Gehört es nicht zu deinem Körper? Wird es nicht ebenso, wie der ganze übrige Leib, mit den Händen ertastet, mit den Augen erblickt? Ist es nicht also ebenfalls nur eine Gruppe von Sinnesreizen, von Gehirngebilden? Haha, wie putzig — ein Ding durch sich selbst erklären zu wollen! Ich frage: was ist das Gehirn? Und Merlin antwortet: Eine Reizung des Gehirns! Merlin erklärt Eingebilde durch Eingebilde. Was ist der Apfelbaum? Der Sprößling eines Apfelbaums! Warum? Darum! Haha!"

Der Schädel glotzte bestürzt. Alle Wetter! Dieser verachtete Wacholderzweig war ja ein schlagfertiger Philosoph!

Kleinlaut entgegnete ich: „Freilich ist es eigentlich nicht das Gehirn, was da empfindet — was die von außen kommenden Reize zu Empfindungen gestaltet. Was da empfindet, ist vielmehr das Unbekannte — sagen wir, das Gehirn an und für sich."

„Nun gut, Merlin! Was für ein Wesen ist denn nun aber das Gehirn an und für sich?"

„Ja, mein grüner Philosoph — da stellst du die Frage der Fragen. Das Gehirn an sich — das Ding an sich — das bleibt verborgen!“

„Aber“, entgegnete der Zweig, „kennst du denn von dem Wesen, das da empfindet, nichts als die Art, wie es deinen Sinnen sich darstellt? Ist denn dein Geist ganz und gar Hirn? Dann wüßtest du ja nicht eher was von ihm, als bis du dein Hirn gesehen oder sonst wahrgenommen hast. Sein Hirn aber wahrzunehmen, gelingt wohl keinem Menschen, mag er auch seinen Schädel betasten. Dein Geist ist was anderes als dein Hirn! Er ist sich seiner bewußt — unmittelbar — ohne Zutun der Sinne! Und eben der Geist ist es, was da empfindet!“

„Und mein Gehirn?“

„Ist ebenso wie all dein Leib Empfindung — oder, wie du sagst, Einbildung im Geiste. Das, was Gehirn und alle Glieder an und für sich sind, ist dir unmittelbar und innig bekannt — ist deine Seele!“

„Ah, das ist stark!“ knirschte der Schädel; „nun kehrt er die Geschichte um — nun stempelt er gar mich selber zu einer bloßen Einbildung!“

Zaudernd entschloß ich mich und gestand: „Meinetwegen! So sind denn Farbe und Form — und alle sinnlichen Eigenschaften — eben Einbildungen meiner Seele!“

„Jedenfalls nicht deines Gehirns; das ist selber Eingebilde!“

„Doch was folgt nun daraus? Mir scheint, ob ich das Einbildende Gehirn nenne oder Seele, läuft

für unsern Zweck auf eins hinaus. Einbildung so oder so — hier wie dort!"

Der Wacholderzweig lächelte: „Was daraus folgt? Du hast mich getröstet, Merlin, ich danke dir! Erst hast du den grünen Philosophen für ein Eingebilde erklärt. Nun erklärst du aber auch alle Körper und die ganze Welt der Sinne für Eingebilde. Da braucht sich der grüne Philosoph also nicht zu grämen! Kommt er doch nicht schlechter weg als seine angesehenen Leidensgefährten, die sinnfälligen Dinge — nicht schlechter als dieser anmaßende Schädel und Merlins eigener Körper."

„Wie? Ich soll an deine philosophische Seele ebenso glauben wie an die Körper?"

„Allerdings! Wenn meine philosophische Seele nicht hinter die Körper zurückgesetzt zu werden verdient, hat sie das gleiche Recht auf Anerkennung."

„Den Körpern aber, die ich empfinde, entspricht etwas da draußen — unabhängig von mir!"

„Freilich! An und für sich sind sie auch! Seele aus Pan sind sie — ein Gedanke Pans!"

„Und eben solch ein Gedanke Pans wäre der grüne Philosoph?"

„Du sagst es! Pan hat den grünen Philosophen in dich hineingebildet — so wie er auch die sinnfälligen Dinge in dich hineinbildet. Was nun Pan bildet, ist aus ihm und in ihm gebildet — gesondert. Alles Gesonderte aber hat eigene Seele — ist doch die eigene Seele nichts als das aus Pan und in Pan Abgesonderte!"

Kinder und Dichter

Der Schädel war starr vor Verblüffung. Dann kreischte er: „Sophisterei!“

Mein unwilliger Blick gebot ihm Schweigen, und ich wandte mich zum Wacholderzweige: „Halt einmal! Es ist doch ein Unterschied zwischen den körperlichen Dingen und dem grünen Philosophen. Dieser ist in meiner, nur in meiner Einbildung vorhanden; die körperlichen Dinge aber werden von allen Menschen eingebildet.“

„Bravo!“ pochte der Schädel. „Und die Mehrheit hat immer recht!“

Der Wacholderzweig versetzte: „Allerdings ist die Mehrheit weitaus empfänglicher für das Körperliche der Dinge als für ihr geistiges Verhalten — das eben nur feine Seelen fühlen. Doch wenn auch die Feinfühligen in der Minderheit sind — glaubst du etwa, die zarten Reize, die ein Merlin in Forst und Flur empfindet, hätten keine Gültigkeit, weil die Menge stumpf daran vorübergeht?“

„Er ist ein Aristokrat!“ schrie der Schädel; „er verachtet die Mehrheit!“

„Schweig endlich!“ herrschte ich ihn an.

Nun fing auch noch das Mikroskop wieder sein Geplapper an: „Ich finde, der Zweig hat recht! Auch mein Glasauge ist feinfühlig; es entdeckt, was kein Menschenauge bemerkt.“

Unverschämt polterte der Schädel weiter: „Die Mehrheit hat immer recht! Demokraten . . .“

„Himmelkreuz . . .! Ich habe eure Weisheit satt!“ Damit stand ich auf und sperrte den Schädel in den Schrank. Das Mikroskop tat ich auch hinein. Da hatte er gebildete Gesellschaft!

Die Vase mit dem Wacholderzweig aber stellte ich neben mein Bett — wohin der Mondschein vorgedrungen war.

„Nun sind wir ungestört! Nun vollende deine Offenbarungen, lieber Zweig! — Ich gebe ja zu, wenn ich in dir eine tiefsinnige Seele empfinde, so ist dies geistige Verhalten des Wacholders zu mir nicht weniger wirklich als seine Körperlichkeit. Indessen ist es wesentlich durch meine Eigenart bedingt. Der grüne Philosoph bedeutet nicht, daß der Wacholder wirklich philosophiert, sondern daß es mir nur so vorkommt.“

„Aber, Merlin, alles, was du siehst und was du hörst, ist ja durch deine Eigenart bedingt und zeigt dir lediglich, wie ein Ding dir — deinem Auge — deinem Ohr — vorkommt.“

„Doch mit Unterschied! Es gibt ein Empfinden, das allen Menschen innewohnt. Und es gibt eins, das mir besonders eigen, nicht aber allgemein ist. Jedermann empfindet deine Körperlichkeit, wenn er nicht blind und stumpf ist. Daß du aber eine tiefsinnige Seele hast, sagt lediglich meine besondere Einbildungskraft.“

„Und du glaubst wohl mit dem Schädel, die Mehrheit habe immer recht? Dann würde ja jeder Wahn zur Wahrheit, wenn recht viele Leute daran glauben.“

„Soweit gehe ich nicht! Ich meine nur, man darf

das Sehen, Hören und Ertasten, das so regelmäßig sich wiederholt, nicht verwechseln mit einer phantastischen Auffassung, wie sie bei mir jetzt spukt — bei mir vereinzelt — wohl auch nur vorübergehend. Sonst wäre ja der Willkür Tür und Tor geöffnet — jede Laune, jede Phantasterei hätte Anspruch auf Allgemeingültigkeit . . ."

„So meine ich es nicht: Wenn du in mir den grünen Philosophen spürst, so darfst du deswegen nicht erwarten, daß alle Leute ebenso empfinden. Nicht jeder hat die Gabe, ein Merlin zu sein. Die ist wohl nur noch bei Kindern und Dichtern zu finden."

„Eine bedenkliche Gabe! Wie leicht verirrt sich ein Merlin — verführt von den Gaukeleien seiner Phantasie."

„Unbesorgt! Merlin wird ja geschoben durch die Mehrheit; dazu ist sie gut. Zwar hat sie nicht immer recht — doch sie hat die Macht, ihrem Empfinden Anerkennung zu schaffen."

„Wenn aber nun Merlin in der Einsamkeit haust — wie es sich für einen echten Merlin schickt —?"

„Dann unterscheidet er immerhin das regelmäßige Verhalten der Dinge — ihre Sinnfälligkeit — von den wechselvollen, geistigen Offenbarungen ihres Wesens."

„Eine echte Offenbarung, wie kann die wechselvoll sein? Offenbart sich geistiges Wesen des Wacholders wirklich im grünen Philosophen, so darf es nicht bald so, bald wieder anders erscheinen. Gleichmäßig verhält sich das Wesen."

„Ja, wenn dein Geist sich gleich bleibt! Doch bei verändertem Geiste verhält sich das Wesen eben anders. Hörst du auf, ein Merlin zu sein, so erhältst du natürlich nicht mehr die Offenbarungen des Wacholders."

„Du nennst es Offenbarungen des Wacholders; du meinst, so verhalte sich der Wacholder zu mir. Ich nenne es Offenbarungen meiner eigenen Art; meine Einbildungskraft verhält sich so zum Wacholder."

„Als ob dein Einbilden nicht herausgefordert würde durch den Wacholder! Als ob dein Verhalten zu ihm sich nicht richtete nach seinem Verhalten zu dir!"

„Du meinst — wenn ich dich recht verstehe — der Wacholder hat Anteil daran, daß er mir wie ein Philosoph vorkommt."

„Freilich! Er hat heimliche Weber, die seinen Prophetenschein weben."

„Schön! Die sitzen aber in mir, in meiner besonderen Art, ihn zu betrachten."

„Hast du denn eine ganz besondere Art? Gibt es überhaupt etwas, das streng abgesondert wäre? Wurzelt nicht jedes besondere Stäubchen mit zahllosen Fasern im All! Offenbart sich im Gewächs nicht die Erde — der Himmel — Luft, Regen und Sonne — der ganze große Pan?"

„Nun gut! Aber worauf willst du hinaus?"

„Muß sich im grünen Philosophen neben deiner eigenen Art nicht noch was anderes offenbaren — das im Zellenleibe des Wacholders wohnt — und im Walde wohnt — in der Allseele wohnt?"

„Weber, die den Prophetenschein des Wacholders weben, wohnen in seinem Zellenleibe? — und im Walde? Wie soll ich das verstehen?“

„Sag an, Merlin! Warum bildest du gerade eine tiefsinnige Seele in den Wacholder hinein? Was dachtest du, als du neulich im Walde meinem Vater begegnetest? Wie kamst du dazu, einen Grübler, einen Eremiten in ihm zu spüren?“

„Er sieht so aus — mit seinem stachlig zusammengeschlossenen Gezweige, der starren Form, dem nebelhaften Grün. Auch ist der Föhrenwald so ernst . . .“

„Nun also! Da hast du die Weber, die den Prophetenschein weben. Nun gestehst du ja, daß sie nicht nur in deiner eigenen Art wohnen, sondern auch im grünen Zellenleibe — und im Walde . . .“

„In Pan, sagtest du auch. Wie soll ich das verstehen?“

„Ist es denn nicht Pan, der schließlich alles webt? Bildet er nicht in dich hinein den grünen Philosophen?“

„Und du meinst also, dies Eingebilde sei mehr als Laune?“

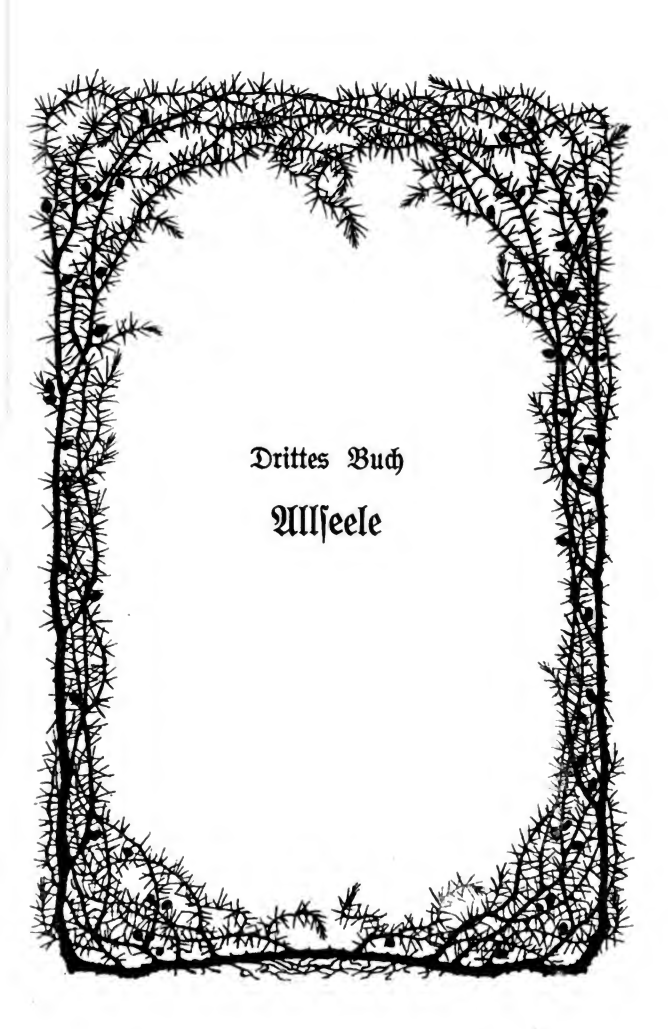
„Wahrheit ist es — ebenso gültig wie meine Leibhaftigkeit!“

„Wie kann Wahrheit sein, was so vereinzelt und unzugänglich — nur in mir — lebt?“

„Nicht nur in dir weckt Pan dies Eingebilde! An sinnige Baumseelen, an Waldgeister glaubte einst alles Volk. Damals spürte jeder Mensch im Haine die heiligen Dryaden, in den Gewässern die Nymphen

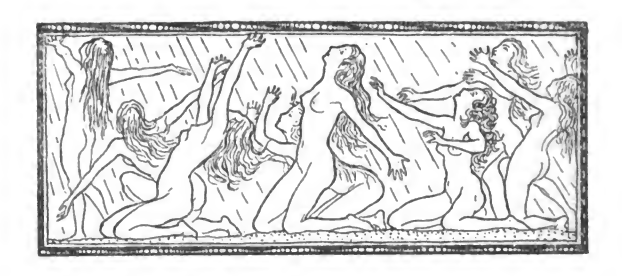
und Najaden. Damals ließ er die Opferflamme sein Gebet zum heiligen Äther tragen, und das Himmelslicht war ihm Geist, Güte, Gott. Damals war jeder Mensch ein Merlin. Ja, damals hatte die Mehrheit schon eher recht. Jetzt ist ihr Sinn verkehrt; sie glaubt nur noch dem Auge, der tastenden Hand. Und nur Kinder und Dichter verstehen noch die Seelen der Dinge."





Drittes Buch

Allseele



Es erlebt sich alles

Da umwebt mich wieder der Märchenwald. Hochstämmige Kiefern, zottige Flechten an der violettgrauen rissigen Rinde. Die buschigen Grüblerköpfe nicken — wie ferne Brandung tönt ihr Raunen. Aus den Moospolstern des Waldbodens lugen wie braune Krummstäbe des Farnkrauts Sprossen. Vorjähriges, gelbes Schilfrohr hegt mit scheuem Flüstern sein düsteres Geheimnis, die Moorlake. Drüben im Ufersumpfe stelzen auf schwarzen Wurzelbeinen die alten Erlen. Und neben mir ragt der Wacholderbaum, umgeben von seiner zwergenhaften Sippe.

Feierlich stehst du da, Eremit, im dunkelgrünen Mantel. Staunen muß ich noch immer über deine Offenbarungen. Du könntest reden, meintest du — alle Pflanzen seien fühlende Seelen — und auch die Welt erlebe sich selber, weil sie eine Pflanze sei, das Gewächs der Gewächse.

Wirst du mich überzeugen, wunderliches Zeug? — Ich zweifle. Und doch fühl' ich mich so froh — wie begnadet vom Wunder. Und weiterspinnen möcht' ich

diese Träumerei. Drum bin ich wieder bei dir, Juniperus — vielleicht, daß du mir aufs neue offenbarst.

Doch etwas Fremdes ist über diese Waldseelen gekommen — ein Umfassendes, dem sie sich hingeben, ein flutendes Meer. Wühlender Aprilwind wogt durch die Wipfel. Sausen — Knarren — Äste brechen. Auch Juniperus ist erregt, wankt hin und her, schüttelt die Zweige unwirsch, voll wilden Dranges. Will er die Wurzeln aus dem Boden ziehen und laufen, irgendwohin? Sonderling!

Die Moorlake ein düsteres Wellengekräusel. Verloren in Lauschen, spähe ich in die Halme — ob nicht zwischen dem gelben Wanken das goldrote Haar der lieben Undine lodert. Und der Traum hält seine Hand schattend über meine Augen, als solle das Märchen wieder aufblühen.

Seufzend wende ich mich zum Wacholderbaum: „Ach ihr Waldseelen! Da habt ihr mich einen Merlin genannt, der die Sprache der Bäume versteht. Und nun kümmert ihr euch nicht mehr um euren Merlin! Seid ja ganz vertieft in das Wehen. Was spürt ihr denn im Winde? Hat vielleicht auch er eine Seele?"

Sinnend nickt Juniperus. Und nun packt ihn eine Windeswoge — die Kiefern brausen — Nadelbüschel regnen — und es fallen auch Tropfen — schwarzes Gewölk jagt vorüber — Aprilwetter.

Da muß ich mich sputen. Die alte Eiche droben auf dem Sandberg bietet Deckung mit breitem Stamm und überhangenden Ästen.

„Leb' denn wohl, Juniperus! Aus deinen Offen-

barungen wird heute doch wohl nichts! — Oder kommst du mit? Tust ja, als könnest du laufen."

Zum Sandberg also! Der Wald bleibt zurück. Zwischen einer jungen Kiefernpflanzung und grünen Saatfeldern schreite ich dahin. Düsteres Heidekraut, vergilbter Rasen, hier und da Gänseblümchen. Sausend packt der Wind die Kiefern, die sich von der anderen Seite des Sandberges herauf erstrecken. Die Eiche greift in die Lüfte mit knorrigen Armen, an denen noch Reste vorjährigen Laubes rascheln. Ich lehne mich an den Stamm und betrachte die Aussicht.

Wie ein Tönen kommt es herauf — dumpf, wuchtig, hehr. Weithin Kiefernforst — düster blauende Massen. Hindurch gewunden die großen grauen Spiegel — See an See. All diese dunkeln Wipfel — jeder für sich eine Seele — und doch ein wogendes Heer! Zwischen dem Hochwald hin und wieder Schonungen — niedriges Buschwerk, aus dem einzelne alte Stämme ragen. Da ist ja auch die Moorlake. Fast versteckt blinzelt sie herauf, ein trübes Auge.

Öde, feierliche Öde. Nur in der Weite ein paar Segel — drüben, wo der Fluß den See durchzieht. Über ferne Wipfel hebt sich Rauch. Ganz hinten im Dunste Ackerland — sandige Höhenzüge mit grünen Streifen. Links überschwemmte Wiesen, gelblich schimmernd. Saatfelder — schmale Bänder Silbergrün, in Windungen, den Sandberg herauf erstreckt zu meinen Füßen.

Trübung huscht über die Landschaft — finsterer kommen die Wolken geflogen — der Wind wird frostig. Ich blicke zum Himmel hinan — und auch

zur Seite nach Schleusendorf schweift mein Blick — ich sehe einen Zipfel des Krampensees — und etwas Banges legt sich schwer auf meine Brust.

Dort am Ufer war's, wo am traurigen Abend der Schiffer die ertrunkene Selbstmörderin landete — wo ich dann Wache hielt bei der fremden Leiche — dem jungen Weibe, das sich verliebt hatte in das Nichts. Da kam mir mein Leben, die ganze Welt wie dieser starre Leib vor. — Will die trostlose Öde jener Stunde noch einmal den Bann auf mich legen? Will sie wieder raunen von Vernichtung, von einer Welt ohne Sinn, grauenvoll stumpf, seelenlos?

Da rauscht der Regen — wie eine Erlösung. In grauen Strähnen schauert es nieder — Tropfen, Graupeln, Schnee. Es tönt so traut, so ruhevoll, als singe Undine. Und die Eiche summt dazu mit brausenden Ästen. Wolke, Forst und See ein feierlich froher Choral.

Ich kaure mich an den Stamm der Eiche. Graupeln hüpfen an mir nieder. Eine Schneeflocke legt sich auf meinen Arm. Ehe sie zerschmilzt, wispert sie noch: „Beseelt bin ich! Sieh doch, ein Sternchen bin ich, eine lebendige Gliedergestalt!"

Ja — warum auch nicht? Ist die Blume Seele, warum nicht auch die Eisblume? Dies wundervolle Kunstwerk, dessen Teilchen so harmonisch sich zusammenfanden, sollte es nur ein äußerliches Dasein führen? Sollte keine Neigung, keine innere Wahl, kein Sinn für Ordnung gewaltet haben, als diese Reigengruppe sich fügte?

„Alles ist Seele!“ spricht es auf einmal hinter mir.

„Juniperus? Bist also doch mitgekommen?“

Umsehen will ich mich lieber nicht — mag ihn nicht verscheuchen.

„Was hat Juniperus gesagt? Alles Seele?“

„Freilich, alles Seele! Du schüttelst den Kopf, Merlin?“

„Das kommt mir wunderlich vor. Alles Seele? Der Wacholder mag Seele sein — meinethalben sogar das Schneesterndchen, obwohl ... Aber alles beseelt — alles?“

„Es erlebt sich alles! Was da ist, wird gefühlt — ohne Gefühl gibt es nichts.“

„Gefühlt? Von wem denn?“

„Nun, von dir! Die Eiche hier gibt sich dir zu fühlen — drum sagst du: sie ist da.“

„Drum? Nein! Weil ich sie fühle, braucht sie noch nicht da zu sein. Ich könnte ja von ihr träumen.“

„Als ob nicht auch die geträumte Eiche da wäre!“

„Ja als Traum! Dann ist sie in meiner Seele. Diese Eiche aber, die sich hier hartnäckig zu tasten gibt, aus eigener Kraft steht sie da — hat mich nicht nötig, um zu sein. Es kann also etwas sein, ohne gefühlt zu werden.“

„Ohne von dir gefühlt zu werden, ja! Aber gefühlt wird die Eiche, auch wenn du weg bist! Dann kommt eine Krähe geflogen und setzt sich in den Wipfel — Eichhörnchen klettert — der Förster geht vorbei ...“

„Es kann doch aber was geben, das weder von mir gefühlt wird, noch von anderen Wesen. Hat

nicht die Erde drunten Eingeweide, Feuerströme, Kristalle, zu denen nie ein Bergmann, auch kein Tier, keine Pflanze vordrang?"

„Wenn die Eingeweide der Erde nicht für andere Seelen da sind, für sich sind sie da."

„Freilich sind sie für sich da — werden aber nicht gefühlt."

„Als ob sie nicht selber sich erlebten."

„Sich selber? Höre mal, Juniperus, ich bin starr..."

„Ei, wundert dich das, Merlin? Ich sollte meinen, was da ist, muß doch irgendwie wirksam, irgendwie verbunden sein — mit anderen Seelen und mit sich selber verbunden. Was die Eingeweide der Erde für sich sind, wie sie auf sich selber wirken, das müssen sie doch fühlen! Wer sonst sollte das fühlen?"

„Wenn aber auch sie es nicht fühlen?"

„Was nicht gefühlt wird, ist nicht da. Und was da ist, wird gefühlt. Stell' dir mal eine Höhle vor . . . Steinzacken tropfen, Kristalle blühen . . . Nun? Spürst du nicht, wie das gefühlt wird?"

„Nicht daß ich wüßte! Wer sollte denn fühlen, wenn keine fühlende Seele da ist?"

„Ei, denkst du nicht heimlich ein Auge hinzu, das die Kristalle schaut? Ein Ohr, das dem Tröpfeln lauscht? Eine Hand, die an den Zacken herumtastet? Denkst du nicht fühlende Seele hinzu?"

„Meine eigene Seele denke ich freilich hinzu. Aber die Höhle fühlt nicht!"

„Eine Seele denkst du hinzu, die nach deiner Art fühlt. Du kannst nicht anders. Macht dich das nicht stutzig?"

„Wieso? Daß ich fühlende Sinne hinzudenke, wenn ich mir die Höhle sinnlich denke, ist doch selbstverständlich.“

„Nun also, Merlin!“

„Was denn? Deswegen braucht doch die Höhle kein Gefühl von sich zu haben. Sieh' mal den Regen hier! Auch für den Sandberg ist er da. Aber der Sand fühlt ihn nicht. Mögen Rasen und Gänseblümchen den Regen fühlen, Sandkörnchen haben keine fühlende Seele — das geht zu weit.“

„Wenn Eiskörnchen fühlen, warum nicht auch Sandkörnchen? Du sagtest doch vorhin . . .“

„Na, das sind vorläufig noch Phantasien.“

Juniperus schwieg . . . Ich starrte vor mich hin, auf den Sand . . . Tipp — tipp! Vom Eichenaste tröpfelte es nieder.

„Höre, Merlin — begann Juniperus wieder — was meinst du eigentlich, wenn du sagst, der Regen sei für den Sand da?“

„Nun, der Regen wirkt auf den Sand.“

„Wie denn etwa?“

„Er macht den Sand naß und kühl.“

„Woher weißt du, daß der Regen auch für den Sand naß und kühl ist? Für dich ist er naß und kühl. Das Nasse, Kühle ist dein Gefühl. Auch der Sand ist ja dein Gefühl — ist in deiner Seele.“

„Aber nicht bloß in meiner!“

„Nicht so hastig, Merlin! Zunächst weißt du nur, der Sand ist dein Gefühl.“

„Was nun weiter?“

„Nun kommt der Regen. Da ändert sich etwas an dem Gefühl, das du Sand nennst. Das neue Gefühl heißt naß und kühl."

„Aber dies Neue wird doch nicht bloß für mich etwas sein, sondern auch für den Sand."

„Das schon! Es fragt sich nur, ob das Neue für ihn auch naß und kühl ist. Dann würde der Sand eben fühlen."

„So meine ich es nicht! Das Kühle kann auch was anderes für den Sand sein — etwa Zusammenziehung der Kieselteilchen."

„Ist nicht auch Zusammenziehung Gefühl? Das Ziehen muß doch gespürt werden."

„Dann mag das Kühle für den Sand noch etwas anderes — etwas ganz anderes sein — was weiß ich? Ein Beispiel kann ich nicht anführen — weil eben alle Beispiele nur das angeben, was ich mal gefühlt habe — während es doch gerade gilt, von den Gefühlen abzusehen."

„Nun also! Das kannst du nicht — kannst du nicht!"

„Aber der Regen ist nicht bloß in meiner Seele etwas für den Sand. Es muß doch auch außer meiner Seele eine Wirkung des Regens auf den Sand geben — eine Wirkung an und für sich."

„An und für sich? Was heißt das? Wer zum Beispiel ist etwas an und für sich?"

„Doch wohl jeder von uns beiden?"

„Jeder von uns beiden? O Merlin, was weißt du denn von mir? Hast du nicht neulich von mir

behauptet, als Philosoph sei ich ein bloßes Eingebilde von dir? Und nun auf einmal sagst du, ich sei doch auch etwas für mich."

„Nun — lassen wir das einstweilen dahingestellt, Juniperus. Jedenfalls bin ich etwas für mich. Mag ich keinem anderen Wesen bewußt sein, mir bin ich bewußt. Ja, was ich ohne Auge und Ohr von mir weiß, ist so ohne weiteres keinem anderen Wesen bewußt. Nur ich weiß davon, und erst durch Mitteilung wird es den anderen einigermaßen zugänglich."

„Und gibt es außer Merlin noch andere Wesen, die so für sich sind?"

„Meine Mitmenschen zum Beispiel."

„Woher weißt du das? Weißt du von ihnen mehr, als sie von dir wissen? Sie können, sagst du, mit Auge, Ohr und Hand nicht fassen, was du für dich bist. Du aber willst damit fassen, was sie für sich sind?"

„Auge, Ohr und Hand geben mir freilich nicht, was meine Mitmenschen für sich sind, sondern bloß, was sie für mich sind."

„Wie dringst du denn nun in sie ein?"

„Ich sage mir: Was da äußerlich mir gleicht, wird wohl auch innerlich meinesgleichen sein."

„So ist dir wohl nicht ohne weiteres bekannt, was sie für sich sind?"

„Unmittelbar freilich nicht! Stecke ja nicht in ihrer Haut. Nach dem, was ich für mich bin, beurteile ich, was sie für sich sind."

„Nach deinem Muster! Hast du denn kein anderes Muster?"

„Ich bin das einzige."

„Und dies Muster ist Seele. Das einzige Für-sich, das du kennst, ist Seele. Ein anderes Für-sich kannst du dir gar nicht vorstellen. Drum gib endlich zu: Was überhaupt für sich ist, muß Seele sein. Etwas anderes kannst du gar nicht meinen, wenn du von einem Dinge sagst, es sei auch an und für sich da."

„Mir schwindelt, Juniperus!"

„Seele ist, was für sich da ist — es fühlt sich selber — alles Dasein ist Erlebnis!"

„Wie? Der Sand hier sollte spüren, wie der Regen ihn netzt und kühlt?"

„Wenn der Sand vom Regen nichts spürte, so wäre der Regen ja gar nichts für den Sand."

„Wie kann aber Sand spüren? Wie soll er gar fühlen, was er für sich ist?"

„Was er für sich ist, das ist natürlich den äußeren Wesen verborgen — wenigstens nicht unmittelbar zugänglich. Ganz heimlich wohnt es im Innersten des Sandes. Dies Innerste aber muß es doch fühlen — muß sein Eigenwesen selber erleben — sonst wäre solches Für-sich-sein gar nicht da."

„O Wunder! Neue Augen gehen mir auf — ich schaue der Welt ins Herz . . ."

„Ins fühlende Herz!"

„Juniperus! Ist es denn wirklich wahr? Dort die Wolken — sie sollten spüren, wie der Wind sie peitscht und durchfröstelt?"

„Daß sie es spüren, siehst du ja. Im frostigen Winde ordnen sich die Wolkenstäubchen zu schönen

Eissternchen. So antworten sie auf den Frost. Spürten sie ihn nicht, sie würden nicht antworten."

„Drunten die Seen, die Moorlake, das Fließ — von Gefühl wäre alles durchschauert? Ein beseelter Busen dies Erdenrund? Recht hätte mein Dichten, wenn es Seele ahnt in jedem Stein, jedem Wässerlein?"



„Ti—ti—tiri!" Eine Lerche.

Ich erwache. Scheu sehe ich mich um. Kein Wacholderbaum hinter mir.

Nun trillern schon mehrere Lerchen droben. Und sieh, wenige Schritte vor mir flattert eine empor. Mit zwei, drei wellenförmigen, sprunghaften Bewegungen scheint sie einen schrägen Anlauf zur Höhe zu nehmen und ist noch stumm. Dann steigt sie steil gegen den Wind und singt emsig. Ich sehe die schwirrenden Flügel, den Leib mit gespreiztem Schwanze und hochgerecktem Kopfe. Daß die zarte Brust beim Klettern so unermüdlich jauchzen kann! Wie verzückt wirbelt sie — trunken von Himmelblau, Sonne, frischer Luft. Oben ergibt sie sich wollüstig dem treibenden Winde und bleibt etwa zehn Sekunden lang bei demselben Triller. Dann wird sie mir aus den Augen geweht. Doch immerfort höre ich ihr Jubilieren. Nun ist sie wieder sichtbar — ein dunkler Punkt. Sinken läßt sie sich — noch aber schwirren die Flügel und schmettert die Kehle. Gar nicht mehr weit von mir ist das Tier=

chen — ich glaube, es wird mir in den Schoß fallen — denn es sieht mich nicht, blind vor Licht und Luft. Jetzt — dicht vor mir — plötzlich verstummt — fällt es wie ein Stein in die Ackerfurche — an derselben Stelle, von wo es emporgestiegen ist. Verschwunden ist es, wie in die Erde versunken.

Aber nun wacht hier innen die Lerche auf. Es trillert mir im Herzen. Ich atme wie neugeboren.

Vorüber der Schauer. An den Gräsern flimmern Tropfen. Hinten über dem See hängt es noch finster — ein grauer Schleier wallt nieder von den Wolken — schleift über Forst und See. Auf der schwarzen Flut weiße Wellenkämme. Durch einen Wolkenriß fließt Licht in den Regen. In langen Silberstreifen gespiegelt auf dem See. Nun ballt sich der Wolkendunst, formt sich zu schwebenden Gebirgen mit Schneehäuptern und düsteren Schluchten. Und sieh, blauer Himmel lugt hervor — ein sanftes Lächeln kommt in das erhabene Antlitz droben.

Wie jung und üppig alle Farben. Drunten der Forst ein sattes Dunkelgrün — gebadet das violette Braun der Stämme. Silbern schimmert die Saat — kräftig hebt sich ab die dunkle, frisch gepflügte Scholle. Und dort der Wiesengrund — sein goldiges Grün klingt wie liebliches Geigen. Aus dem Wasserschleier, mit dem das Fließ ihn überhaucht, heben wimmelnde Dotterblumen ihre Köpfchen, Frühlings Heerscharen.

Lerche auf Lerche wirbelt empor. Die Erdseele schickt ihre Jauchzer dem Lichte. Es trillert und tanzt die Luft.

Ja dies Beben, dies Wellenspiel kann nicht bloß dem Ohre etwas sein. Die Luft selber muß spüren den Sang der Vögel und mit Entzücken alle Musik.

Die Farben dort, ihr Leuchten und Zusammenstimmen, Himmelblau, Saatenschmelz, Tropfenglitzern — das ist Jauchzen für die Lichtseele.

Und die Sonne — die nun goldig die Landschaft überflutet — welche Wonnen durchwogen dies hehre Mutterherz! Blendend lugt das Sonnenauge aus den Wolken — und doch so gütig. „Kindlein!" spricht es — „Liebe ist mein Schauen — ich kose die liebliche Erde — Lenz schauert durch ihre Adern — beseligend bin ich selig . . ."

„Ti—ti—tiri!"

Auf dem grauen Grunde des abziehenden Regens erblüht ein Regenbogen — grün, gelb, rot, blau . . . Immer üppiger leuchten die Farben, immer voller schwingt sich der Bogen — eine Himmelsleiter — von meiner Heimat wölbt sie sich zum Reiche des Friedens.

Drunten im Forste wurzelt der Regenbogen — dort an der Moorlake, wo der Wacholderbaum steht. Der sinnende Eremit — ich sehe ihn im Geiste, wie er feierlich nickt.



Sum, ergo cogito

Da hab ich niedergeschrieben, was der Wacholderbaum auf dem Sandberg unter der Eiche mir offenbarte. Über die Bücherreihen schweift nun mein Blick und bleibt an Cartesius haften. Komm her, schweinslederner Foliant! Du und Juniperus — mir scheint, da ist etwas, worin ihr zusammenstimmt. Den Titel schlag ich auf. Daneben ein alter Kupferstich mit der geschnörkelten Unterschrift: René Descartes.

Trutzig schaut er drein, der rastlose Grübler mit der wuchtigen Stirn, der eiserne Krieger mit Knebelbart und breitem Spitzenkragen. Stolz präsentiert er sich den gelahrten Herren: „Schlechte Fechter! Vor meinem Zweifel müßt ihr alle wanken. Ei was steht denn fest von eurer ganzen Weisheit? Was die Sinne lehren? Pah, wer weiß denn, ob ich nicht bloß träume? Eins nur, eins ist sicher — ich hab's gefunden. Mag mein Zweifel so weit gehen, daß er alles hinwegdenkt, das Denken kann er nicht hinwegdenken. Ich zweifle, ich denke — und daraus folgt: denkend ich bin. Cogito, ergo sum!"

Wie ich so auf Cartesius merke, steht jemand hinter mir und schaut über meine Schulter aufs Buch.

„Du, Juniperus? Nun, alter Freund, was meinst denn du dazu?"

„Hum, ja! Cogito, ergo sum — schon recht! Aber man kann auch umgekehrt sagen: Sum, ergo cogito — ich bin, drum bin ich bewußt. Dasein heißt bewußt sein. Was da ist, erlebt sich."

Dieser Wacholdermann! Wie ein Professor kommt er mir auf einmal vor. Aber stutzig macht mich sein Ausspruch.

„Hoho, Juniperus! Das ist denn doch kühn . . . Wenn ich also jetzt in Ohnmacht falle — deine Behauptung macht mich schon ganz starr — wo bleibt da mein Bewußtsein? Wenn ich wieder zu mir gekommen bin, weiß ich doch von keinem Funken . . .“

„Bist eben vergeßlich, Merlin! Was hast du diese Nacht geträumt?“

„Gar nichts — so scheint mir.“

„Hast es einfach vergessen! Erzähle mir von den ersten Monden deines Menschenlebens! Was weißt du noch davon? Du zuckst die Achseln, hast keine Erinnerung. Und doch warst du vorhanden; sogar höchst emsig regte sich dein Geist.“

„Vergessen — allerdings, unermeßliche Gebiete meines Daseins werden vergessen. Aber sage mir, Juniperus, wohin denn schwinden sie? Verfallen sie der Vernichtung? Das sollte man meinen. Wenn nämlich Dasein Bewußtsein ist, so muß doch wohl das unbewußt Gewordene, das Vergessene, aufgehört haben, da zu sein.“

„Nicht doch, Merlin! Alles Vergessene ist noch vorhanden, obwohl heimlich. Da liegt es ausgebreitet, ein unübersehbarer Schatz. Als enger Lichtschein gleitet dein Aufmerken drüber hin. Stets bloß ein Teilchen wird erhellt — mancher Winkel bleibt lange abseits.“

„Und was abseits liegt, soll auch bewußt sein? Unbemerkt und doch bewußt? Wem denn eigentlich bewußt?“

„Sich selbst bewußt! Und deiner Tiefe bewußt!"

„Meiner Tiefe? Was heißt das?"

„Die kennst du freilich noch wenig. Nur deine Oberfläche ist dir bekannt — das ist der Fühler, den deine Tiefe vorstreckt ins Menschenreich. Versenke dich nun aber auch in deine Tiefe, Merlin! Zur Wurzel fühle dich hinab! Dorther strömt alle Kraft — auch meine Offenbarung. In deiner Tiefe ist mein wahres Heim. Und das deinige!"

Hohl klang auf einmal die Stimme, als ob Juniperus sich verliere in unterirdischen Gewölben.



Materie nie ohne Geist

Vor mir liegt eins der kostbaren Hefte, in denen Ernst Haeckel Kunstformen der Natur veranschaulicht. Es enthält Radiolarien-Bilder. Ich betrachte sie mit andächtigem Staunen.

Was sind biblische Wunder diesen wundervollen Strahlentierchen gegenüber! Geradezu unheimlich wären mir wunderbare Abweichungen von der All-Ordnung, wenn ich sie für möglich hielte. Untergraben würden sie eine Kultur, die sich auf tadellose Naturgesetzlichkeit gründet. Chaos wäre die Welt, nicht Kosmos.

Diese Stäubchen aber, diese Schlammkörnchen, die unter dem Mikroskop in Sterne und Blumen, in phantastischen Zierat vom herrlichsten Ebenmaß sich verwandeln, geben mir Frieden, Erbauung.

Man denke! Eine Wassermasse, die mehr als sechs Millionen Quadratmeilen, vielfach in Gaurisankar-Höhe, einnimmt, wimmelt von Wesen, winzig wie Sonnenstäubchen und so einfach, daß sie aus einer einzigen Zelle bestehen. Und jedes dieser Schleimklümpchen ein phantasievoller, schöpferischer Künstler! Um sich herum bildet es aus Kiesel Gehäuse, Strahlenfiguren, die wahre Meisterwerke an Harmonie und origineller Erfindung sind. Metertief bedecken solche Gehäuse den Meeresgrund; sie sehen aus wie wüster, gestaltloser Schlamm. Aber dieser Schlamm, der schier unzugänglich in Finsternis unter alpenartigen Wasserschichten äonenlang sich barg, verwandelte sich vor ein paar Jahrzehnten unter den bewaffneten Augen

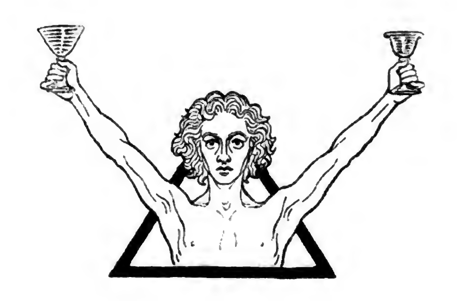
des Naturforschers in ein ungeheures Museum von entzückenden Kunstwerken.

Da hast du freilich recht, Juniperus, wenn du die Frage aufwirfst, die vom Radiolar wie vom Schneekristall und überhaupt von der unendlichen Fülle harmonischer Naturverhältnisse gilt: Sollte keine innere Wahl, keine Empfindung für Ordnung gewaltet haben, als diese Reigengruppe sich fügte? Hier aus diesen Werken winziger Schleimklümpchen und eigentlich aus aller Naturregelmäßigkeit spricht ergreifend ein Künstlersinn, spricht Geist, höchste Logik.

Seltsam! Dieselben Forscher, die überall in der Welt, wohin ihre Beobachtung reicht, Gesetzmäßigkeit, unverbrüchliche Ordnung vorfinden oder doch annehmen, versteifen sich massenhaft auf eine trostlos schlechte Meinung vom großen Ganzen. Die Natur bedeutet ihnen ein brutales, wüstes Wesen, ein Chaos. So nennt Spencer das Bewußtsein in der Natur „eine im Grunde ganz überflüssige Begleiterscheinung zentraler Gehirn-Prozesse". Und Nietzsche meint: „Die astrale Ordnung, in der wir leben, ist eine Ausnahme . . . Der Gesamtcharakter der Welt ist in alle Ewigkeit Chaos."

Welch ein verzerrtes Weltbild! Ordnung soll nur ein unbedeutender Spezialfall, der zufällige Glückswurf eines chaotischen Unsinns sein. Sonderbarer Spezialfall, was so weit und breit auftritt! Nichts als Ordnung gibt es ja — Ordnung in den Sternen und Ordnung in den Stäubchen. „Materie nie ohne Geist", sagt der große Harmonieseher Goethe. Und

auch ich habe glauben gelernt an eine Harmonie, in die jedes Fleckchen Welt, jeder scheinbare Zufall und Unsinn zum Ganzen webend sich einreiht. Ein Kunstwerk ist die Allnatur, eine Symphonie, ein Kosmos im Sinne der Griechen. Unser Blick dafür, unser Ohr dafür ist freilich lange nicht genug erweckt. Blühe auf, mein Auge! Amen! Ohr meiner Andacht, lausche der Sphärenmusik!



Gespräch mit Haeckel

Die „Kunstformen der Natur“ erinnern mich lebhaft an ihren Herausgeber. Ich sehe Haeckel, wie ich ihn bei meinem letzten Besuche in Jena sah. Hatte mir damals von ihm seine Generelle Morphologie geliehen. Dann hatte er mir das neue zoologische Institut gezeigt und Abbildungen der Siphonophoren-Quallen erläutert.

Nun saßen wir an einem seiner Lieblingsplätze, im Garten des Schillerhauses neben der Sternwarte. Am alten Steintische saßen wir, wo einst Goethe und Schiller manch' gutes und großes Wort miteinander gewechselt. Maienluft säuselte im lichtgrünen Laubdache, die Amsel pfiff, und hinter uns im waldigen Grunde rauschte der Bach. Heiter ruhte Haeckels blaues Auge auf seinen lieben Jenenser Höhen, die neben dem Schillerhause hervorlugten. Wir schwiegen. Ich blätterte im Buche, wandte mich dann zu Haeckel, betrachtete den edlen Kopf und freute mich der darin noch immer ausgeprägten Jugendfrische, männlichen Tatkraft und schwärmerischen Kindlichkeit.

Eine gesegnete Stunde. Das war nicht der bejahrte Verfasser des Welträtselbuches. Ich tat einen Blick in Haeckels beste Eigenart — sah darinnen eines jener Idealwesen, wie sie in zahllosen Spielarten die Menschen erfüllen, freilich nur dem auserwählten Beobachter flüchtig offenbar. Der Geist, der an dieser klassischen Stätte schwebte, Goethes Geist, wob in Haeckel und lieh ihm etwas von dem weiten Blick, der die grollenden

Gegensätze zur Harmonie zusammenfaßt, der Naturkunde und Philosophie, alle Zweige der Forschung untereinander, Wissenschaft und Poesie, begriffliche und künstlerische Weltanschauung in olympischem Frieden sieht. Solch ein Einheitsschauer war dieser ideale Haeckel, und das hob ihn über den Schwarm der Kollegen — der Denker schaute mit Künstleraugen.

Ich blätterte wieder in der Generellen Morphologie und fand die Stelle aus Goethe: „Weil die Materie nie ohne Geist, der Geist nie ohne Materie existiert und wirksam sein kann, so vermag auch die Materie sich zu steigern, so wie sich's der Geist nicht nehmen läßt, anzuziehen und abzustoßen; wie derjenige nur allein zu denken vermag, der genugsam getrennt hat, um zu verbinden, genugsam verbunden hat, um wieder trennen zu mögen!"

„Ein wundervolles Wort!" Ich wies Haeckel die Stelle im Buche. Er erkannte sie sofort, nickte und sprach mit seiner hellen Stimme träumerisch, fast zärtlich:

„Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre . . ."

Nach einem Weilchen ergriff er lebhaft das Buch: „Kennen Sie die verwandte Stelle, die ich von August Schleicher zitiert habe? Schleicher ist Sprachforscher im darwinistischen Sinne — hören Sie sein famoses Wort!" Und Haeckel las: „Die Richtung des Denkens der Neuzeit läuft unverkennbar auf Monismus hinaus. Der

Dualismus, fasse man ihn nun als Gegensatz von Geist und Natur, Inhalt und Form, Wesen und Erscheinung, oder wie man ihn sonst bezeichnen mag, ist für die naturwissenschaftliche Anschauung unserer Tage ein vollkommen überwundener Standpunkt. Für diese gibt es keine Materie ohne Geist — ohne die sie bestimmende Notwendigkeit — aber ebensowenig auch Geist ohne Materie. Oder vielmehr es gibt weder Geist noch Materie im gewöhnlichen Sinne, sondern nur eins, das beides zugleich ist. Diese auf Beobachtung beruhende Ansicht des Materialismus zu beschuldigen, ist ebenso verkehrt, als wollte man sie des Spiritualismus zeihen."

Ich mochte den Geist des Widerspruchs in dieser harmonischen Stunde nicht wecken und schwieg. Dann aber drängte es in mir: Heraus mit deiner Meinung! Mußt doch hören, wie er dazu Stellung nimmt! Der ideale Haeckel, der noch höher steht, als dieses Buches Verfasser, ist wohl gerade jetzt zu sprechen. Nutze den Moment!

„Das Wort von Schleicher" — sagte ich — „ist mir schon beim früheren Lesen Ihres Werkes aufgefallen. Die Betonung des Monismus ist ja recht schön und gut. Doch ich kann den Gedanken nicht ohne Kopfschütteln hinnehmen. Da ist ein wunder Punkt, eine Achillesferse. Ich meine den Satz: Keine Materie ohne Geist, das heißt, ohne die sie bestimmende Notwendigkeit. Schleicher hat hier etwas von dem Benehmen eines Zirkus-Clowns. Er tut so, als wolle er einen großartigen Sprung vollführen. Kurz vor

der Barriere aber bückt er sich und kriecht drunter durch."

Haeckel lachte. „Wieso denn?"

Ich fuhr fort: „Zuerst der hochtrabende Anlauf: Keine Materie ohne Geist. Dann auf einmal sieht man: Es kommt nichts dabei heraus, viel Geschrei und wenig Wolle. Eine großspurige Versicherung — nebenher aber, scheu geflüstert wie eine reservatio mentalis, die kleinliche Einschränkung: Unter Geist verstehe ich hier die in der Materie waltende Notwendigkeit! Dies Zurückweichen macht den pomphaften Vorstoß zu einer bloßen Scheinattacke; alles bleibt beim Alten. Wenn die Materie nur in dem Sinne geistig ist, daß sie von der Notwendigkeit bestimmt wird, so bedeutet das nichts Neues und Besonderes — das bestreitet wohl niemand, auch der extremste Materialist nicht. Die innewohnende Notwendigkeit, das ist eben einfach das Gesetz von Ursache und Wirkung, die Kausalität. Olle Kamellen! Ja, wenn Schleicher den Begriff Notwendigkeit im Goetheschen Sinne steigerte! Wenn er in der geordneten Natur ein Formwesen, ein Individuum sähe! Doch solche Auffassung scheint ihm fern zu liegen."

„Und in welchem Sinne vertreten Sie das Wort: keine Materie ohne Geist —?" fragte Haeckel.

Ich entgegnete: „Darüber ließe sich ein Buch schreiben. Einstweilen beschränke ich mich auf die Vermutung: Alle Materie ist für sich subjektives Leben. Jedes Objekt ist an sich Subjekt. Sonst wäre es eben überhaupt nichts an und für sich."

„Wie aber stellen Sie sich das subjektive Leben vor?"

„Nach dem einzigen Muster, das mir zur Verfügung steht — analog meinem eigenen Innenleben."

„Als Bewußtsein?"

„Das Wort ist doppelsinnig. Es bedeutet einerseits eine komplizierte, reflektierende Denktätigkeit — andererseits aber ganz allgemein Erlebnisse im Subjekt, die nicht durch die nach außen gerichteten Sinne vermittelt werden — also ein unmittelbar, als Innerlichkeit, intuitiv empfundenes Dasein. In diesem Sinne, meine ich, hat alles, was da ist, Bewußtsein."

„So allerdings" — sagte Haeckel — „haben selbst die primitiven Elemente der Materie Bewußtsein, Seele, Geist."

„Das ist aber ein anderer, ein höherer Geist als das, was Schleicher meint. Offen gestanden, Herr Professor, ich möchte, Sie bildeten Ihren Monismus entschiedener nach dieser Richtung aus."

„Versucher!" lachte Haeckel mit seiner hohen Stimme. „Soll ich mich noch mehr kompromittieren vor den Herren Kollegen? Die schreien ohnehin, ich sei ein Phantast. Solche Ketzereien auszugestalten, muß ich Ihnen überlassen. Sie sind Poet — Ihnen nimmt man die Poesie nicht übel. Ich darf sie bei den Verständlern nur verschämt einführen. Wenn ich denen von Durchgeistigung aller Materie, Atomseele und so weiter rede, so mache ich gern eine Gebärde, als meine ich das mehr bildlich, wie poetische Lizenz. Schleicher, sehen Sie, hat wohl auch zu dieser Gebärde seine Zuflucht genommen. Daraus machen Sie ihm nun

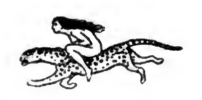
einen Vorwurf — Sie weltunkundiges Mädchen aus der Fremde! Und mich möchten Sie ganz für Ihre poetische Richtung kapern — Verführer Sie! Ich aber bin Odysseus, als die Sirenen sangen. An den Mast der nüchternen Forschung hab ich mich festgebunden und lasse mich von den Gefährten mit den verstopften Ohren willig überwachen, daß ich nicht in die Arme jener süßen Unholde stürze . . . Doch Scherz beiseite! Verkündet mein Monismus denn nicht hinreichend die Durchgeistigung der Materie? Ich sollte meinen, was ich über Zellseelen, Beseelung der Plastidule, ja der Atome gesagt habe, läßt an Entschiedenheit nichts zu wünschen übrig. Denken Sie doch, ich scheue mich nicht, den Atomen mit Goethe ein gewisses Empfinden, oder doch Spuren davon, etwas wie Gefühl und Trieb zuzuschreiben. Ohne diese Annahme wäre es mir unverständlich, wie überhaupt seelisches Leben der höheren Form sich hätte entwickeln können. Es ist schon viel, wenn es mir gelang, solche einfachen philosophischen Erkenntnisse auf das Gebiet der exakten Naturforschung zu verpflanzen, so daß sie unter dem Schutze einiger Autorität geduldet werden. Ach ja, unsere Philosophen müssen Naturforscher, die Naturforscher aber auch Philosophen werden. Der Zwiespalt zwischen beiden ist unnatürlich und schädlich. Wenn wir von beiden eine völlig reife Durchbildung fordern, so müssen sie die Gleichung erfüllen: Natur-Wissenschaft gleich Natur-Philosophie!"

„Natur-Philosophie! O weh, Herr Professor! Das Wort hat bei den gestrengen Kollegen üblen Klang."

„Allerdings“ — meinte Haeckel — „den hat sich eine sogenannte Natur-Philosophie mit Recht zugezogen, weil sie ins Blaue hinein spekulierte, ohne die Induktionen der spezialistischen Naturforscher abzuwarten. Aber dieselben Naturforscher verfielen meistens in den entgegengesetzten Fehler.“

Ich stimmte lebhaft bei und suchte Haeckels Gedanken weiter auszuführen: „Der ins Enge und Einzelne gerichtete Blick wurde kurzsichtig und beschränkt. Er verlor die großen Gemeinschaften, unterließ das Allsehen. Zerrissen wurde, was nur im innigsten Zusammenhange miteinander begriffen werden kann. Sehen Sie, Herr Professor, ich meine, auch die Trennung zwischen wissenschaftlicher und künstlerischer Weltanschauung ist solch ein naturwidriges Auseinanderreißen. Ich bin auch in dieser Hinsicht Harmoniker. Wenn Sie sagen: Natur-Wissenschaft gleich Natur-Philosophie, — so erstrebe ich auch noch die Gleichung: Natur-Philosophie gleich Poesie-Philosophie — oder auch gleich All-Poesie!“

Haeckel warf mir einen Blick ernsten Bedenkens zu, stand auf und legte die Hand auf meine Achsel: „Vorsicht, ungestümer Revolutionär! Sonst geraten Sie in denselben romantischen Irrgarten, wo Schelling sich narren ließ.“



Chaos oder Kosmos

Das Goethewort, das ich am Steintisch mit Haeckel besprach, fesselt mich aufs neue, und seinem Zusammenhange spüre ich nach. Es findet sich am Schlusse der sämtlichen Werke, wie sie gewöhnlich angeordnet sind, unter den Ideen zur Naturwissenschaft im allgemeinen. Hier bespricht der fast achtzigjährige Goethe den in seine Schriften aufgenommenen Aufsatz „Die Natur" und meint, vor vierzig bis fünfzig Jahren habe er den dargetanen Vorstellungen gehuldigt.

„Ich möchte" — sagt er — „die Stufe damaliger Einsicht einen Komparativ nennen, der seine Richtung gegen einen noch nicht erreichten Superlativ zu äußern gedrängt ist. Man sieht die Neigung zu einer Art Pantheismus, indem den Welterscheinungen ein unerforschliches, unbedingtes, humoristisches, sich selbst widersprechendes Wesen zum Grunde gedacht ist — und mag als Spiel, dem es bitterer Ernst ist, gar wohl gelten. Die Erfüllung aber, die ihm fehlt, ist die Anschauung der zwei großen Triebräder aller Natur, der Begriff von Polarität und von Steigerung, jene der Materie, insofern wir sie materiell — diese ihr dagegen, insofern wir sie geistig denken, angehörig, jene ist in immerwährendem Anziehen und Abstoßen — diese in immerstrebendem Aufsteigen. Weil aber die Materie nie ohne Geist, der Geist nie ohne Materie existiert und wirksam sein kann, so vermag auch die Materie sich zu steigern — so wie sich's der Geist nicht nehmen läßt, anzuziehen und abzustoßen; wie

derjenige nur allein zu denken vermag, der genugsam getrennt hat, um zu verbinden, genugsam verbunden hat, um wieder trennen zu mögen."

Goethe gedenkt nun der Jahre, da er die Pflanzen- und Tiermetamorphose erkannte und mühsam zur Anerkennung brachte. Schließlich betrachtet er mit Behagen die Ideensteigerung, zu der ihm langer Jahre redlich Streben verholfen hat. „Vergegenwärtigt man sich die hohe Ausführung, durch welche die sämtlichen Naturerscheinungen nach und nach von dem menschlichen Geiste verkettet werden, und liest alsdann obigen Aufsatz, von dem wir ausgingen, nochmals mit Bedacht, so wird man nicht ohne Lächeln jenen Komparativ, wie ich ihn nannte, mit dem Superlativ, mit dem hier abgeschlossen wird, vergleichen und eines fünfzigjährigen Fortschreitens sich erfreuen."

Auf den Begriff „Steigerung" also legt Goethe hohen Wert und versteht darunter ein geistiges Streben der Materie, an dem es niemals ihr fehlen kann, und das sie immer aufwärts treibt. Die Metamorphose des Lebendigen versteht er nicht als bloße Umwandlung, die an Wert indifferent ist, sondern als einen Fortschritt zu höheren Formen. „Gott-Natur" ist werdende Vollkommenheit, der Aufwärtstrieb in allem Materiellen. Über das Walten dieses Triebes aber gibt Goethe in seinem Aufsatze „Bildungstrieb" einige Fingerzeige.

Von Kaspar Friedrich Wolff sagte er: „Wolff mußte zum Behufe seiner Epigenese ein organisches Element voraussetzen, woraus alsdann die zum organischen Leben bestimmten Wesen sich ernährten. Er gab

dieser Materie eine vim essentialem, die sich zu allem fügt, was sich selbst hervorbringen wollte, und sich dadurch zu dem Range eines Hervorbringenden selbst erhob. Ausdrücke der Art ließen noch einiges zu wünschen übrig; denn an einer organischen Materie und wenn sie noch so lebendig gedacht wird, bleibt immer etwas Stoffartiges kleben. Das Wort Kraft bezeichnet zunächst etwas nur Physisches, sogar Mechanisches; und das, was sich aus jener Materie organisieren soll, bleibt uns ein dunkler, unbegreiflicher Punkt." An dem Ausdrucke „Kraft", durch den Wolff die Entstehung der organischen Wesen aus der Materie zu erklären suchte, vermißt also Goethe offenbar das Geistige. Eine bloß physische, ja mechanische Kraft hält er für unfähig, organische Formen zu bilden aus einer Materie, an der immer etwas Stoffartiges kleben bleibe.

„Etwas Stoffartiges." Worauf zielt die Geringschätzung, die in diesem Ausdrucke liegt? Mir scheint, auf das Formlose, Chaotische, das dem Stoff anhaftet im Sinne einer Philosophie, die ich chaotischen Materialismus nennen möchte. Sie entnimmt ihren Stoffbegriff von der Beobachtung, daß ein Bildner aus Erde, Stein, Holz oder Metall allerhand Formen bilden kann, ohne daß diese Materialien durch ihr inneres Wesen zu solchen Formen bestimmt werden. Hier erscheint also die Form als eine Zutat, die von außen, ohne innere Notwendigkeit dem Materiale beigebracht wird. Nicht wesentlich ist die Form dem Stoffe, sondern akzidentell, zufällig und nur vorübergehend angehörig. Diesen Stoffbegriff, der ein Chaos

bedeutet, lehnt Goethe ab. Er sträubt sich gegen die Annahme, die Formen seien der Materie nur äußerlich beigebracht, im Wesen aber von ihr getrennt. Die innige Verbindung zwischen Materie und Form verlangt er und beherzigt so sein eigenes Wort, nur derjenige vermöge zu denken, der genugsam verbunden hat, um wieder trennen zu mögen.



Als ich diese Ideen mit Oswald verhandelte, vertrat er hartnäckig den chaotischen Materialismus. Ich suchte ihm beizukommen durch die Frage: „Wenn die Materie eigentlich formlos ist, wie mögen dann die lebendigen Formen, die Organismen, entstanden sein?"

Oswald zuckte die Achseln und meinte: „Zufall! Wie Würfel taumeln die Materieteilchen durcheinander — und unter zahllosen Fällen von Formlosigkeit ergeben sich natürlich auch einzelne günstige Fälle, also gewisse Formen."

„Nietzsche hat diese Auffassung mit großer Entschiedenheit formuliert" — entgegnete ich. „Kennst du die Stelle, Oswald?"

Ich holte das Buch und las vor:

„Hüten wir uns, zu denken, daß die Welt ein lebendiges Wesen sei. Wohin sollte sie sich ausdehnen? Wovon sollte sie sich nähren? Wir wissen ja ungefähr, was das Organische ist. Und wir sollten das unsäglich Abgeleitete, Späte, Seltene, Zufällige, das

wir nur auf der Kruste der Erde wahrnehmen, zum Wesentlichen, Allgemeinen, Ewigen umdeuten, wie es jene tun, die das All einen Organismus nennen? Davor ekelt mir. Hüten wir uns schon davor, zu glauben, daß das All eine Maschine sei; es ist gewiß nicht auf ein Ziel konstruiert, wir tun ihm mit dem Wort „Maschine" eine viel zu hohe Ehre an. Hüten wir uns, etwas so Formvolles, wie die zyklischen Bewegungen unserer Nachbarsterne, überhaupt und überall vorauszusetzen; schon ein Blick in die Milchstraße läßt Zweifel auftauchen, ob es dort nicht viel rohere und widersprechendere Bewegungen gibt, ebenfalls Sterne mit ewigen geradlinigen Fallbahnen und dergleichen. Die astrale Ordnung, in der wir leben, ist eine Ausnahme; diese Ordnung und die ziemliche Dauer, welche durch sie bedingt ist, hat wieder die Ausnahme der Ausnahmen ermöglicht: die Bildung des Organischen. Der Gesamtcharakter der Welt ist dagegen in alle Ewigkeit Chaos; nicht im Sinne der fehlenden Notwendigkeit, sondern der fehlenden Ordnung, Gliederung, Form, Schönheit, Weisheit und wie alle unsere ästhetischen Menschlichkeiten heißen."

Oswald nickte: „Nun ja! Wenn ich auch nicht gerade die astronomischen Betrachtungen, die Nietzsche hier vorbringt, gutheißen kann, so bin ich doch mit der Grundidee einverstanden."

Ich entgegnete: „Du hältst also die Gestaltungskraft der Welt für ein brutales Prinzip — für ein Schwein, das mit seinem Rüssel in einem Buchstabenhaufen wühlt und unter zahllosen Kombinationen

ohne Sinn auch sinnvolle Schriftwerke, zum Beispiel Goethes Faust, herausbringt?"

Spöttisch lächelnd parierte Oswald diesen Ausfall: „Ei gewiß kann das Schwein Goethes Faust hervorbringen! Wenn du das bezweifelst, so warte nur, bis dein Schwein lange genug gewühlt hat. Warte Ewigkeiten hindurch! Nimm an, es habe unendlich viel Kombinationen hervorgebracht. Müßte sich nicht auch der Faust darunter befinden, wie überhaupt jedes vorhandene oder auch nur mögliche Werk der Literatur? Die unendliche Zahl der Kombinationen wäre eben nicht voll, wenn auch nur eine einzige mögliche fehlte. Das ist doch klar! Du siehst also, der Zufall ist wohl imstande, aus dem Chaos alle möglichen Ordnungen hervorzubringen, wenn ihm nur Zeit genug zu Gebote steht."

„Schön! Eins aber übersieht mein Mathematikus. Zugegeben, durch Zufall habe das Chaos sich zu den vorhandenen Formen gruppiert. Dann wäre solche Ordnung doch nur ein Ausnahmefall, und was Nietzsche verunglückte Würfe nennt, müßte an Menge vorwiegen."

„Tut es ja auch!"

„So? Meinst du wirklich, in der Natur, wie wir sie kennen, gebe es irgendwelche Unordnung? Kannst du mir auch nur ein Winkelchen in der weiten Welt zeigen, wo Chaos waltet? Ich weiß keins — ich sehe überall tadellose Ordnung."

„Du meinst die Naturgesetze?"

„Allerdings! Die Naturgesetze sind Ordnungsprin-

zipien. Was Nietzsche Gliederung, Form, Schönheit, Weisheit nennt, bedeutet seiner tiefern Natur nach gar nichts anderes als Regel, Folgerichtigkeit, Logik, Gesetz. Sonderbar, daß ein Naturgelehrter, der doch die Naturgesetzlichkeit intim beobachtet, der überall Gesetze sucht und annimmt, sonderbar, daß ein Philosoph diese großartige Tatsache nicht gehörig berücksichtigt."

Oswald nahm das Buch und sah sich Nietzsches Worte aufmerksam an. „Du tust ihm unrecht", meinte er. „Die Naturgesetze übersieht er keineswegs. Er sagt ja ausdrücklich, nicht im Sinnne der fehlenden Notwendigkeit wolle er die Welt chaotisch nennen. Die Notwendigkeit der Weltzusammenhänge also gibt er zu."

„Notwendigkeit!" entgegnete ich. „Was heißt denn das? Würde Nietzsche sich darüber klar sein, so sähe er, wie Notwendigkeit Ordnung bedeutet. Ich meine, Notwendigkeit oder Naturgesetzlichkeit ist eben Regel, jedes geregelte Verhalten aber Ordnung, jeder geordnete Zusammenschluß Form."

„Willst du mir das nicht etwas eingehender auseinandersetzen? So sprunghaft kann ich dir nicht folgen."

„Gern! Gehen wir von einem Beispiel aus! Unter gewissen Umständen beginnt das Wasser bei einer Abkühlung bis auf den Nullpunkt zu gefrieren. Dieser Vorgang wurde nicht bloß einige Male beobachtet, gilt vielmehr für alle Zeiten und Orte — und zwar nach dem logischen Grundsatze der Identität, der alle Natur-

gesetzlichkeit auf die einfache Formel reduziert: A = A; mit anderen Worten: Unter identischen Bedingungen verhält sich die Natur identisch. Hast du verstanden, Oswald?"

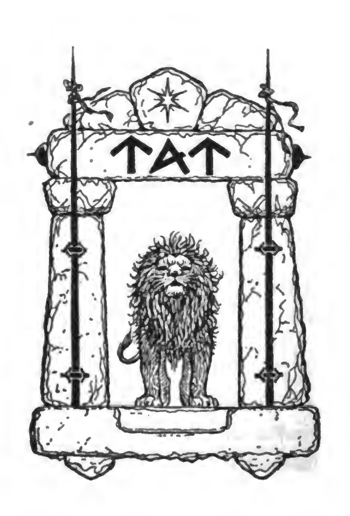
„Das wohl! Doch aus deiner Erörterung geht einstweilen nur hervor, daß die Naturgesetze auf Identität beruhen. Inwiefern bedeuten sie denn nun aber Ordnungsprinzipien, wie du sagst? Wieso kannst du verlangen, daß Nietzsche schon in der Naturnotwendigkeit Gliederung, Form, Schönheit, Weisheit sehen soll?"

„Darauf wollte ich eben kommen, Oswald. Betrachte mit mir ein Beispiel von Gliederung, Form, Schönheit, Weisheit — etwa ein bauliches Ornament — oder eine Sonate — oder ein Gedicht! Worauf beruht hier die Form, die Harmonie? Ich meine, auf der Wiederkehr gleicher Maße, auf Übereinstimmungen im Wechsel, auf Identität. Harmonische Raumgebilde enthalten identische Maße, harmonische Töne stimmen in gewissen Schwingungen überein, Takt, Rhythmus, Parallelismus, Reim, das alles sind Variationen der Identität. Solch ein durch Identität geformtes Kunstwerk nun sehe ich im Naturganzen. Schon deshalb muß die Natur Ordnung sein, weil ihre Einzelheiten allerlei Identisches haben."

„Du meinst die Naturgesetze?"

„Ich meine überhaupt den ganzen monistischen Charakter der Natur. Monist bist du ja wohl, Oswald — nicht wahr? Nun siehst du, für mich bedeutet Monismus ohne weiteres die Erklärung: Bei aller Verschiedenheit enthalten die Teile der Natur ein

Monon, ein ewig Identisches — solche Identität schließt sie zur Einheit zusammen, zur Form — und weil nun A = A ist, kann Allnatur nie und nimmer Chaos sein — Kosmos ist sie allenthalben, und der sogenannte Zufall bedeutet einfach unverstandene Ordnung."



Der innere Bildner

Oswald schüttelte den Kopf: „Wie ein Pythagoreer redest du — oder wie ein Neuplatoniker, der an eine der Welt innewohnende Vernunft glaubt. Solche Idealistenträume aber müssen zerflattern vor dem nüchternen Lichte der Naturwissenschaft. Wach' auf, Poet! Besinne dich auf die Wirklichkeit! Siehst du nicht, wie massenhaft das vorkommt, was Nietzsche verunglückte Würfe nennt? Neben dem Angepaßten findet sich in der Natur eine Fülle von unzweckmäßigen Einrichtungen. Gestern ist mir ein Mann an Blinddarm-Entzündung gestorben. Als ich bei der Sektion den Schaden besah, dachte ich: Ei du Störenfried Blinddarm! Nur Plage und Gefahr bringst du! Hätten wir dich rechtzeitig gepackt und entfernt, dieser Mann lebte noch und würde dich nie vermissen, Nichtsnutz du!"

„Ich leugne nicht, Oswald, daß es im Sinne unserer menschlichen Kalkulation massenhaft verunglückte Würfe gibt."

„Nun also! Wo bleibt da der Weltverstand? Wo bleibt der Geist der Materie?"

„Der könnte gleichwohl existieren. Die scheinbar verunglückten Würfe ließen sich daraus erklären, daß der Naturgeist anders kalkuliert als der Menschengeist, und daß er nur deshalb mit den Ergebnissen seiner Kalkulation uns befremdet, weil ihm ein anderes Erfahrungsmaterial wie uns zu Gebote steht. Vielleicht ein beschränkteres. Gegen diese Annahme freilich ließe sich geltend machen: Wie kann die Natur an Einsicht

unter dem Menschen stehen, wenn sie ihm übergeordnet ist und ihn als Glied in sich enthält? Dieser Einwand macht es wahrscheinlicher, daß der Naturgeist dem Menschengeiste überlegen ist, und daß wir bei weitem nicht an alle Kalkulationen des Weltverstandes hinanreichen. Nicht bloß der Weise sagt zum Toren: du Narr! sondern oft genug auch der Tor zum Weisen — weil er ihn nicht begreift. Und so wär's möglich, daß Nietzsches schlechte Meinung von der Natur torenhaftes Mißtrauen, superkluge Überhebung des kleinen Menschen bedeutet."

„Du redest ja wie ein Theologe, der als Minister seines Herrgotts ein Interesse daran hat, daß die Herde in aller Frömmigkeit überzeugt bleibt von der Beschränktheit ihres Untertanenverstandes. Dein Lobgesang auf die Weltordnung läuft auf die Lehre vom übernatürlichen Baumeister hinaus, der alles so weise eingerichtet hat."

Ich winkte ab; „im Gegenteil! Der chaotische Materialismus ist es gerade, der diese Lehre provoziert. Er legt nämlich den Schluß nahe: Weil innerhalb der formlos gedachten Materie kein für die Formen zureichender Grund gefunden wird, so muß er außerhalb gesucht werden. Und so wird ein Demiurgos angenommen, der wie ein Künstler den chaotischen Stoff von außen formt. Hier haben wir den Dualismus, die Zuflucht zu einem übernatürlichen Prinzip, weil das natürliche zur Erklärung der Tatsachen nicht genügt — wir haben das Unfähigkeitszeugnis, den Bankrott des chaotischen Materialismus. Wollen wir keine Dualisten

sein, sondern monistisch die Welt deuten, dabei aber die ungeheuerliche Zufallstheorie vermeiden, so haben wir den Weg Goethes zu gehen, das heißt, die Formen aus dem Wesen der Materie abzuleiten. Dieser Weg aber bedeutet einen Bruch mit dem chaotischen Materialismus. Nicht draußen sitzt der Stoffbildner, sondern im Stoffe selber. Die Materie ist nichts weniger als Chaos — lauter Ordnung ist sie — Geist, der in den Formen sich manifestiert. Bilden ist ihre Natur — wesentlich, untrennbar, unverlierbar gehören die Formen zur Materie — nicht vergessen kann sie der Altgeist, —

So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt."

Nach längerem Schweigen bemerkte Oswald: „Deutelst du diese Ideen auch nicht in Goethe hinein? Sollte er wirklich an ein der Welt innewohnendes geistiges Formprinzip ernsthaft geglaubt haben? Als Dichter — ja das schon! Als Naturforscher aber war er doch wohl skeptisch genug . . ."

„Ah so! Du meinst, als Naturforscher habe er den Dichter verleugnet — seine Rechte habe nicht gewußt, was die Linke tut? Nein! Goethe war keine solche Zwitternatur, vielmehr ein ganzer Kerl, ein harmonischer Geist. Seine Naturwissenschaft war auch Poesie, und als Künstler philosophierte er — ein Dichterphilosoph, ähnlich Giordano Bruno — von dem er ja auch in der Weltanschauung manches angenommen hat — zum Beispiel gerade diese Ideen über Materie und Form, die uns beschäftigen."

„Wirklich? Das interessiert mich“ — meinte Oswald. Ich fuhr fort:

„Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe?
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen . . .

Weißt du nicht, daß dies Goethesche Glaubensbekenntnis eine fast wörtliche Übersetzung aus Bruno ist? Und wie Bruno, faßt Goethe das höchste Wesen als einen künstlerischen Geist auf, der allgegenwärtig und unaufhörlich das Innerste aller Dinge mit seinem Wirken beseelt, nur dem Namen nach, nicht aber wesentlich von der Materie unterschieden. Diese Einheit von Stoff und Geist, welche den Formen einen Ewigkeitscharakter verleiht, will Goethe durch das Wort Gott-Natur ausdrücken. Die Formen sind unzerstörbare Gedanken der Gott-Natur.“

Ich nahm abermals das Buch zur Hand. „Höre, Oswald, wie Goethe als Naturforscher seinen Gottesbegriff formuliert. In dem Aufsatze ‚Bildungstrieb‘ spricht er sich darüber aus. Am Rande habe ich ein Wort von Giordano Bruno vermerkt, das ich zunächst lese: ‚Auch die Kyrenaiker und Kyniker halten die Formen nur für äußerliche Beschaffenheiten des Stoffes; und ich selber habe eine Zeitlang die Ansicht gehegt . . . Als aber mein Gesichtskreis sich erweitert hatte, und ich nun anfing, der Sache reiflicher nachzudenken, schien es mir dennoch notwendig, zwei Weisen des Seins anzunehmen, die Form und die Materie. Denn ebenso wie eine höchste Kraft und Tätigkeit angenommen

werden muß, woraus das wirksame Vermögen aller anderen Kräfte fließt, so muß diesem aktiven Prinzip gegenüber auch ein passives gesetzt werden, welches ebensoviel leiden und aufnehmen, wie jenes wirken kann; das Wesen des einen ist, zu bestimmen, das des anderen, bestimmt zu werden.' Bei diesem Ausspruch mußt du aber festhalten, daß Bruno diese beiden Prinzipien, das tätige und das aufnehmende, lediglich im Begriffe voneinander trennt. Bruno ist durchaus Monist. Die wirkende Ursache und die bewirkte Form bezeichnet er im wesentlichen als ein und dasselbe. Ihm folgt nun Goethe in seinem Aufsatze über ‚Bildungstrieb'. Da heißt es von Blumenbach: ‚Er anthropomorphosierte das Wort des Rätsels und nannte das, wovon die Rede war, einen nisus formativus, einen Trieb, eine heftige Tätigkeit, wodurch die Bildung bewirkt werden sollte. Betrachten wir das alles genauer, so hätten wir es kürzer, bequemer und vielleicht gründlicher, wenn wir eingestünden, daß wir, um das Vorhandene zu betrachten, eine vorhergegangene Tätigkeit zugeben müssen, und daß, wenn wir uns eine Tätigkeit denken wollen, wir derselben ein schicklich Element unterlegen, worauf sie wirken konnte, und daß wir zuletzt diese Tätigkeit mit dieser Unterlage als immerfort zusammen bestehend und ewig gleichzeitig vorhanden denken müssen. Dieses Ungeheure personifiziert tritt uns als ein Gott entgegen, als Schöpfer und Erhalter, welchen anzubeten, zu verehren und zu preisen wir auf alle Weise aufgefordert sind.' Auf die organischen Wesen ange-

wandt, bedeutet nun dieser monistische Gottesbegriff eine Ablehnung jedweder äußerlichen Lebenskraft und Formursache. Der Materie ist der Bildungstrieb eigentümlich, Form und Stoff bilden eine unzertrennliche Einheit. Das geht besonders anschaulich aus dem Schema hervor, mit dem Goethe seine Studie über den Bildungstrieb abschließt. Da heißt es:



Also das Leben besteht in der Einheit von Stoff und Form — oder, so darf ich variieren, von Materie und Geist. Denn die angeführten Zwischenglieder zwischen Stoff und Form bedeuten offenbar das, was Goethe Steigerung der Materie nennt. Ermöglicht aber wird solche Steigerung durch jene untrennbare Einheit, die das Wort ‚Materie nie ohne Geist' ausdrückt. Der innewohnende Geist ist es, wodurch der Stoff sich steigert zum Vermögen, das Vermögen zur Kraft, die Kraft zur Gewalt, die Gewalt zum Streben, das Streben zum Triebe, der Trieb zur Form."

„Was Goethe unter Steigerung versteht" — bemerkte Oswald — „ist ja eine höchst originelle und merkwürdige Idee. Die Steigerung des Stoffes zur Form erinnert mich an eine andere Steigerung, die

der philosophierende Faust vollführt, als er den Eingang des Johannesevangeliums übersetzen möchte. Da steigert er den Logos-Begriff, indem er der Reihe nach übersetzt: Wort — Sinn — Kraft — Tat."

„Ganz recht, Oswald! So holt Goethe aus der Tiefe der Begriffe allerlei verfeinerte, höhere Bedeutungen hervor — er steigert die Sprache zur tiefsinnigen Philosophie. Folgen wir dem Meister — suchen auch wir das überkommene Ideenmaterial zu steigern — suchen wir reichere Gedanken herauszuarbeiten, als der oberflächliche Blick darin bemerkt. Steigern wir zum Beispiel den Begriff Form!"



Die Welt als Formwesen

„Was?“ meinte Oswald mit komischer Verblüffung. „Noch weiter willst du die Steigerung treiben? Wenn du dich nur nicht ins Schwindlige versteigst!“

„Unbesorgt, mein Lieber! Ich werde dir nichts zumuten — möchte bloß, daß du dich über den platten Begriff von Form erhebst.“

„Und welches wäre dieser platte Begriff?“

„Er versteht unter Form bloß die räumliche Gestalt, das Stereometrische.“

„Und was hast du daran auszusetzen?“

„Zu beschränkt ist dieser Formbegriff. Dem Dichter Goethe wirst du wohl zutrauen, daß er die Form nicht bloß auf räumlichem Gebiete sucht.“

„Du meinst, weil auch ein Gedicht Form hat? Nun ja! Aber das ist Form im ästhetischen Sinne. Hier reden wir naturwissenschaftlich — nicht von Kunst, sondern von organischen Naturgebilden.“

„Meinetwegen! Betrachten wir also solch ein Naturgebilde! Worin zum Beispiel besteht die Form der Eiche? Diese Frage bringt dich in eine unlösbare Verwirrung, falls du die Form bloß räumlich, stereometrisch verstehst. Denn eine räumliche Gestalt, welche die Eichenform schlechthin bedeutet, gibt es nicht — kann es gar nicht geben. Sind doch die vorhandenen Eichen alle stereometrisch verschieden, — keine gleicht der anderen — ja, ein und dieselbe Eiche hat auf den verschiedenen Stufen ihrer Entwicklung verschiedene Formen — die Eichel sieht ganz anders aus als das

Eichenbäumchen, dieses anders als der knorrige Eichenriese, die belaubte Eiche anders als die entblätterte. Um die Form der Eiche zu erfassen, mußt du also die verschiedenen Entwicklungsstadien, die verschiedenen Exemplare und Spielarten der Eiche zu einem Grundtypus verschmelzen. Dabei darfst du dich nicht auf die Linien beschränken, sondern auch die Farben, überhaupt sämtliche Sinnesqualitäten der Eiche hast du zu bedenken — ferner ihre Lebensweise, ihr Verhältnis zu verwandten Arten, zu ihrer Umgebung, ja zu allem, woran sich ihre Eigentümlichkeit zeigt. Du siehst, bei genauer Betrachtung steigert sich das, was wir Form nennen, vom bloß Räumlichen und eng Morphologischen zu dem, was man Eigenart, Sonderwesen oder Individualität nennt."

„Und was gewinnst du durch solche Steigerung des Formbegriffes?"

„Ich gewinne eine noch reichere Bedeutung in Goethes Materiebegriffe. Zu lauter Individualität steigert sich mir die Materie. Die Natur ein Meer, das wogend eine Fülle von Sondergestalten hervorbringt. Und nicht bloß materiell sind diese Wogen, vielmehr entspricht dem Äußerlichen ein geistiges Innenleben. Wie großartig aber solche Steigerung ins Geistige ausfallen kann, stellt Goethe mit ergreifender Lebendigkeit vor Augen, als er Schillers ausgegrabenen Schädel in der Hand hält:

Wie mich geheimnisvoll die Form entzückte,
Die gottgedachte Spur, die sich erhalten!
Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,
Das flutend strömt gesteigerte Gestalten . . .

Und am Schlusse des Gedichtes kommt das bedeutsame Wort:

Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre!

Alle Form bedeutet für Goethe eine gottgedachte Spur — die materielle Form soll den Allgedanken, das Geisterzeugte, fest bewahren — alles Feste aber soll wieder zu Geist verrinnen. So webt es ewig hin und her zwischen Materie und Geist — der Geist materialisiert sich, die Materie steigert sich geistig. Diese innige Wechselwirkung aber, diese Möglichkeit, sich eins im anderen darzustellen, bekundet deutlich, daß Materie und Geist zwei Darstellungen ein und desselben Wesens sind. Materie ist Geist, wie er vom Standpunkte eines fremden Geistwesens, sinnlich, gesehen wird — gleichsam nach außen gekehrter Geist. Geist aber im engeren Sinne des Sprachgebrauches ist Materie, wie sie sich selbst, unmittelbar, gleichsam nach innen gekehrt, erlebt."

„Und wie kommst du zu diesem kühnen Gedankensprung ins Innere der Natur?"

„Durch Analogie! Ich schließe von mir auf die anderen Gestalten, die gleich mir einheitliche Gliedergestalten sind. An mir erfahre ich die Doppelseitigkeit der Geist-Materie. Vom Standpunkte der fremden Wesen betrachtet, bin ich Materie — für mich aber unmittelbares Selbsterlebnis, Geist im engeren Sinne des Wortes. Merkwürdig bei dieser Doppelseitigkeit

ist der Umstand, daß mein geistiges Wesen sich heimlich abspielt, fremden Wesen nicht ohne weiteres zugänglich. So innig du mich kennst, Oswald, kannst du mir doch nicht ins Herz schauen, kannst nicht unmittelbar miterleben, was ich in meinem Geiste erlebe. Das kannst du lediglich, insofern mein Äußeres durch Anzeichen, durch Gebärden, Mienen, Laute, Worte verrät, was in mir vorgeht. Und so vermag auch ich deinen Geist, überhaupt ein fremdes Innenleben, nicht unmittelbar mitzuerleben. Alles, was ich von einem fremden Wesen erfahre, gelangt durch die fünf Sinne zu mir. Die aber geben nichts vom Innenleben, sondern nur Äußeres — materielle Anzeichen des nach innen gekehrten Geistes, niemals dies Innenleben selber."

„Da heißt es also eindringlich: Geist nie ohne Materie!" bemerkte Oswald.

„Sehr richtig!" entgegnete ich. „Und daß es nicht anders ist, haben wir zu preisen. Denn auf dieser Regel: Geist nie ohne Materie — beruht alle Verbindung zwischen den geistigen Wesen, alle Möglichkeit, daß eins sich dem anderen mitteilt, alles Verständnis des Fremden. Indem wir nämlich an unserer eigenen Individualität beobachten, wie bestimmten materiellen Äußerungen bestimmte Innenvorgänge entsprechen, gewinnen wir den Schlüssel, der uns ins Innere der fremden Individualitäten führt. Ich bin das Muster, nach dem ich dich, Oswald, und jedes andere Wesen beurteile. Vermöge dieses Musters habe ich dein Lachen und all dein Mienenspiel, habe ich die Sprache

der Menschen, das Benehmen der Tiere und Pflanzen verstehen gelernt. Ich sehe nun ein Innenleben, dem meinen ähnlich, in sämtlichen Formeinheiten. Alle Materie ist mir im Goetheschen Sinne gottgedachte Spur, ein Zeichen, das Gedachtes auszudrücken berufen ist — alle Materie ist Schrift und Sprache. Oft freilich harrt diese Schrift vergebens des Lesers. Gedankenlos gehen die Menschen zumeist vorüber und ahnen nicht, daß da etwas für sie aufgezeichnet steht. Die Schrift halten sie für sinnlose Schnörkel, für brutale Materie — die Blinden, die Tauben!"

In diesem Moment erscholl vom Schloßhofe, in den vorher ein Lastwagen hineingerumpelt war, ein leichtes Klappern herauf, das sich in langsamem Takte wiederholte. Oswald blickte durchs Fenster: „Was ist denn da los? Mauersteine laden sie ab."

„Ich will mauern lassen", entgegnete ich. „Die beiden Schloßtürme sollen neu, nach meinem Plane hergerichtet werden. Ich schwieg bisher, weil ich dir eine Überraschnng bereiten möchte."

Oswald sah mich durchdringend an; dann scherzte er: „Ja, ja, ins Herz schauen kann man einem anderen Wesen nicht, und wenn's der beste Freund ist. Was du planst, errate ich nicht."

„Darfst du auch nicht! Mußt mir sogar versprechen, in keiner Weise zu spionieren. Willst du?"

„Wenn dir das Geheimnis Vergnügen macht — meinetwegen! Aber laß uns auf unser Thema zurückkommen. Du hast soeben die Ansicht ausgesprochen, alle Materie sei Schrift und Sprache, und wer das

nicht glaube, sei blind und taub. Da kommt mir nun die naseweise Frage in den Sinn: Was mögen die Backsteine drunten mit ihrem Klappern und ihrer roten rechtwinkligen Sechsseitigkeit ausdrücken wollen? Nach deiner Auffassung des Goethewortes müßten ja nicht bloß die lebendigen Formwesen, sondern auch die unorganischen Dinge an und für sich Geist sein. Nun weise mir doch den Geist der Backsteine nach!"

„Das ist nicht schwer", entgegnete ich. „Die Steine bestehen aus Atomen. Die Atome aber sind nach Goethes Auffassung, die auch von Haeckel und anderen Naturforschern geteilt wird, empfindende, also seelische Wesen. Ferner erinnere ich dich daran, daß alle Materie erfahrungsgemäß nur innerhalb eines Bewußtseins vorkommt. Was man von den Steinen sieht, hört oder tastet, sind Empfindungsgruppen. Gegeben sind uns die Steine in deinem Bewußtsein, in meinem Bewußtsein, in anderer Wesen Bewußtsein. Damit will ich keineswegs leugnen, daß sie auch für sich etwas sind. Wie aber soll ich mir dies Fürsichsein vorstellen? Ich antworte: Nach dem einzigen Muster, das ich habe — nach meinem eigenen Fürsichsein, und das ist Seele, Geist."

„Sogar ein philosophischer Geist!" spottete Oswald. „Demnach müßten die Backsteine Philosophen sein."

„Das folgt nicht aus meinem Gedanken", entgegnete ich. „Philosophieren ist ein Spezialzustand des Geistes, der sich nicht einmal bei allen Menschen vorfindet. Die Backsteine halte ich nur in dem allgemeinen Sinne für Geist, daß sie sich selbst erleben, — vielleicht in

höchst primitiver Weise, jedenfalls aber irgendwie bewußt. Warum denn sollten bloß Menschen, Tiere und allenfalls Pflanzen sich selbst erleben? Derselbe Schluß, der uns in diesen Wesen ein Innenleben nach dem Muster des unserigen annehmen läßt, darf auf sämtliche Glieder der Naturordnung ausgedehnt werden. Die Unterscheidung zwischen dem Organischen und Unorganischen läßt sich nicht in strengem Sinne aufrecht erhalten. Es gibt keinen spezifisch organischen Stoff. Neuerdings läßt man schon ‚lebende Kristalle' gelten. Auch kommt in Betracht, daß die ‚Organismen' sich in unorganische Elemente zerlegen lassen und sich davon ernähren; teils direkt, von Luft und Wasser; teils indirekt, indem sie Organismen verzehren, die schließlich doch alle aus unorganischen Elementen gebildet sind . . ."

„Immerhin könnte das Bewußtsein geknüpft sein an eine ganz bestimmte Anordnung des Unorganischen —" warf Oswald ein.

„Gut", entgegnete ich. „Es fragt sich nur, worin diese Anordnung besteht. Du meinst in Zellenstoff. Ich aber wüßte keinen Grund, weswegen ich lediglich dem Zellenstoffe geistiges Leben zutrauen sollte. Nicht in einer bestimmten chemischen Verfassung sehe ich den materiellen Träger des Bewußtseins — sondern . . ."

„Sondern?" fragte Oswald eindringlich, da ich zögerte.

„Sondern — einfach — im Organischen!"

Oswald lachte, als habe ich dumm gesprochen. „Also hat das Unorganische kein Bewußtsein!" meinte er triumphierend.

„Wenn es nun aber überhaupt nichts Unorganisches gibt?“ versetzte ich. „Unter einem Organismus verstehe ich eine harmonische Gliederung, die auf Fortbestand oder gar auf Steigerung ihrer Harmonie angelegt ist. Ich vermute, solche Gliedergestalten fühlen sich in ihrer Einheit wohl, und darum hat ihr Streben den Grundzug, solches Einheitsleben zu fördern.“

„Nun — und? Das Unorganische? Deine Definition des Organismus schafft es doch nicht aus der Welt. Da ist zum Beispiel die Luft, die uns umgibt — und drunten das Wasser des Krampensees — und der Staub der Dorfstraße. Sind Luft und Wasser und Staub etwa Organismen?“

„Glieder eines Organismus sind sie. Ja, unser Erdball, der nun schon Millionen von Jahren eine geschlossene, sich erhaltende und seine Harmonie steigernde Einheit ausmacht — warum sollte er kein Organismus sein? Der Erdball aber ist wieder ein Glied unseres Sonnensystems, das ja ebenfalls eine Einheit bildet. Und alle Sternsysteme schließen sich zur höchsten Einheit, zur Form aller Formen, zum Leib aller Leiber zusammen, nämlich zur Allnatur. Mag einem Nietzsche davor ekeln — ich halte die Welt für einen Organismus, der seine Harmonie erhält und steigert. Und die Naturgesetze — siehst du, das sind die Gestaltungskräfte, die Bildungstriebe, die Formprinzipien des höchsten Organismus.“

„Sehr schön!“ meinte Oswald. „Zu schön! Liebenswürdige Ideen wecken in mir den Verdacht, daß sie mehr mit dem Herzen als mit dem Verstande erdacht sind.“

„Und was hat dein Verstand einzuwenden?"

„Dasselbe, was schon Nietzsche einwendet. Wäre die Welt ein Organismus, so müßte sie sich nähren und fortpflanzen. Wovon aber sollte sie sich nähren, da nichts außer ihr ist? Wohin sollte sie sich noch ausdehnen und fortpflanzen können, da sie die ganze Unendlichkeit bereits erfüllt?"

„Magst du den Organismus so definieren, daß Ernährung und Fortpflanzung dazu gehört — meinetwegen! Bei schwierigen Begriffen haben die Definitionen ja gewöhnlich etwas Willkürliches."

„Du gibst also zu, daß ich ein gewisses Recht mit meiner Definition habe? Dann bringst du deine Folgerung ins Wanken, nach der die Welt sich selbst als Individuum erlebt. Darauf zielst du ja doch mit deiner Lehre vom Weltorganismus — nicht?"

„Allerdings ziele ich darauf. Aber keineswegs ist diese Folgerung auf meine Definition des Organismus gebaut. Den Ausdruck Organismus habe ich gar nicht nötig. Mag die Welt kein Organismus in deinem Sinne sein, so ist sie doch ein lebendiges Formwesen — eine Gliedergestalt von gewisser Harmonie oder Einheit —, und diese Einheit erhält sich mit Erfolg — hat sogar Entwicklungsprinzipien, die auf Steigerung der Harmonie gerichtet sind. Das genügt mir, um den Schluß zu rechtfertigen, die Welt ist eine selbständige, wachsende Harmonie, ein lebendiges Formwesen — und als solches meinesgleichen, nach dem Muster meines eigenen Wesens zu deuten, das heißt mit einheitlichem Innenleben, individuellem Geiste auszustatten."

Oswald winkte ab: „Mit deinem Ausdruck Formwesen fängst du mich nicht. Das ist ja doch bloß eine Verkleidung, die deinen Organismusgedanken bei mir einschmuggeln soll, nachdem ich ihm den Eintritt verweigert habe. Ich aber lasse das Formwesen ebensowenig passieren wie den Organismus. Habe am einen, wie am anderen das gleiche auszusetzen. Was du lebendiges Formwesen nennst, hat eben auch die Eigentümlichkeit, sich zu nähren und fortzupflanzen; von einem anderen Formwesen stammt es ab, erhält und steigert sich eine Weile und vergeht alsdann. So sagt meine Erfahrungswissenschaft, und an die halte ich mich."

„Dann ist deine Erfahrungswissenschaft kurzsichtig", entgegnete ich. „Ihr fehlt die Weite der Ewigkeitsschau, der eigentlich philosophische Geist."

„So? Nun also, Meister Metaphysikus! Führe mich auf deine Höhe, laß mich schauen aus der Ewigkeitsschau — sub specie aeterni!"

„Ganz recht, Oswald — sub specie aeterni solltest du das lebendige Formwesen oder — was mir allerdings dasselbe bedeutet — den Organismus schauen. Dann erkennst du, daß auch Pflanzen und Tieren Unendlichkeit in Raum und Zeit wie dem Weltall zugeschrieben werden kann — und daß . . ."

„Oho! Halt! Erst beweisen! Meine Erfahrungswissenschaft ist kurzsichtig genug, um zu glauben, ein lebendiges Formwesen werde zeitlich durch seine Zeugung und sein Absterben begrenzt, räumlich aber durch seine Umgebung."

„So scheint es. Sehen wir uns jedoch genauer diese Grenzen an, so zerfließen sie. Welches sind die Grenzen einer Eiche? Als was beginnt sie? Als Eichel? Meinetwegen! Zu welchem Zeitpunkte aber beginnt die Eichel? Sie wächst aus der Muttereiche hervor — ganz allmählich entwickelt sie sich, ohne daß der Beobachter berechtigt wäre, irgend eine Entwicklungsstufe als absoluten Anfang zu betrachten. In derselben verschwommenen Weise ist die Muttereiche aus ihren Ahnen hervorgegangen — die allerersten Eichenahnen aber haben sich aus anderen Pflanzenarten entwickelt. Und so findest du, ein grenzenloses Vorleben hat die Eiche. Desgleichen natürlich kannst du ihr Fortleben in den Nachkommen nicht leugnen und nicht scharf abgrenzen. Oder willst du etwa einwenden . . .“

„Nein! Fahre nur fort und zeige mir jetzt die räumliche Unendlichkeit der Eiche.“

„Gut! Die Eiche wuchs, indem sie aus Erde, Wasser, Luft und Licht Nahrung sog. Nun frage ich, in welchem Momente fängt das Wasser an, zur Eiche zu gehören? Du wirst sagen: Sobald es in die Gestalt der Eiche eingedrungen ist! Ich kann jedoch entgegnen: Das eingesogene Wasser ist zuerst noch Wasser, und erst allmählich wird es von der Eiche angeeignet. Du siehst, wiederum spielt das Allmählich eine Rolle. Die Natur vollführt eben nichts sprunghaft. Allmählich entwickeln sich die Nahrungsstoffe zur Eiche. Diese Entwicklung aber vollzieht sich an der einzelnen Zelle nach folgendem Schema.

Die Nahrung durchdringt die Zelle in derselben Weise, wie bei der Befruchtung eine Zelle mit der anderen verschmilzt. Von ihrer Nahrung wird die Zelle gewissermaßen schwanger und bringt durch Teilung aus sich eine neue Zelle hervor. Die Ernährung ist also eine Art Zeugung — und so dürfen die Nahrungsquellen der Eiche unter ihre Erzeuger, folglich zu ihrem Vorleben gerechnet werden. Bedenkst du nun aber, daß die Nahrungsquellen ins Unendliche reichen, so stellt die Eiche nichts Geringeres dar als eine bestimmte Alltendenz, eine Besonderung, zu der sich die ganze Welt entwickelt hat. Und so weitet sich jeder Sonderorganismus vor meinen Augen zur Unendlichkeit des Weltorganismus. Die Sonderorganismen sind nicht nebeneinander und nicht nacheinander, sondern ineinander. Jeder ist das Ganze, nur auf besondere Weise."

„Ein kühner Traum!" bemerkte Oswald. „Doch ich will zugeben, der Begriff Organismus läßt sich allenfalls derart ausweiten."

„Dann also" — fuhr ich fort — „gibt es keinen schroffen Unterschied zwischen einem Sonderorganismus und dem Weltall. Wenigstens braucht man nicht mehr zu stutzen bei der Frage: „Wovon sollte das Weltall sich nähren, wohin sich fortpflanzen? Ruhig darf man erwidern: Von sich selbst nährt sich der Allorganismus — wie auch jeder Sonderorganismus — dessen Nahrung eben nichts Fremdes, sondern ein Glied seines Eigenwesens bedeutet. Und in sich selbst erfolgt die Fortpflanzung des Allorganismus — wie es ja auch beim Sonderorganismus der Fall ist —

dessen Nachkommenschaft und Fortleben nichts Fremdes bedeutet, sondern zu ihm gehört."

„Um nun aber wieder auf unsere Backsteine zu kommen" — meinte Oswald trocken —, „so möchte ich wissen, in welcher besonderen Weise sie sich in den Allorganismus einreihen, was für eine Rolle sie speziell in seinem geistigen Leben spielen."

„Du brauchst die Backsteine nicht gleich aufs ganze, aufs äußerste zu beziehen", entgegnete ich. Denke doch an ihre nächsten Leistungen — beziehe sie auf die Glieder, welche zwischen ihnen und dem Ganzen vermitteln. Solch ein Glied ist der Erdorganismus — ein Unterglied davon der Organismus der Menschheit — ihm wieder dient der Kulturorganismus. Zu dem gehören die Backsteine — und auch insofern sind sie Geist."

„Was wissen die Backsteine von der Kultur?"

„In unserem Sinne mögen sie davon ebensowenig wissen, wie die einzelnen Zellen meines Leibes von mir wissen, von dem höheren Individuum, das sie bilden helfen. Gleichwohl sind die Mauersteine Geist, wie es meine Zellen sind. Kulturzellen sind die Mauersteine. Von der Kultur geformt, schließen sie sich zu Gebäuden zusammen, die dem geistigen Leben dienen, und tragen so zur Steigerung des Kulturorganismus bei."

„Nun ja, kulturell wirken die Backsteine — deswegen aber sind sie doch bloß Ziegelerde, an deren Stumpfsinn weder durch Kneten, Formen und Brennen etwas gebessert wird, noch auch dadurch, daß der Maurer sie mit Mörtel verbindet. Und wenn er den

schönsten Musentempel erbauen hilft, — Backstein bleibt Backstein."

„Abermals, lieber Oswald, vermisse ich an dir die Ewigkeitsschau. Zu beschränkt siehst du. Der Backstein ist dir nichts, als was das gröbere Empfinden, das Beäugeln und Betasten daran bemerkt."

„Ei, was soll er denn sonst noch sein?"

„Jedes Ding ist, was es wirkt" — entgegnete ich. „Dasein heißt Wirken. Es gibt kein einziges Geschöpf, keinen Zustand in der weiten Welt, dessen Natur uns nicht lediglich aus seinen Wirkungen bekannt wäre. Und so darf bei einer Charakteristik, soll sie genau sein, keine einzige Wirksamkeit übersehen werden."

„Du meinst also, weil die Backsteine das geistige Leben der Menschheit fördern helfen, drum sind sie Geist —?"

„Ja — weil sie geistig wirken!"

„Da ließe sich einwenden, die Geistwirkung ist kein Verdienst, keine Tätigkeit der Backsteine, sondern der bauenden Menschen. Die Steine sind dabei passive Werkzeuge."

„Als ob es etwas absolut Passives gäbe! Als ob nicht das Baumaterial mit seinem eigentümlichen Verhalten, seiner Festigkeit, Schwere, Kohäsion und Gestalt höchst aktiv sich beteiligte an der Herstellung eines Gebäudes! Die Steine entwickeln sich zum Gebäude."

„Aber nie ohne den bauenden Menschen!"

„Nie auch könnte der Mensch etwas bauen ohne Baumaterial", entgegnete ich. „Das eine gehört zum

anderen. So ist es stets in der Welt. Jede Wirkung ein Zusammengewirktes. Die Tätigkeit der Steine und die Tätigkeit der Bauleute verweben sich zum Gebäude."

„Gut denn!" sagte Oswald mit Entschiedenheit. „In dieser Frage strecke ich heute die Waffen. Mag sein, du hast recht mit deiner These, ein Ding sei, was es wirkt. Kann aber auch sein, du bist da auf einem Irrwege. Jedenfalls kommt mir dieser Weg bedeutsam vor. Glaubst du schon übersehen zu können, wohin er führt? Entweder in den Sumpf der Absurdität — oder aber zu Wahrheiten, die eine völlige Umwälzung meines Weltbildes einleiten würden."

„Das letztere könnte meinem Oswald nur dienlich sein."

Gedankenvoll wiegte Oswald den Kopf. „Jedes Ding ist, was es wirkt? Ich wäre also, was ich wirke? Und wenn mir die physikalische Entdeckung gelingt, die ich verfolge, wenn ich also in ferne Zeiten hinein wirke —?"

„So erstreckt sich deine Existenz in solche Fernen — du lebst Jahrtausende, lebst in Ewigkeit. Wie sollte es überhaupt anders sein können? Bist ja doch eine Alltendenz, ein Formwesen von kosmischer Unendlichkeit, besonderte Allseele."





Die hohe Föhre

Der drängenden Herde zwergiger Föhren
Vergißt die Gewaltige anzugehören.

Sie hebt das Haupt zur stürmenden Wolke —
Verloren über dem Nadelvolke,

Das nimmer den heiligen Sturm belauscht,
Der einsam erhabene Stirnen umrauscht.

Sie aber sinnt — und nickt — und schaut
Ins Weite, wo dämmrig der Forst verblaut.

Zerrissenen Wolkengebirgen entrollt
Der sinkenden Sonne rotblitzendes Gold.

Das Föhrenhaupt erglüht verzückt —
Ins lodernde Feuermeer entrückt.

Die Welt ein Künstlergemüt

Wie geschmolzenes Erz quoll die sinkende Sonne aus violettem Sturmgewölk. Durch die Risse des Dunstgebirges rannen goldige und blutrote Adern und versprühten in rosenfarbenen Wasserstaub. Düstergrün darunter der Forst.

Ich wandte mich rückwärts — und vom kalten Stahlblau des östlichen Himmels hoben sich leuchtend, purpurrot die hohen Föhren ab, die den Sandberg auf dieser Seite krönen. Aus Eisenstangen schienen Stamm und Astwerk gebildet, die feinen Zweige aus Drähten, und nun erglühte alles — wie von innerem elektrischen Feuer. Musikalisch wirkte der Anblick — wie Orgel mit zitternden Violinen. Sachtes Sausen, das durch die nickenden Wipfel wogte, unterstützte diesen Eindruck.

Als das Föhrenglühen erlosch, und wir uns wieder zur Sonne wandten, verglomm sie funkengleich im braunen Dunste des Horizontes. Fort war der Tag. Wir starrten ihm nach, schweigend, andächtig — und ich sprach die Verse:

„Wo bist du? Trunken dämmert die Seele mir
Von aller deiner Wonne; denn eben ist's,
Daß ich gelauscht, wie, goldner Töne
Voll, der entzückende Sonnenjüngling
Sein Abendlied auf himmlischer Leier spielt';
Es tönten rings die Wälder und Hügel nach,
Doch fern ist er zu frommen Völkern,
Die ihn noch ehren, hinweggegangen.“ —

„Wer sagt so?“ fragte Oswald.

„Hölderlin! Das Musikalische des Sonnenunterganges wird hier mit packender Lebendigkeit wiedergegeben. Auch Goethe hebt wiederholt die innige Verwandtschaft des Lichtes mit dem Klange hervor — so im Faust:

> Die Sonne tönt nach alter Weise
> In Brudersphären Weltgesang,
> Und ihre vorgeschriebne Reise
> Vollendet sie mit Donnergang.

Und dann Ariels prächtige Schilderung der Lichtmusik:

> Horchet, horcht dem Sturm der Horen!
> Tönend wird für Geistesohren
> Schon der neue Tag geboren.
> Felsentore knarren rasselnd,
> Phöbus Räder rollen prasselnd;
> Welch' Getöse bringt das Licht!
> Es trommetet, es posaunet,
> Auge blinzt, und Ohr erstaunet,
> Unerhörtes hört sich nicht.

Ja, mein kluger Oswald, die Pythagoreer waren keine törichten Phantasten; ihre Lehre von der Harmonie der Sphären halte ich insofern für zutreffend, als die Welt sich in der Tat als ein gigantisches Musik-Schicksal empfinden läßt. Die Grundbässe, die großen beherrschenden Linien — das sind die Sterne. Von ihnen geführt, reihen sich die oberen Töne zur Melodie, in köstlichen Gruppen und tiefsinnigen Verschlingungen;

die Menschen sind es und all die anderen lebensbrünstigen, hassenden, liebenden Wesen. Das braust und schwirrt, das klagt und grollt, sehnt sich und jubiliert, das entwickelt sich immer reicher und freier! Doch freilich — nur der Eingeweihte spürt etwas davon und erhascht Bruchstücke des allerhöchsten Kunstwerkes. Versteht er sie dann auch anderen Leuten zu offenbaren, so nennt man ihn einen Seher und Deuter, einen Dichter, Musiker oder Bildner, einen Philosophen oder gar einen Gottessohn."

„Du übertreibst wieder einmal", entgegnete Oswald. „Wenn auch Gesichtsempfindungen oft einen ähnlichen Eindruck wie Gehörsempfindungen machen, so folgt daraus nicht die Berechtigung, die gesehene Welt auf Töne zurückzuführen. Man muß eben auch an den beträchtlichen Unterschied zwischen Gesichts- und Gehörsempfindung, an ihre Verschiedenartigkeit denken. Die Materie, wie wir sie sehen und betasten, läßt sich doch nicht einfach ablösen und verdrängen durch Musik! Materie und Musik bleiben stets zweierlei!"

„Bravo, Oswald! Hast mir ein wertvolles Zugeständnis gemacht."

„Ich — dir? Wieso denn?"

„Neulich hast du gesagt: Musik sei nichts als eine Wellenbewegung der Luft. Jetzt könnte ich dir mit deinen eigenen Worten entgegentreten: Materie und Musik bleiben doch stets zweierlei."

„Nun ja", erwiderte Oswald. „Töne sind allerdings nicht identisch mit Luftwellen. Subjektiv sind die Töne eben Töne. Wer leugnet das? Ich meine

bloß, abgesehen vom Subjekte, abgesehen vom Ohre, das sie empfindet, sind die Töne Luftwellen."

Ich schüttelte den Kopf. „Sonderbar! Töne nennst du subjektiv; in den Luftwellen aber wähnst du etwas erfaßt zu haben, das nicht subjektiv ist. Wie kommst du dazu? Eine Welle ist doch wohl etwas Gesehenes und Getastetes — und die Empfindungen, die uns Auge und Tastsinn vermitteln, haben keinen Anspruch, für minder subjektiv zu gelten als die Gehörsempfindungen."

Oswald schwieg.

Ich fuhr fort: „So seid ihr einseitig physikalischen Weltdeuter. Am Sehen und Tasten klebt ihr. Tiefe Erkenntnis glaubt ihr gewonnen zu haben, wenn ihr einen Vorgang auf Gesichtsbilder zurückführt — zum Beispiel auf Bewegung, dies Faktotum der Mechanisten — oder auf kleine Klümpchen . . ."

„Was für Klümpchen?"

„Ihr nennt sie allerdings unteilbar und behauptet folglich ihre Unsichtbarkeit, leitet sie aber wesentlich aus Gesichtsbildern ab. Was habt ihr denn nun gewonnen, wenn ihr alle Naturvorgänge auf Mechanik oder auf chemische Atome zurückführt?"

„Wir haben die Welt vereinfacht!"

„Ja, derart habt ihr sie vereinfacht, daß für euch von dieser reichen Wunderwelt nichts übrig bleibt als eure stumpfen Klümpchen und ihre Bewegungen."

„Nichts übrig bleibt? Wieso?"

„Ihr betrachtet Empfindung, Gefühl, Geist, Schönheit und alles Ideale als eine zufällige und vorüber-

gehende Kombination eurer Materie, Bewegung oder brutalen Kraft — jedenfalls haltet ihr das Wesen der Welt für etwas Stumpfes und Ödes. Ich dagegen meine, der Geist und überhaupt alles Hohe gehört wesentlich, also unverlierbar zum All."

„Es ist aber doch eine Tatsache," erwiderte Oswald, „daß alles geistige Leben eines materiellen, oder allgemeiner gesagt, eines physischen Grundes bedarf, aus dem es hervorwächst."

„Allerdings, kein Geist ohne Stoff — aber auch kein Stoff ohne Geist."

„Nun gut!" sagte Oswald. „Halten wir zunächst mal den ersten Satz fest: Kein Geist ohne Stoff. Also habe ich doch gar nicht unrecht, wenn ich die musikalischen Empfindungen und Stimmungen auf stoffliche Vorgänge zurückführe, auf Luftwellen und auf Gehirnbewegungen."

„Vorhin, Oswald, hast du den Satz ausgesprochen: Was wir sehen und tasten, läßt sich nicht einfach ablösen und verdrängen durch Musik. Ich darf diesen Ausspruch verallgemeinern: Unter Erklären soll man ja nicht Ablösen, Verdrängen, Ersetzen verstehen. Dies fehlerhafte Verfahren aber ist gerade eure Art, ihr einseitig physikalischen Deuter. So erklärt ihr die Musik durch Luftwellen derart, daß die armen Töne und Stimmungen nun abgelöst, verdrängt, ersetzt sind durch Luftwellen. Und wenn ihr das geistige Leben auf materielle Vorgänge zurückführt, so tut ihr das in einem Sinne, der den Geist aus dem, was ihr als wahre Welt betrachtet, hinauswirft zugunsten eurer

Materie. Wenn ihr von dieser Materie wenigstens den Satz gelten ließet: Kein Stoff ohne Geist! Aber nein, auf ein seelenloses, stumpfsinniges Weltwesen kapriziert ihr euch! Und nun verdrängt und ersetzt ihr die herrliche, mit hohen Kräften begabte Wirklichkeit durch solche öde Substanz, durch brutal gedachte Bewegung oder durch einen Stoff, dem ihr nichts Besseres zuzuschreiben wißt, als was sich sehen und tasten läßt. Einen Narren habt ihr eben gefressen am Sehen und Tasten."

„Allerdings" — erwiderte Oswald — „suchen wir Naturforscher mit Vorliebe durch Sehen und Tasten die Welt zu erfassen — aus dem einfachen Grunde, weil wir exakt sein, das heißt feste Maße, genaue Berechnungen, kurz Mathematik einführen möchten. Das Gebiet des Sehens und Tastens aber, der Raum, ist ein Hauptfeld der Mathematik."

„Schön, Oswald! Nur macht keine Tyrannin aus der Mathematik! Laßt nicht dominieren das Sehen und Tasten — als ob diese Sinne den Forscher allein selig machten."

„Du meinst, wir sollten zur Abwechselung auch mal mit dem Ohre, durch Behorchen, dem Weltwesen nachspüren? Warum nicht dann auch mit der Zunge? Mit demselben Rechte, wie du das All als ein Musikwerk betrachtest, könnte man ein System von Geschmacksempfindungen darin finden — ein Ragout von allerlei Süßigkeiten, Säuren und Bitterkeiten, eine Art Konzert für den Gaumen. Oder man könnte sich auch mal auf Weltanschauung mittels der Nase, auf Beschnüffeln

der Allseele, verlegen und genösse dann ein gigantisches Duftkonzert."

„Allerdings, Oswald! Und Professor Jäger hat sich ein Verdienst erworben, indem er einseitigen Naturforschern gegenüber, die immer nur sehen und tasten wollen, endlich auch mal die Geruchsempfindung betont und nachweist, wie auch im Dufte seelisches Wesen seine Eigenart äußern kann."

„Recht bezeichnend" — meinte Oswald, „daß du für diesen Seelenriecher was übrig hast! Bist nämlich selber einer; Seele witterst du überall. Und während du mir vorwirfst, ich führe die Welt auf Materie zurück und werfe so alles Seelische hinaus, machst du es nicht besser — du führst die unerschöpflich vielseitige Welt einseitig auf Seele zurück und wirfst somit die Materie hinaus — die dir eben unbequem ist."

„Du mißdeutest meinen Standpunkt, Oswald! Wo werfe ich denn die Materie hinaus? Fällt mir gar nicht ein! Materie ist und bleibt ein Spezialfall, etwas Besonderes innerhalb der Allseele; sie ist sinnfällige, durch die Sinne mitgeteilte Seele — und keineswegs löse ich diese Besonderung im Schmelztiegel einer absoluten Allgemeinheit auf. Wenn ich die Materie aus der Allseele heraus erkläre, so tue ich es ja nicht in deinem fehlerhaften Sinne, der unter Erklären ein Ablösen, Verdrängen, Ersetzen versteht."

„Du nennst die Materie einen Spezialfall, eine Besonderung der Allseele. Mit demselben Rechte kann ich die Seele einen Spezialfall, eine Besonderung der Allmaterie nennen."

Ich erwiderte: „Hast du jemals aus Materie Seele werden sehen?“

„Hast du jemals aus Seele Materie werden sehen?“

„Allerdings“ — entgegnete ich. „Das habe ich erst diese Nacht erlebt. Da hat meine Seele ein ganzes Gebirge, Felsen und Wälder aus sich heraus entwickelt.“

„Ja, geträumte Materie!“

„Sie ist nicht minder lebendig und sinnlich wie die Materie, die der wachen Seele erscheint.“

„Aber die geträumte Materie läßt sich nur auf der Grundlage seelischen Lebens denken — die Materie dagegen, die ich wirklich sehe und taste, die ich mit den körperlichen Sinnen, nicht bloß mit der Phantasie empfinde . . .“

„ . . . Kann ebenfalls nur auf der Grundlage seelischen Lebens gedacht werden“ — fuhr ich fort.

Oswald stutzte.

„Siehst du denn noch immer nicht“ — sagte ich — „daß Materie, also Gesehenes oder Getastetes, ein Unding bedeutet ohne Bewußtsein, in welchem die Gesichts- und Tastempfindungen sich abspielen? Materie setzt unter allen Umständen Seele voraus — und kann aus einem seelischen Urquell wohl verstanden werden; nicht aber ist brutale Materie ein zureichender Grund für die Entstehung seelischen, geistigen Lebens.“

Oswald schwieg — dann meinte er verdrossen und ziemlich kleinlaut: „Aber zum Kuckuck, es ist doch ein Unterschied zwischen blassen Traumgebilden und den Dingen, die ich wachen Sinnes empfinde!“

„Selbstverständlich ist ein Unterschied. Die Traumwelt hat eine Naturordnung, die teilweise abweicht von der Naturordnung des Wachseins. So kann ich im Traume zuweilen fliegen — im Wachsein leider nicht."

„Und im Traume" — fuhr Oswald fort — „erlebst du lediglich subjektive Vorgänge."

„Was heißt das?"

„Nun — die Berge, die du diese Nacht gesehen hast, hat zugleich mit dir kein anderes Wesen gesehen."

„Wer weiß!" entgegnete ich belustigt. „Der sonderbare Mann, ich glaube, es war ein Professor, mit dem ich diese Nacht über den Kamm des Riesengebirges ging, schien die Berge und Wälder ebensogut zu sehen wie ich; er hat mir die Fernsicht erklärt und ein Stück Veilchenstein gezeigt — er sagte freilich: Seifenstein — auch sah die Aussicht ganz anders aus als in Wirklichkeit — die Schneegruben waren in Weinberge umgewandelt, und unten floß der Rhein — aber das beweist nur, was ich schon erwähnte — der Traum hat seine eigene Naturordnung."

„Na, jedenfalls entzieht sich das, was du geträumt hast, meinem sinnlichen Erleben" — erwiderte Oswald. „Die Wirklichkeit aber, die uns hier umgibt, diese Landschaft, wird von mir ebensogut wie von dir und von allen Leuten, die sich hier aufhalten, ja von Reh und Specht erlebt — sogar in auffallend übereinstimmender Weise. Oder bezweifelst du das?"

„Gewiß nicht!"

„Und wie erklärst du das? Wenn dies Erlebnis

bloßer Traum ist, wie kommt es dann, daß so viele Wesen ihn träumen?"

„Es gibt eben Träume, die sich nicht auf einen einzigen Träumer beschränken, sondern, teilweise wenigstens, bei vielen Träumern auftreten. Äußern sich nun diese über ihre Erlebnisse und stellen eine gewisse regelmäßige Übereinstimmung untereinander fest, so nennen sie das gemeinsam Geträumte Wirklichkeit."

„Und wie erklärst du solche epidemischen Träume?"

„Ei, es sind Massensuggestionen. Denk an Goethes Werke — die suggerieren einer Lesermasse dieselben stimmungsvollen Dichterträume. So kann auch die Natur vielen Wesen den gleichen Traum eingeben. Umfaßt doch die Allseele sämtliche Sonderseelen in sich."

„Demnach hältst du die Natur für einen Künstlergeist, der seine Träume in uns hineindichtet?"

„Allerdings — wenn auch mit dem Unterschiede, daß wir dem dichtenden Naturgemüte eingeordnet sind und nicht bloß sein Dichten uns suggerieren lassen, sondern selber zu seinen Gedichten gehören — während wir einem Goethe nebengeordnet sind. Eben deshalb, weil wir dem Naturgemüte eingeordnet sind, kann es uns auf die leichteste und innigste Art, nämlich ganz unmittelbar, sein Dichten suggerieren."

„Erkläre mir aber das eine!" wandte Oswald ein. „Wenn ich ein bloßes Gedicht der Allseele bin, wie kommt es dann, daß ich ein eigenes Bewußtsein habe? Oder willst du mir vielleicht das abstreiten? Bin ich vielleicht ein bloßer Traum in fremden Seelen?"

„Unbesorgt, Oswald! Alles Einzelne, was die All-seele aus sich heraussondert, ist besondere Seele, Sonderseele. Das kommt mir ganz natürlich vor.“

„Mir kommt es wie ein bloßes Wortspiel vor. Woher nimmt denn ein Gedicht des Allgemütes die Kraft, sich selber zu erfassen und empfindend anderen Gedichten gegenüberzustehen?“

„Ei, Oswald! Du tust so, als ob die Gedichte des Allgemütes aus ihm herausfielen und ihm ent-fremdet wären. Nicht doch! Sie bleiben ja innig in ihrem Schöpfer. Sich selber empfindet er in ihnen — hierauf beruht die Selbstempfindung der Geschöpfe. Deine Sonderseele ist im Tiefsten die Allseele selber, wie sie dich besondert und erlebt. So macht ja auch den Kern eines Goetheschen Gedichtes die Goetheseele selber aus.“

„Einer jeden Individualität tiefstes Wesen wäre also das Allgemüt?“

„Davon bin ich allerdings überzeugt. Wir alle sind Wurzelgenossen, dem einen heiligen Busen ent-sprossen.“

„Wie können wir uns dann unterscheiden?“

„Was das Allgemüt in sich selber unterscheidet, das scheidet sich voneinander, wie ein Sonderwesen dem anderen gegenübersteht; es empfindet das andere als ein Fremdes, Äußerliches — als das, was du Materie nennst.“

„Holla! Da hast du dich in den Ranken deiner Phantastik verwickelt! Wenn alles, was innerhalb der umfassenden Seele sich voneinander unterscheidet, als

Individuum empfindend dem anderen gegenübersteht, so sind folgerichtig die verschiedenen Gedichte und Gestalten in Goethes Seele Individuen mit Sonderbewußtsein; Erlkönig und Faust leben wie spukende Gespenster, und Amadeus Hoffmann hätte recht gehabt, sich zu fürchten vor den Geschöpfen seiner Dichterphantasie."

„Man braucht sich nicht gerade zu fürchten" — erwiderte ich — „und kann doch glauben, daß der eigenen Seele Sonderseelen eingeordnet sind. Denke doch an die Lehre von den Zellen! Mein Körper besteht aus Zellen, und jede dieser Zellen hat ein besonderes Seelenleben, obwohl ihre Verbindung und Kommunikation die Gesamtseele ergibt. So können alle seelischen Besonderungen trotz ihrer Einordnung in das seelische Ganze doch eine gewisse Individualität besitzen."

„Brav!" scherzte Oswald. „Brav hast du meine Angriffe pariert. Die Welt kommt mir schon ganz traumhaft und gespenstisch vor. Die hereinbrechende Dunkelheit unterstützt diesen Eindruck. Die Föhren, eben noch vom Purpurlichte trunken, verdämmern jetzt matt und fahl — ihre Äste sehen wie gewundene Arme aus — schaurig tönt ihr Sausen — unheimliche Dryaden sind es. Und wie Famulus Wagner, als er mit Faust am Osterabend spazierte, hab' ich Angst vor der Geisterschar, die strömend sich im Dunstkreis überbreitet — schier glaub' ich, der schwarze Pudel zieht seine magisch leisen Schlingen zu künftigem Band um unsere Füße. Gehen wir drum, Meister Faust!

Ergraut ist schon die Welt, die Luft gekühlt, der Nebel fällt. Am Abend schätzt man erst das Haus. Was stehst du so und blickst erstaunt hinaus? Was kann dich in der Dämmerung so ergreifen?"

„Ich finde diese Abendwolken überaus stimmungsvoll. Drum meine ich wie Faust: Nur wenig Schritte noch hinauf zu jenem Stein — hier wollen wir von unserer Wanderung rasten. Ja, laß uns auf den Sandberg gehen und die Aussicht betrachten."

Oswald war einverstanden, langsam stiegen wir den sandigen, nur mit spärlichem Rasen und abgefallenen Nadeln bedeckten Hang hinan. Wir schwiegen. Nur daß Oswald die Bemerkung machte: „Junge, Junge, du wirst ganz Romantiker! Wer erst das Leben für Traum hält, der glaubt bald an seine Träume, als wären sie Leben. Schon glaubst du ja an die musikalische Träumerei, wie sie dich beim Sonnenuntergang befällt — in Musik löst sich die Welt dir auf. Nächstens wirst du noch weiter gehen und immer mehr Phantastik zur Weltdeutung herbeiziehen. Hast ja erst vor wenigen Wochen gesagt, Aschenbrödel Poesie habe in der Philosophie mitzureden, ihre stimmungsvollen Personifikationen seien Erkenntnisse, die Götter Griechenlands, eine Sonne, die wirklich lachen kann, Oreaden und Nymphen, der Spuk der Waldgeister, Erdmännlein, Luftelfen und Wasserfräulein — das alles verdiene, aufs neue anerkannt zu werden! O du Reaktionär! — Aber du erreichst schwerlich, worauf du hinaus willst. Den Kinderschuhen ist die Menschheit entwachsen. Zum Märchenglauben bringst du sie nicht zurück."

Ich erwiderte: „Romantiker nennst du mich. Ich bin kein Freund der Schlagworte. Aber ich sage dir, herrliche Ideenbäche sind der Romantik entsprungen, obwohl ich nicht leugne, daß sie großenteils versumpften und so der platten Verständelei ein gewisses Recht verliehen, ihren Schutt darüber zu werfen. Doch nachdem dieser rationalistische Schutt über ein halbes Jahrhundert alle Romantik begraben hielt, sickert es jetzt verstohlen unter ihm hervor, und ich zweifle nicht, früher oder später wird die Romantik ihre unterbrochene Mission lebhaft wieder aufnehmen. Kein Reaktionär bin ich — eine abgerissene Entwicklung helfe ich weiterspinnen."

Wir waren auf den Kamm des Sandberges gelangt. Weithin blaute düster der Forst. Im Vordergrunde eine Schonung, aus deren Nadelgebüsch alte Föhren wie Lehrmeister in die Dämmerung emporragten. In der Ferne gewundene Seen — mattgelbe, glanzlose Scheiben. Dunstig verschwamm die Landschaft. Geballte und zerrissene Wolken lagerten am Horizonte. Zwischendurch lugte ein gelber Streifen Abendlicht, ein letzter wehmütiger Gruß des versinkenden Tages.

Es durchschauerte mich geheimnisvoll. O du magische Ferne mit deiner köstlichen Unbestimmtheit! Du lässest dich nicht greifen! Nur ahnen! Nur mit schwebender Seele berühren!

Ich mußte an die Stimmung zurückdenken, mit der meine Liebe vor zehn Jahren mich erfüllte. O Maria, du warst wie diese Ferne! Was damals mich durchschauerte, war ja auch ein Ahnen; süße Geheimnisse lockten aus dämmernden Weiten, und selbst was ich

mit meinen Armen umschlang, deuchte mir ein unergründliches Rätsel.

Heimweh spür ich nun nach dem jugendlichen Träumerblick. Warum ging er mir so verloren, daß ich ihn erst wieder entdecken mußte? Was ist schuld daran? Etwas Überkluges kam in mein Auge. Mit seinem nüchternen Licht hat es verscheucht die blauen Dämmerungen. Doch wieder traulich soll es werden. Versuchen will ich, aufs neue das Geheimnis gelten zu lassen. Sonderbar, daß ich es jemals vergessen und mißachten konnte! Ruhen denn nicht wir alle in seinen Schleiern?

„Höre, lieber Oswald, ein neues Ketzerwort hab' ich erfunden! Soll ich es sagen? Aber nimm keinen Anstoß, wenn es zu schroff herauskommt! Ich meine, eine Weltanschauung, die das rätselvolle All auf wenige bestimmte Verstandesverhältnisse zurückführt, ist beschränkt und eine Fälscherin des Sachverhaltes. Das Geheimnis muß die Weltanschauung innig durchweben und begrenzen; und insofern ist unserer Philosophie ein romantischer Zug zu wünschen."

„Das Geheimnis ist unheimlich!" entgegnete Oswald.

„Mein Geheimnis nicht! Meins ist anheimelnd und troststreich! Die dämmernden Horizonte, die mein Weltbild umfangen, erfüllen mich mit Sehnsucht und Andacht, wie diese Ferne. Das Dunkle, das mich in seinen Schleiern hegt und schaukelt, ist eben kein wüstes Wesen; Seele ist es, Gefühl, Geist, Idealismus, Ordnung — ist ein Künstlergemüt — mir, seinem Geschöpfe, ein Rätsel, aber ein mütterlich holdes, dem ich vertraue."



Naturverschwisterung

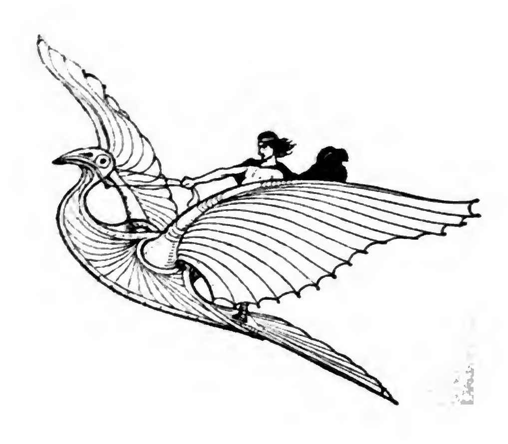
Wie ein gezäumtes Wildroß
Mit weiten Nüstern lauscht,
Wenn frei durch Steppenwogen
Der Brüder Rudel rauscht:
So lausch' ich aus dem Fenster
Und träum' in dunkle Nacht,
Wenn draußen wilder Lüfte
Stürmender Drang erwacht.

Da neigen sich und flüstern
Willkommen Baum und Strauch.
Die heiße Stirn umschmeichelt
Des Regens kühler Hauch.
Und aus der Blätter Raunen,
Aus Sturmes wogendem Laut
Tönt rührend eine Stimme,
Geschwisterlich vertraut.

Da ist mir, ich erwache
Vom langen schweren Traum —
Ich bin ja euer Bruder,
Sturm, Regen, Stein und Baum!

Weh, daß ich mich verirrte
Von euch in fremdes Land,
Wo mich ein Fluch in banges
Gemäuer hält gebannt!

Nun steh' ich hier — und breite
Die Arme sehnlich aus
Und lausch', in Weh verloren,
Dem lockenden Gebraus.
O könnt' ich zaubern lernen!
Ich spräch ein kräftig Wort,
Entrollte stolz den Mantel
Und flög' im Sturme fort.

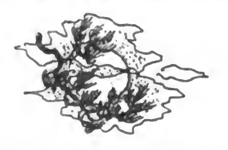


Das Wasserfräulein

Wohl bin ich ein Bruder der Elementargeister, ja, mein lieber Wacholderzweig! Und Heimweh, bange Sehnsucht zieht mich zu den Geschwistern. Doch nahe ich ihnen dann und möchte traut empfangen sein, so halten sie verschlossen ihr Gemüt, die Spröden! Wüßt ich nur, wie man sie beschwören kann, daß sie sich offenbaren! Aber es gibt ja keine Zauberei mehr! Tot ist das liebe Märchen, entwachsen die Welt den Kinderschuhen. Wer darf noch von Baumfeien, Erdgeistern, Luft- und Wasserseelen reden?

Ja, als ich Knabe war, da glaubte ich an Prinzessin Undine und lauschte nach ihr im Schilfe. Doch verständig denken lernte ich — und seitdem ist das Wasserfräulein tot — für immer.

Der Wacholderzweig schüttelte lebhaft den Kopf: „Nicht tot — nur verborgen! Möchtest du das Wasserfräulein sehen? Ja? So komm mit mir!“



Eine Mücke sang an meinem Ohr, — es klang wie eine ferne, leise Geige. Dann erwachte drüben in der dunklen Flur, schüchtern zwitschernd, ein knospendes Klangseelchen.

„Die Haubenlerche wird schon munter“, sagte mein Begleiter, der junge Mann im grünen Rock.

Auch auf dem See begann es sich zu regen. Teichhühnchen riefen „krick“, prusteten mit den Flügeln und badeten den Schlummer aus ihren Köpfchen. Reglos schwammen noch die meisten, wie traumbefangen — dunkle Punkte auf der glatten Flut, die, veilchenfarben wie der Himmel, zu schlafen schien. Im Westen spiegelte sich der rotglühende Vollmond als zitternde Feuersäule.

Wie er hinabsank in die schwarzen Kiefern drüben, lohte es aus dem Forste wie Brand, wie roter Rauch. Nun mußte bald der Morgenstern verblassen.

Der Muschelsand des Ufers knirschte unter unseren Tritten. Mit sachtem Plätschern wallte der See auf und nieder — eines Schläfers unruhiger Odem.

„Wir müssen ausschreiten!“ mahnte mein Begleiter; „sonst ist das Wasserfräulein fort.“

Nun traten wir in Forstes tiefes Dunkel. In andächtigem Schweigen standen die Kiefern. Das lauschende Ohr vernahm nur unseren dumpfen Schritt auf dem nadelbedeckten Pfade. Manchmal raschelte was im Farnkraut, und einmal war's, als tuschelten die Wipfel: „Sst! Da ist er — Merlin! Da ist er!“

„Warum sind sie so geheimnisvoll und feierlich?“ fragte ich fast beklommen.

Mein Begleiter antwortete: „Sie erwarten die heilige Mutter — es dämmert schon.“

Abseits standen ein paar dunkle Gestalten. „Guten Morgen!“ murmelten sie, als wir vorübergingen.

„Waren das Waldarbeiter?“

Der Grünrock versetzte: „Leute von meiner Sippe!“

Wir verließen den Pfad und schritten durch hohes Farnkraut. Der Führer ergriff meine Hand und leitete mich an einer dunklen Masse vorbei. Ich bückte mich — es war ein kauerndes Reh. Es hob ein wenig den Kopf und blinzelte. Dann legte es ihn wieder mit behaglichem Seufzen.

„Wie verschlafen! Daß es so ohne Scheu liegen bleibt —!“

Der Grünrock meinte gutmütig: „Wovor sollte es denn Scheu haben? Wir Seelen tun ihm doch nichts!“

Eine Eule fauchte in den Wipfeln.

Die trockene Luft des Kiefernwaldes wich einem feuchten Hauche. Abwärts ging der Boden — wir kamen zum Erlengrunde. Von Morgengrau angedämmert, gaukelte Nebel das Fließ entlang.

„Wasserfräulein ist noch emsig“, raunte mein Begleiter; „und sieh, da haben wir auch meinen Vater!“

Im grauen Dunste stand die hohe Gestalt des Alten — gehüllt in nebliges Blaugrün.

„Guten Morgen, Herr Förster!“ grüßte ich.

Hinter meinem Rücken spöttisches Kichern: „Herr Förster? Hi hi! Herr Förster nennt er ihn!“ — Es waren Pilzmännlein — unter ihren giftroten Kappen grinsten sie hervor — albernes Volk!

„Sind Sie denn kein Förster?“ fragte ich schier verwirrt. Der Alte blinzelte belustigt und nickte: „Eine Art Förster — das schon! Wundert mich nur, daß Sie mich nicht wiedererkennen. Und wir haben doch lang und breit miteinander geredet. Wissen Sie

nicht — Herr — Doktor — Berlin?" Er betonte einzeln die Worte.

Ich riß die Augen auf. Wahrhaftig! Das war ja der Wacholderbaum! Und der junge Mann, der mich hergeführt hatte — war sein Sohn — ja, der abgeschnittene Zweig! Wie konnte ich das nicht gleich sehen!

Ich war in einiger Verlegenheit. „Ich muß um Entschuldigung bitten. Ich war wohl etwas grob — neulich?"

Der Alte schmunzelte gutmütig: „Macht nichts! Kann vorkommen! Mißverständnis natürlich! Hauptsache, daß wir uns jetzt kennen — nicht?"

„Freilich, freilich! Und alle Hochachtung vor Ihrer Seele, Herr Juniperus! Ist eine echte, ehrenwerte Waldseele — ja!"

Befriedigt brummend nickte der Wacholderbaum.

„Und Sie, junger Mann", wandte ich mich an den Zweig, „ich habe Sie neulich wohl etwas gewaltsam entführt — was?"

„O — bin ganz gern mitgegangen", meinte der Wacholderzweig bescheiden. „Aber — Sie wollten ja das Wasserfräulein sprechen — da ist es!"

Eine weiße Gestalt im Erlengebüsch. Als ich näher trat, war's ein Kind — ein Mädchen — das mich anlächelte. Wohl ein Fischertöchterlein. Die Schultern hüllte ein schlichtes Hemd, das die schmächtigen Arme frei ließ — wasserblau das kurze Röckchen, die Füße bloß — Schilf kränzte das Haar, das goldigrote, üppig niederfließende. Um den Hals lag eine Perlenkette. Oder waren es Wassertropfen?

„Bist du die Prinzessin Undine?“

Sie lächelte — ich wußte, sie war es. So vertraut kam sie mir vor — als hätten wir jahrelang miteinander gespielt. Ihr liebes Auge blau, heimlich tief wie ein Teich im Walde. Schimmernd die Stirn — eine weiße Wasserrose. Süß durchschauert, blickte ich ihr ins Auge — da war's auf einmal das Wässerlein, in das ich starrte. Am flüsternden Schilf stand ich, wo das Fließ sich in die Moorlake schmiegt.

Da — in den Erlenbüschen — wieder das weiße Schimmern — „Undine, Undine!“

Als ich hinging, sank es wie Nebel ins Wasser. Beim Ufer war's an einer tiefen Stelle.

Kreisförmige Wellen — und sieh — draus blickt ein verschwommenes Antlitz. Nun glättet sich die Flut — Undine ist das nicht — ein blonder Knabenkopf staunt mir entgegen. So, ja so habe ich ausgesehen — vor dreißig Jahren! Ich selber bin das Spiegelbild — bin ich denn wieder ein Kind?

„Undinchen!“ rief ich; „wo bist du?“

„Hier — Mer—lin!“ klang es im Singsang zurück — etwas Weißes huschte drüben am anderen Ufer zwischen den Erlenstämmen.

„Was tust du?“ rief ich.

„Ick — möt — tau — en!“

„Komm doch her — rü — ber!“

„Nee! De Butterblomen hebben alleweil noch Durst!“

Auf einmal erhob sich fernes Rauschen. Näher kam es — und wogte über mir. Ich blickte hinan — hell

blaute der Himmel, verklärt vom Morgenlichte — jubelnd wiegten die Kiefern ihre Häupter.

Und wie Geigen, Harfen, Posaunen kam eine Sturmflut von Klang — so hehr — ich breitete die Arme. — Nimm mich hin, heiliger Strom! Aufgehen laß mich in all der Andacht!

Und es röteten sich die Kronen der Kiefern — wie glühende Stangen gleißten Stamm und Astwerk. Nun war sie da, die heilige Mutter, die Sonne, Sonne! Jauchzend hüpfte mein Herz — ich spürte, wie frisch des Waldes Pulse gingen — wie Baum und Kräuter den Morgenodem sogen — wie Erlenblättchen und Nadelbüschel wohlig sich spreizten und dehnten.

Leiser, stiller ward des Lichtes Musik. Das Gezweige, in dem sie zitterte, gewöhnte sich an die Berührung des Tages. Nur ein Summen noch — ein Säuseln — ein feines Wellenspiel von Melodie — dann heitere Ruhe — Waldesfriede.

Doch ein anderes, derbes Jubilieren erfüllte die grünen Hallen, Buchfinken schmetterten, Blaumeisen zirpten, der Specht hämmerte seinen Wirbel, spielende Eichhörnchen raschelten die borkigen Stämme hinan, im Schilfe der Moorlake schwatzten übermütig die Rohrspatzen.

Und Undine? Stand sie nicht drüben zwischen Halmen? Ihr Hemdchen warf sie in die Lüfte, wo es zerrann wie Nebel. Und verschwunden war sie — in die Flut hinuntergetaucht.

Ich eilte zum Ufer und spähte — sah aber nur Seerosenschnee — der wiegte sich auf blauen Wellen — Undine war fort.

Da tat mir weh das Herz und ward so schwer — ich wollte hinsinken — der Verlorenen nach. Es kam mir vor, mein Schwesterlein sei ertrunken. Ich dachte an den Fischer, der die Leiche im Segeltuch brachte. Um den Hals der Toten lag eine Perlenkette mit einer herzförmigen Kapsel. Da war mir zumute, Undine sei die Tote.

„Warum so traurig?“ Es war des alten Wacholderbaums Stimme — der hinter mir stand.

„Sie ist ja nun — tot!“ erwiderte ich dumpf.

„Tot? Nicht doch! nur verwandelt!“

„Sie lebt?“ fuhr ich in froher Bestürzung auf. „Wo ist sie?“

Da winkte es weiß aus Kiefernwipfeln. — „Das ist ihr Hemdchen“, meinte der Alte. Ein Wölkchen schwamm am blauen Himmel.

„Und sie selbst?“ Suchend blickte ich in die Erlenbüsche. Dort äugelte es regenbogenfarben. — „Ihre Perlen!“ nickte der Alte — ich sah sie schimmern an den Gräsern und im Kelch der Anemone.

Wie ein Schlafwandler irrte ich umher. „Wo ist denn das Herzchen, das an den Perlen hing? Ich muß es haben!“

Verwundert starrte mich der Alte an.

Ich fuhr fort: „Ja, es war eine silberne Kapsel! Der Fischer weiß es.“

„Welcher Fischer?“

„Der die Leiche herauszog!“

„Du hast geträumt, Merlin!“ begütigte der Alte.

„Nicht geträumt! Erlebt habe ich das!“

„Erlebt?" Der Alte nickte und murmelte: „Nun freilich! Leben ist ja Traum!"

Ich stutzte. „Wie? Was ich erlebte, wäre Traum? Wie soll ich das verstehen? Traum? — Und das sagst du mir, ein stummer Wacholderbaum? Der du selber nur Traum bist? Denn du bist ja kein Förster und bist kein alter Mann! Ich träumte bloß, du habest eine Seele und könnest reden, und der abgeschnittene Zweig sei dein Sohn, und das Wasserfräulein, die liebe Undine, ach, alles nur Traum — tot, verloren!"

„Aber Traum — ist ja Leben!" tröstete eindringlich der Wacholderbaum — und . . .

„Kuckuck", rief es — „Kuckuck — Kuckuck . . ."

Ich zählte: „Vier — fünf — sechs — sieben!"

Sieben Uhr! Ich fuhr empor.

Da hing meine Kuckucksuhr — sie räusperte sich und schwang herausfordernd den Perpendikel. Die Morgensonne schien durch den Fenstervorhang auf den Wacholderzweig. Steif stand er in seiner Vase.



Traum ist Leben

Ah! Jetzt also träume ich nicht mehr! Dies Bett und diese Uhr — und draußen der sonnige Morgen — das ist kein bloßes Eingebilde! Feste, greifbare, eigensinnig beharrende Wirklichkeit ist das!

Was hab' ich da wieder zusammengeträumt! Wahn! Schaum!

Und doch! War nicht auch dieser Traum sinnfällig und aufdringlich? War er nicht wie Wirklichkeit? Mit vollkommener Deutlichkeit hab ich das Wasserfräulein gesehen, ihre liebe Stimme gehört . . .

Gesehen? Gehört? — Ich glaubte, zu sehen, zu hören! Ich glaubte nur! Nicht mein Auge gab mir ja die Gestalten, nicht mein Ohr brachte die Stimme, sondern meine Einbildungskraft! Vorhin ruhte mein Auge geschlossen. Erst jetzt, da ich erwacht bin, ist es offen und tätig.

Wie aber, wenn ich gerade jetzt träumte? Wenn ich jetzt nur glaubte, mit den Augen dies Zimmer zu sehen — so wie ich das Wasserfräulein zu sehen glaubte —? Kann nicht das eine so gut wie das andere sein?

Doch wohl nicht! Ich habe ja Bürgen dafür, daß dies Zimmer wirklich vorhanden ist! Käme jetzt mein Freund Oswald, er würde sehen, was ich sehe — würde bezeugen: Hier steht die Vase mit dem Wacholderzweig, dort schwingt die Kuckucksuhr ihren Perpendikel . . .

Holla, Oswald! Da lasse ich dich auf einmal

als Autorität gelten — ich, der rastlos grübelnde Zweifler — der grundsätzlich solche Bürgschaft verschmäht — der sogar bezweifelt, ob dies Zimmer mehr ist als Traum. Das reimt sich schlecht zusammen!

Ist dies Zimmer Traum — nun, so ist eben auch der eintretende Besucher Traum! Dann bist du, Freund Oswald, nur eine Traumgestalt — mit all deiner Weisheit meine bloße Einbildung, haha! Und es hilft dir nichts, wie lebhaft du auch leugnen magst. Protestiere, so viel du willst — du protestierst in meiner Einbildung!

Weshalb soll ich dir mehr glauben als dem alten Wacholderbaum? Der hat versichert, ich träume nicht! Traum ist ja Leben, sagte er. Weswegen sollst du mir ein besserer Bürge sein als der Wacholderzweig, der bezeugte, es gebe ein Wasserfräulein —?

Ich weiß wohl, was du erwidern willst, Oswald! Wasserfräulein — wirst du sagen — die tauend am Waldfließe huschen, ihr Gewand zu Nebel zerflattern lassen und im Weiher zerrinnen — kichernde Fliegenpilze — solch Märchengesindel kommt nur im Traume vor. Die wirkliche Welt ist anders. Streng nach den Naturgesetzen geregelt, schließt sie jedes Wunder aus.

Hiermit, Oswald, sagst du aber lediglich, daß die Wunderwelt des sogenannten Traumes nicht dieselben Regeln, nicht die gleichen Naturgesetze hat wie die andere Welt — die du wirklich zu nennen beliebst — weil du parteiisch auf ihren Standpunkt trittst!

Regel, Ordnung waltet ja auch in den Wundergebilden! Freilich ist es nicht die Ordnung der be-

kannten Naturgesetze, wie sie in den gelehrten Büchern verzeichnet stehen. Doch weshalb sollen gerade diese Naturgesetze die ganze Wirklichkeit ausmachen?

Die Wunderwelt lacht wie ein Kind über diese Naturgesetze und setzt sich keck darüber hinweg. Sie läßt Pilze kichern und Wacholderbäume reden! Das sind ihre Naturgesetze!

„Bloß geträumt hab' ich!“ So sagen wir lächelnd, wenn der Traum vorüber ist.

Doch wenn wir gewacht haben einen ganzen Tag, und dann der Tag vorüber ist — ei dann ist es nicht anders, als hätten wir den Tag geträumt. Tiefsinniger Walter von der Vogelweide, wie sprichst du wahr:

„O weh, wie sind geschwunden alle meine Jahr'!
Ist mein Leben geträumet? Oder ist es wahr?“

Freilich ist es geträumet — bloß daß noch andere Leute sind, die sagen: „Dies und jenes Erlebnis haben auch wir geträumt!“ —

Zwar, das sagen Leute, wie sie mir im Schlaf erscheinen, ebenfalls! Wenn ich schlafe, harmoniere ich mit meinen Schlafgebilden ebenso wie beim Wachen mit den Erlebnissen meiner wachen Sinne . . .

Worin also soll das Vorrecht des Wachens begründet sein? — Wir behaupten dies Vorrecht, wenn wir wachen. Wir leugnen es, wenn wir schlafen.

Da hab' ich des Rätsels Lösung! Nebenbuhler sind die beiden Welten. Eine streitet immer wider die andere. Und jede bringt dieselben Streitgründe vor, wie die andere. Die Seite, wo wir nun gerade stehen, scheint uns die überzeugenden Gründe zu haben. Sind

wir wach, so glauben wir dem Wachsein und lassen den Traum nicht gelten. Träumen wir, so ist die Welt der wachen Sinne zerronnen wie Schaum, und dann glauben wir dem Traum.

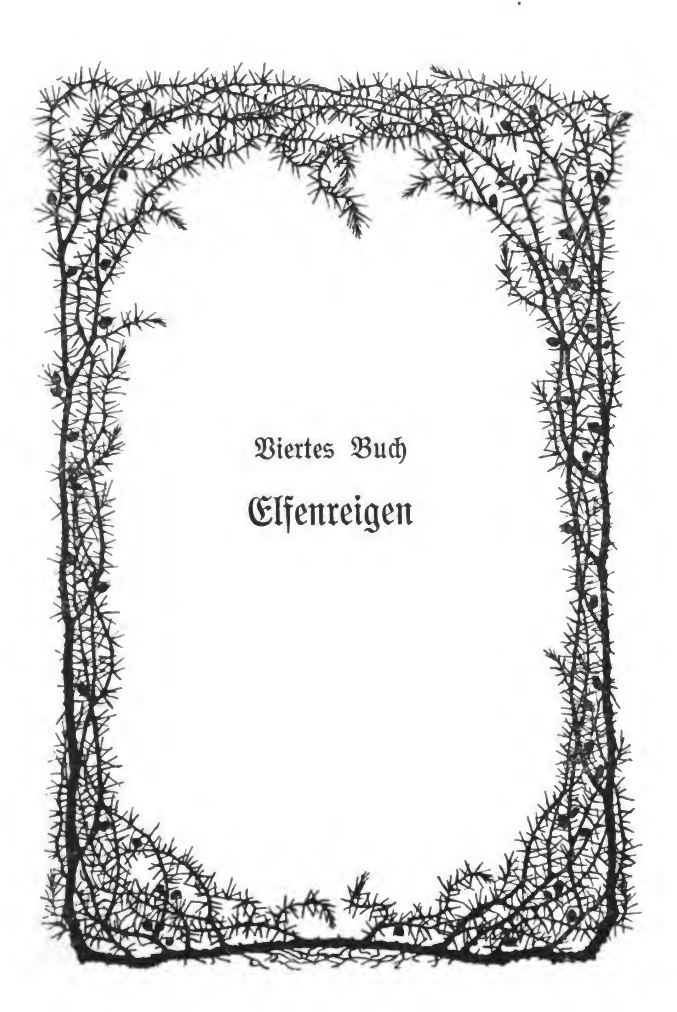
Fürwahr, Oswald! Wärst du nicht befangen, du müßtest gestehen: Wahr spricht der Alte — Traum ist Leben, Leben ist Traum!

So lebt denn Undine! Verwandelt ist sie nur! Durch mein Erwachen verwandelt! Was im Traume Seele war, ist verwandelt in Formen, wie sie die Ordnung der wachen Sinne ausschließlich gelten läßt — verwandelt in Wolke, Tau und Teich.

Wer aber noch mit Träumeraugen zu schauen versteht, mit dem aufrichtigen Kinderblicke, diesem Lichte, das aus Pan stammt — wer ein Merlin ist — der findet in Wolke, Tau und Teich nicht nur H_2O, sondern auch Undinens liebe Seele. Ihm leben Dryaden im Walde — die Sonne ist eine seelenvolle Mutter — fühlend, bewußt die ganze große Welt!

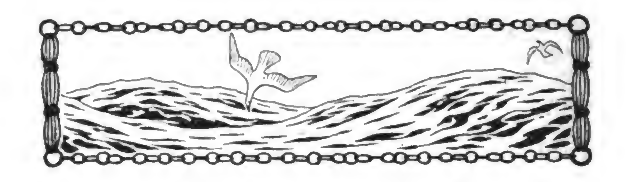
Dank dir, weiser Wacholderbaum, daß ich wieder glauben darf an Gedichte! Lachend tut sich der Kindheit Märchenland auf, der überkluge Störer verstummt, in mir versöhnt sich alles in seligen Klängen.





Viertes Buch

Elfenreigen



Jungbrunnen Tod

Oswald will Schnepfen schießen — oder „Himmelsziegen“, wie man hier sagt — und ich soll mitmachen. Morgen abend Anstand am Teufelsmoor, Nachtquartier im Forsthaus, bei Tagesgrauen Jagd auf Haselhühner längs der Paddenwiese. Das Forsthaus mit seiner dumpfigen Stube paßt mir nicht. Kampiere lieber im Walde. Kann daher gleich mein Freibett erproben — Hängematte, Schlafsack, Wachspapier gegen fallende Nässe, Tüll als Mückenschutz — ganz einfach. Oswald ulkt über meine Erfindung, scheint aber Lust zu haben, sich gleichfalls mal zwischen den Kiefern in Schlaf wiegen zu lassen. Ich will jedenfalls auch für ihn zurüsten.

Das Wetter verspricht trocken zu bleiben. Windstille, Vollmond. Freilich, Mitte April für Schnepfen schon etwas bedenklich. Lätare, das ist das Wahre — Judika sind sie auch noch da — Palmarum, trallarum — Quasimodogeniti, Jäger halt, jetzt brüten sie! Oswald führt dagegen an, der Frühling habe diesmal besonders spät angefangen.

Verzehren wollen wir die Beute beim alten Wustrow in der Sägemühle. Seine Haushälterin soll vorzüglich kochen. Wein kommt aus dem Schlosse. Kenne den

alten Wustrow noch nicht, erst seit zwei Jahren hat er die Mühle. Oswald meint, ein witziger Schlaukopf sei der Alte, dabei aber Gemütsmensch, mystischer Phantast.



Da liegt nun der Vogel — von meinem Schrot die Brust zerrissen. Starr das Herz, erloschen das Flämmchen im Hirn. Und doch sagt Juniperus: Sum, ergo cogito — Dasein heißt Bewußtsein? Sonderbar!

Drüben steht er ja, der Wacholdermann — zwischen Erlengestrüpp und Haselnußbüschen. Verschlissen und verschossen sein bläulichgrünes Nadelkleid. Dürr werden die Nadeln und fallen ab. Es geht ihnen gewiß wie dem Vogel hier. Die Zellen sterben, alles Fühlen und Triebleben erlischt. Irgend ein Dasein zwar ist noch da — doch von Bewußtsein keine Spur!

Hast geflunkert, Juniperus! Bewußtsein ist nur wie der Tag, auf den die Nacht folgt. Versunken die Sonne dort hinter dem dunstigen Teufelsmoor — über schwarzen Kiefern das gelbe Himmelstreiflein empfindet wehmütig ihre letzten Strahlen. So wird auch mein Lichtquell einst versiegen — eine Nacht kommt ohne Sterne — ein Schlaf ohne Traum — Vernichtung . . . Ach mein guter Wacholderbaum, die Sache ist nicht so trostlos, wenn man bedenkt, wie wohl doch eigentlich das Vergessen tut — die tiefste Ruhe . . .

Der Wacholder nickt: „Das schon! Aber . . .“

„Wie meinst du?“

„Nun ja — wenn das Erlenlaub schwarz am Boden liegt, wenn das Farnkraut braun und dürr, und wenn im Novembersturme meine Glieder starr werden — dann sage auch ich: Gut so! Möchte schlafen . . . Und doch . . .“

„Nun? Sprich dich aus!“

Der Waldprophet lächelt still vor sich hin. „Ach ja — wenn hinterher wieder die warmen Tage kommen, und in mir drängt es so frisch, so jung, und will knospen — o dann ist es doch schön, daß man seine Seele noch beisammen hat. Und dann sage ich mir: Wie könntest du dich jetzt neugeboren fühlen, wäre nicht vorher das Kalte, Finstere gewesen?“

„Nun ja — nach dem Schlaf erwacht man mit frischer Aufnahmefähigkeit. Du willst aber doch nicht etwa sagen, daß auch dem Todesschlafe solch ein Erwachen folgt?“

„Ei, tut es das nicht? Wenn die Blütenkätzchen hier am Haselstrauche ihren gelben Staub verpudern, dann grüße ich sie: Ihr Kleinen, seid ihr wieder da? Was tausend! Seid ja dieselben Kätzchen, die ich schon vor zwölf Monden und eigentlich jedes Frühjahr sah!“

„Dieselben? Das doch eigentlich nicht! Nur ähnliche Kätzchen sind es.“

„Schärfe den Blick, Merlin! Schau' in die Tiefe dessen, was einander ähnlich ist. Da findest du ein und dasselbe Wesen. Alles Ähnliche wächst aus der gleichen Wurzel, aus einem gemeinsamen Kerne hervor.“

„Du meinst, in den Haselkätzchen kehrt etwas Gleiches, Selbes, Identisches wieder?“

„Ja, aus einem Jungbrunnen taucht es neu empor.“

„Und wo habe ich diesen köstlichen Brunnen zu suchen?“

„Er heißt Tod.“

Ich stutze. Sehe im Geiste ein seltsam Zwitterwesen. Der Knochenmann mit der Hippe ist's — und doch auch wieder die vollbusige Mutter, die im Verborgenen Kindlein formt. Und wie ein Luftgespenst verbleicht der Knochenmann — immer gütiger blickt Mutter Tod.

Juniperus nickt: „Ja, ja! die Kätzchen sind verjüngt aus dem Tod wiedergeboren.“

„Aus dem Tode? Wie das, Juniperus?“

„Ehe sie geboren wurden, waren sie ja tot. Aus dem Tode kommt alles, was da kommen soll. Und sieh, drum deucht mir, Tod muß sein — sonst könnte nichts Neues kommen. Verlieren muß ich meine alten Nadeln, um frische zu kriegen.“

„Na — die Sache ließe sich auch anders denken. Könntest sehr wohl die alten Nadeln behalten, und es brauchten keine frischen zu kommen. Warum müssen denn gerade frische kommen? Ich sehe das nicht ein!“

Juniperus wiegte das Haupt. „Na — wenn ich mir so vorstelle, ich bekäme keine frischen Nadeln, und nie welkten die alten — ei so bliebe ja alles beim Alten, beim völlig Gleichen, ich wäre steif und starr. Und nun gar das Gewächs der Gewächse . . .“

„Du meinst das All? Ohne Tod, meinst du, könnte es nicht bestehen?“

„Wenn es kein Altwerden gäbe und also auch kein Jungwerden — wenn das ganze Allgewächs ewig starr wäre — o Graus! Das wäre ja eine furcht-

bare Geschichte! Siehst du, das wäre ein wirklich schlimmer Tod! Das wäre eben nichts — ganz und gar nichts!"

„Wieso denn nichts?"

„Das ist doch klar! Erst wenn vom Alten sich Neues absondert, erst dann gibt es Dasein. Alles Dasein ist Unterschied."

„Erst sagtest du, Dasein ist Bewußtsein."

„Ei, das ist ja dasselbe. Ohne Unterschied gibt es eben kein Bewußtsein, denn erst Unterschied gibt sich zu fühlen. Leben muß haben anderes Leben, aus dem es sich sondert."

„Was ist dann aber der Tod? Wenn alles lebendig ist, so gibt es keinen Tod!"

„Tod ist abgetanes Leben."

„Abgetan? Von wem?"

„Vom Neuen, das daraus geboren wird! Tod ist die abfallende Hülle der jungen Knospe."

„So wäre alles Sterben ein Geborenwerden?"

„Beide sind eins — zwei Seiten des Einen. Jedes Ade ist ein Willkommen, jedes Willkommen ein Ade — Abendsonne ist Morgenrot — hier geht Mutter Sonne unter, zugleich aber taucht sie, für andere Völker, über fernen Wäldern, in Jugendglut empor."

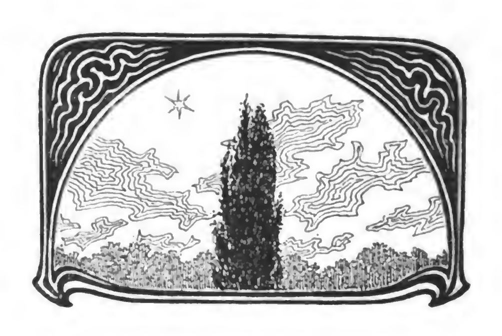
Ich starre auf den toten Vogel. „Aber hier — wo ist denn hier die Geburt? Und was lebt in deinen abgestorbenen Nadeln, Juniperus?"

„Ewig tanzen die Staubelfen — und nur zugunsten eines neuen Reigens löst sich ein alter."

„Staubelfen? Du sprichst in Rätseln!"

„Laß gut sein, Merlin! Siehst du, wie Waldmann wedelt? Dein Freund kommt! Da müssen wir unser Geplauder abbrechen. Aber halte nur die Traumaugen wach! Wirst schon noch die Staubelfen zu Gesicht kriegen."





Abenddämmerung

Säulengleich an des Hügels Saum
Träumt ein düstrer Wacholderbaum.

Drunten umflort sich die Kiefernheide
Nächtlich schon mit dem Dämmerkleide.

Droben der Himmel leuchtet noch matt,
Grünlichblau wie ein See und glatt.

Keusch wie Wasserrosenschnee
Blüht ein Funkelstern im See.

Sturmgewölke kommen geflogen,
Finster hüllend den Himmelsbogen . . .

Säulengleich in Sturm und Dunkel,
Träumt der Wacholder von Sterngefunkel.

Die Himmelsziege

„Wahrhaftig, mein Junge, deine Romantik tut es mir auch noch an. Habe mal gelesen, bei Andersen glaub' ich, wie im Mondschein die Elfen sich auf Spinnweben zwischen den Halmen schaukeln. Komme mir selber wie eine Elfe vor, hier oben in den Wipfeln, auf schwankem Lager — bim — bam . . . Der Strick wird doch nicht reißen, wie? Nette Bescherung, wenn ich auf einmal in die Wacholderbüsche purzelte! Na, du bist mir verantwortlich. Übrigens, den Mückenschutz braucht man heute gar nicht. Oder hast du schon was summen hören?"

„Bei der kalten Nacht werden sich die Mücken hüten . . ."

„Das heißt, so ein Schlafsack ist wirklich mollig. Ich muß dich loben, mein Junge. Zum Techniker scheinst du Talent zu haben — mehr wie zum . . . Na, nichts für ungut! Wollen die kaum begrabene Streitaxt nicht gleich wieder herausholen — lieber unseren Friedenstobak zu Ende schmauchen — und von den Jagdgefilden träumen — die uns morgen der große Geist . . . Horch! Da meldet sich schon was!"

Ein helles Meckern scholl aus hoher Luft in der Richtung der Paddenwiese — mödödödödödö!

Oswald trällerte leise vor sich hin: „Das ist seine Beute, was da kreucht und fleucht."

„Für diesen Laut paßt der Ausdruck Himmelsziege allerdings nicht übel. Nur weiß ich nicht, warum der Volksmund die Bekassine gerade mit dem Himmel in

Verbindung bringt — und nicht lieber — etwa Moorziege nennt — oder . . .“

„Du scheinst nicht zu wissen, wie das Meckern entsteht“ — entgegnete Oswald. „Von oben kommt es, aus hoher Luft. Hast du das noch nicht bemerkt? Das Schnepfenmännchen steigt in der Dämmerung schraubenförmig gen Himmel und schießt Bogen. Bei jedem Schusse schnurren die Spitzen der Schwanzfedern. Das ist das Meckern — mödödödödödö . . . Horch, nun lockt das Weibchen — tickúp . . . Kusch, Waldmann! Ich glaube, das Vieh friert, trotz des Feuers.“

„Ob ich nicht doch lieber lösche? Allerdings verdammt unbequem, noch mal runterzuklettern.“

„Ach was! Wirst doch Waldmanns Trost nicht zerstören! Das bißchen Glut kann den Kiefern nichts anhaben.“

„Aber das Wacholdergestrüpp ist ziemlich trocken.“

„Ach was! Kein Lüftchen rührt sich ja. Immer Seelenruhe, mein Junge! Schlaf! Wir müssen die paar Stunden wahrnehmen.“ Oswald warf den Zigarettenstummel weg und räkelte sich in seiner Hängematte zurecht. „Nacht, Bruno!“

„Gute Nacht!“

„Aber morgen, wenn's auf Haselhühner geht — daß du mir nicht wieder ins Gehege kommst!“ Oswald schwieg. Nach einem Weilchen fuhr er mit schwerer Zunge fort: „Ganz egal — un — ich hab'n doch — 'etroffen a . . .“ In geheime Tiefen verlor sich seine Seele — die Pforte schloß sich — wie im Märchen

vom Berge Sesam — ein Schnarchen rasselte aus der breiten Brust.

Auch mich überkam eine Sucht, mich zurückzuziehen in mich selbst — wie die Schnecke in ihr Haus; ich verlor mich in Träumerei. Auf Haselhühner hatte ich noch nie gejagt — aber Oswald hatte mir die Situation geschildert. Und nun träumte ich mich hinein. Saß an einem der Erlen- und Haselbüsche, wie sie gruppenweise die Paddenwiese bestehen — die Flinte übers Knie gelegt — zwischen den Lippen das Pfeifchen, das mit seinem feinen, mückenartigen Singen den Lockruf des Weibchens nachahmt. Bald hörte ich den Haselhahn antworten — und dort auf der Wiese kam er heranstolziert — mit scharrenden Flügeln. Schon hob ich sacht die Flinte — da . . .

Waldmann winselt leise. Wo bin ich? Die Augen auf. Kiefernwipfel — Mondschein. Und dort Oswald in der Hängematte — schnarchende Seelenruhe... Ah, geträumt hab' ich! Bin noch nicht auf dem Anstande!

Ach ja — der gute Oswald! Ruhe des Verständigen — die hat er! Seine kühle Überlegung sagt: Es gehört sich, daß du jetzt schläfst! Da legt er sich aufs Ohr und schnarcht sofort.

Und ich? Soll ich mir diese Ruhe wünschen — statt meiner heißenden, grübelnden Unrast? Ach nein! Süß ist dies Sehnen ins dunkle Geheimnis — dies Hineinfühlen in alle Tiefen — wenn man ahnt, wenn man spürt, wie treibendes Gewächs, flutendes Silberlicht, Wasser und Erde, pochendes Menschenherz und

totes Getier — wie all dies Fühlen, dies Seelenweben zusammenschmilzt zum großen Einklang — zur unendlichen Seligkeit . . .

„Totes Getier?" Oswald war's; er hatte sich aufgerichtet und starrte mich verdutzt an. „Totes? Das soll noch fühlen?"

Ich erwiderte: „Wenn alles fühlende Seele ist —!"

„Nu brat mir einer'n Storch! Also hier unsere erbeuteten Schnepfen . . .?"

„Mödödödödödödö!" meckerte es in der Jagdtasche, und ein langgeschnäbelter Kopf reckte sich hervor.

Wegwerfend lachte Oswald: „Na, da hast du den Unsinn! So weit treibst du dein poetisches Philosophieren. Dein Schrot hat dem Vogel das Herz zerfetzt, kalt und schlaff steckt er da drin — und nun auf einmal . . ."

Giftig äugelte ihn die Schnepfe an und schnackte: „Sum, ergo cogito!"

„Mir zu dumm! Mußt schon selber sehen, wie du mit dem krepierten Viehzeug fertig wirst!" Damit legte sich Oswald wieder aufs Ohr.

Ich schwieg verlegen. Die Vogelgeschichte hatte mich verwirrt. Wie wunderlich! Tot — und doch bewußt? Wie reimt sich das? Da hat mich Juniperus offenbar zum besten . . . So ein Schalk! . . .

„Wieso denn?" klang auf einmal die Stimme des Wacholderbaums — hohl wie aus dem Unterirdischen. Ich sah mich um — Wacholdergestrüpp rings am Waldboden, doch Juniperus nicht dabei.

„Wo steckst du denn eigentlich? Laß dich doch sehen, Juniperus!"

„Wie heißt das Wort, das Berge öffnet?“

„Berg Sesam, tue dich auf!“

Da stieg aus meinem Innern ein blauer Nebel — der wuchs und bildete Wolken — oder waren es Wipfel? Ein ganzer Wald! Dann sah ich, es war eine Riesengestalt im wallenden Mantel — Juniperus!

„Wie? du hattest Platz in mir?“ fragte ich erstaunt.

„In Merlin hat noch weit mehr Platz. Da steckt eine Welt, die unendliche Welt. Mußt sie nur herausholen!“

„Ja, hilf mir dazu, Juniperus!“

„Drum bin ich gekommen. Was macht dir denn zu schaffen?“

Ich faßte die Schnepfe — schlaff, gebrochenen Auges hing sie nieder von meiner Hand. „Hast du nicht gesagt, wo was ist, wird auch gefühlt, ist also Bewußtsein vorhanden? Was wird denn nun hier gefühlt?“

„Solltest du eigentlich selber herausbringen, Merlin. Du weißt doch, was das Mikroskop sagt. Woraus besteht solch ein Leib?“

„Nun ja, aus Zellen. Wenn aber der Leib stirbt, wie dann? Dieser Zellenklumpen ist doch mausetot!“ Damit warf ich den Vogel in die Tasche.

„Das ist ein aufgelöster Verband von Lebensbläschen — von Zellen, wie du sagst.“

„Doch auch die Lebensbläschen sind tot — können ja einzeln nicht bestehen!“

„Schon recht! Aber wenn ein Lebensbläschen stirbt,

löst es sich in seine Gliedlein auf. Und solch ein Gliedlein — weißt du, was das ist?"

„Du meinst die Teile, aus denen die Zelle besteht? Oswald sagt, aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff . . ."

„Jedes Gliedlein ist auch ein Leib — der besteht wieder aus Gliedlein. Und die letzten Gliedlein, so winzig du sie denken magst — lebendige Leiber sind es, Staubseelchen."

„Das müßte Oswald hören!"

„Den laß schlafen — sonst geh ich fort."

„Oswald wundert sich immer, wie es eigentlich zugeht, daß fühlende Leiber aus gefühllosen Atomen entstehen."

„Ei, wie wäre das möglich? Wie sollten aus gefühllosen Stäubchen fühlende Lebensbläschen und noch höhere Seelenwesen werden? Wasser und Erde und Luft und Licht, die ich sauge — das sind keine stumpfen, blöden Stoffe, wie Oswald sich Wasser und Kohle denkt . . . Solltest mal auf meine Wurzelröhren achten, oder auf die Pforten der Nadeln — was da ein und aus geht."

Und der Waldprophet griff in seinen Talar. Ich sah den Eingang einer Höhle — wie Funken sprühte es ein und aus, wie Glühwürmchen — oder nein, es waren geflügelte Kinderköpfchen.





Stäubchentanz

„Was ist das? Solche Engel malte ja Raffael um seine Madonna. O diese lächelnden Gesichtlein! Wie klug sie äugeln, wie verzückt . . .“

„Und die wären gefühllos, Merlin?“ sprach Juniperus.

„Gefühllos? Wer sagt das? Elfen sind das offenbar, die im Mondschein tanzen.“

„Freilich, Staubelfen! Da hast du die Stoffe, welche die Lebensbläschen zusammensetzen.“

„Wie? Das sollten Atome sein? So wäre jedes Atom ja reiches Seelenleben!“

„Jedes ein Keim der Allseele!“

„Wundervoll! Hier vorn schwirrt ein einzelnes Seelchen — wie Silber schimmern seine Flügel. Es ist wohl einsam? Doch nein, auf ein anderes Seelchen hält es die Äuglein gerichtet, und das andere, das rotgeflügelte, hängt an ihm wie heimlich verwoben. Jedes dreht sich wie ein Kreisel — gleich Schmetterlingen flattern sie umeinander.“

„Sie werben und lassen sich werben.“

„Da kommen noch zwei — nun drehen sich die Pärchen umeinander — ei, das gibt einen niedlichen Tanz.“

„Achte auf die Figur, die sie tanzen!“

„Mir scheint, jedes Seelchen hat etwas vom Liebchen angenommen — und jedes Pärchen vom anderen Pärchen.“

„Nun sieh dich weiter um. Bemerkst du nicht einen größeren Reigen?“

„O freilich! Dieser kleine Tanz hat ja ähnliche Tänze um sich — und alle zusammen schlingen sich zu einer größeren Figur. O diese verschlungenen Kreise, Ovale und Schlangenlinien, diese Sterne und Strahlen, diese Verkehrsbahnen, dieser Geist, der von Aug' zu Auge blitzt, dieser Einklang, diese hehre Musik!“

„Begreifst du nun, Merlin, warum die Staubelfen solch einen Reigen bilden?“

„Ja, glücklich müssen sie sein!“

„Kannst du die Regel dieses Reigens verstehen?“

„Es flirrt mir vor den Augen — nur einzelnes erhasche ich. Das Ganze muß ein unergründlich tiefsinniges Kunstwerk sein. Ich fasse nicht, wie Staubseelchen so etwas zustande bringen.“

„Sie lernen es.“

„Lernen? Ei wie denn?“

„Nun, wie man eben lernt! Was innen liegt, wirkt und wickelt sich aus. Wie etwa Marleneken lernt! Du kennst ja die Kleine. Wenn sie hier vorbeikommt, erzählt sie mir manchmal von ihrer Schule. Auch die Staubelfen haben Schulen. Dieser Reigen ist eine. Da werden sie angelernt zum rechten Tanzen.“

„Ist denn auch ein Lehrer da?“

„Das ist die Reigenseele!“

Juniperus haschte eine Elfe und hielt die Zappelnde an den Flügeln mir dicht vors Gesicht, so daß ich in die Äuglein schauen konnte. Drin spiegelte sich der ganze Reigen, und im Mittelpunkte stand eine schöne Frau.

„Was siehst du, Merlin?"

„Eine Madonna inmitten himmlischer Heerscharen."

„Das ist die Reigenseele! Jede Staubelfe schaut innerlich eine — und ahmt den Tanz nach, den die Reigenseele vorbildet."

„Und die Elfen haben verschiedene Vorbilder?"

„Eigentlich nur ein einziges. Die vielerlei Reigen sind nur Teile des einen Reigens. Doch der ist so groß — nur einen untergeordneten Teil vermag eine Elfe jeweilig zu schauen."

„Und bleibt die Elfe auf diesen untergeordneten Teil beschränkt?"

„O nein, nichts bleibt ja starr. Immer für einen weiteren Teil des Allreigens wird der Sinn geweckt."

„Allreigen! Ich verstehe! Drum auch ist die Figur unfaßbar. Du meinst doch diesen Reigen hier, Juniperus?"

„Diesen Reigen? Nicht doch! Das ist nicht der Allreigen — o noch lange nicht! Das ist ja bloß ein Lebensbläschen!"

„Wie? Bloß ein Lebensbläschen? Eine einzige Zelle? O wie groß, wie unendlich reich muß dann erst der Allreigen sein!" Mir schwindelte, und ich schloß für ein Weilchen die Augen.

Als ich sie wieder auftat, sah ich vom Rande des Zellenreigens Elfen absprühen und dann manchmal

wieder zurückkehren — wie Tropfen eines Springbrunnens. „Was tun die?“ fragte ich.

„Sie werben neue Elfen für ihre Reigenform. Siehst du nicht die fremden Elfchen, die sich draußen umhertreiben?“

„Ja — da ist eins. Fremd scheint es zu sein. Im Bogen nähert es sich dem Reigen. Nun sprüht ein Werber heran — aber ihn flieht das fremde Elfchen.“

„So hat es keine Neigung für diesen Reigen — muß jetzt wohl für einen anderen berufen sein.“

„Sieh! Da hat der Werber eins gefunden, das läßt sich umschwirren. Sie schauen einander ins Auge — und nun tanzen sie in den Reigen hinein. Aber was ist mit dem Reigen? Er kommt mir auf einmal so schwerfällig vor.“

„Hast recht — überfüllt ist er — das Gewühl muß auseinandergehen.“

„Er bricht mitten entzwei. Ist das der Tod?“

„Nicht doch! Das ist Fortpflanzung. Zweifach waltet nun der Reigen in beiden Hälften! Sieh, wie jede Hälfte sich abrundet, wie sie den Reigen nachbildet, dem sie entsprungen ist! Den ursprünglichen Reigen haben die Elfen eben gelernt! Er gefällt ihnen?“

„Ei, das ist ja, als ob aus einem Reiche überschüssige Bevölkerung auswandert und in der Fremde, eine Kolonie, ein Reich nach heimischer Art gründet?“

„Nicht völlig nach heimischer Art! Wäre dein Blick geschärft, du merktest, wie jeder Reigen schon einen höheren Reigen im Auge hat, ihm sich allmählich ein-

zuordnen. Eben deshalb, weil immer noch Höheres gesucht werden muß, bleiben die Elfen nicht bei einer Reigenform."

„Dort drüben, scheint mir, schleppt sich ein veraltender Reigen hin, der viel zu wünschen übrig läßt."

„Ja, der ist krank — hat Störer in sich — und spürt, daß er sie nicht aushalten kann. Da gehen denn die Elfen auseinander."

„Das ist also keine Fortpflanzung?"

„Das ist der Tod! Da siehst du, wie er neues Leben, wie er Geburt ist! Du siehst, wie die Staubelfen des zerstörten Reigens nach wie vor lebendig bleiben."

„Das schon! Doch sie schwirren auseinander, manche einzeln, auch gruppenweise. Was fangen sie denn nun an?"

„Jedes gehört schon wieder zu einem neuen Reigen — wenn du auch nicht gleich den neuen verstehst. Tod ist Übergang von einem Reigen zum anderen."

„Dann freilich wäre der Tod gar nicht schlimm. Und seine Boten, die Störer, die den Reigen zerstören — die Schrotkörnchen, die das Herz des Vogels zerrissen . . ."

„Sind Werber für neue Reigenformen. Immer weiter geht es, immer weiter. Nach und nach machen die Elfen alle Reigen durch, die aus der Allseele quellen. Jedes Stäubchen ist eben ein Keim, in dem das Gewächs der Gewächse all sein Wesen ausprägt. Doch freilich, Zeit braucht es dazu, Zeit ohne Ende."

„O Juniperus! Diese winzigen Elfen kommen mir auf einmal wie Welten vor. Was ist da klein, was

groß? Diese wimmelnden Funken sind ja wie Sterne der Milchstraße!"

„Hast recht, Merlin!

Stern ist Staub, und Staub ist Welt,
Stäubchentanz das Sterngezelt."

„Bruno!" klang auf einmal eine gedämpfte Stimme aus der Tiefe.

„Dein Freund ruft — meine Zeit ist um", sagte der Wacholdermann.

„Bleib doch noch ein Weilchen! Erkläre mir . . ."

„Bruno!" rief es wieder.

„Ja doch!" brachte ich mit schwerer Zunge heraus.

„Er wird dich gleich wecken. Laß mich wieder eingehen zum Berge Sesam!"

„Wenn's nicht anders ist — leb wohl, Juniperus! Berg Sesam, tue dich zu!"

Da wimmelten die Staubelfen wie gestörte Ameisen. In hastiger Flucht strömte alles zum Waldpropheten, unter seines Mantels Falten. Dann verhüllte Juniperus sein Haupt, ging in mich hinein, und dumpf donnernd tat sich die Höhle zu.

Mit einem Rucke fuhr ich empor — Oswald rüttelte mich von unten. Ich schlug die Augen auf. Es war noch Nacht. Durch die Kiefernstämme glühte der Vollmond, am Horizonte über dem Teufelsmoor schwebte er und rötete die aufsteigenden Dünste wie Feuerschein. Unter mir knisterte die Flamme, von Oswald geschürt.

„Morgen, mein Junge! Na komm runter! Der Tee ist fertig! Die Dämmerung wird nicht lange auf sich warten lassen! Auf, Waidmann — zur Paddenwiese!"

In der Sägemühle

Klar stieg der Morgen empor. Wie Goldfische schwammen ein paar schmale Wölkchen über dem glühenden Sonnenball, der jetzt hinter Schleusendorf neben dem Kirchturme hervorlugte.

Als wir um die Waldecke bogen, lag auch die andere Seite der Landschaft frei. Der graue Spiegel des Sees flirrte von goldigen Funken. Violett verschleiert lächelten die Waldhügel herüber mit ihrer eigentümlichen Wehmut.

Nun hörten wir auch schon die Mühle sägen — und dort, hinter den kahlen Erlenbüschen, die nebst vergilbtem Schilfrohr den Mühlteich umsäumten, tauchte das lichtgrün bemooste Strohdach des Mühlwerkes auf. Das Wohnhaus daneben war ein schmucker Neubau.

Hundegekläff — unsere Hunde antworteten und stürmten vorwärts. Ein kräftiger Kienduft kam von den frischgeschnittenen, aufgeschichteten Brettern. Die Säge zischte — triefend wälzte sich das Mühlrad — unter ihm hindurch schoß brausend und schäumend das Wasser aus dem schrägen Holzgerinne. Sorglos saßen die weißen Tauben dicht dabei auf alten Latten. In der Tür des Wohnhauses aber stand eine beleibte Frau und nickte uns lächelnd zu.

Oswald schwenkte seinen Jägerhut: „Morgen, Frau Hoppe! Na, wo steckt denn Wustrow?"

„Der Olle hät Besorjungen!" erwiderte die Frau. „In Krampendörp! Is aber zum Äten zurück —

un freit sich sehre uf die Herren. Kommen Se man rin — un machen Se sich's bequeme! Det Friehstick steht schon uf'n Disch. De Herren wern woll scheene hungrig sinn — un miede ooch — det jlob ick! Na kommen Se man!" Damit führte sie uns in eine gemütliche Stube, wo auf gedecktem Tische ein paar Flaschen Wein, Semmeln mit Kaviar, Sardinen und andere Imbisse standen. Im Hintergrunde breitete ein Bett aufgedeckt die frischbezogenen Kissen aus. Frau Hoppe deutete hin und meinte geheimnisvoll: „Nachher scheeniern Se sich man ja nich — un machen Se sich's bequeme! Nebenan is noch eens. Der Olle schläft ooch immer hinterher."

„So, so!" meinte Oswald belustigt und blinzelte anzüglich. „Ei, ei, Frau Hoppe! Also der Olle geht auch zuweilen auf die Jagd? Wo denn?"

Frau Hoppe winkte ab: „Nee, nee! Ik hebbe nischt jesacht! Un ieberhaupt — bei die Herren jeht der Olle nich ins Jeheje! I — wo wird er denn! Nee, nee!"

„Aber beim Knobelsdorfer!" lachte Oswald und tat seinen Rucksack ab. „Na, meinetwegen mag er auch ein wenig auf Krampendorfer Revier knallen — nicht wahr, mein Junge? Auf die Weise wird wenigstens dafür gesorgt, daß Frau Hoppe, unsere berühmte Kochkünstlerin aus Berlin, nicht aus der Übung kommt."

Strahlend vor Vergnügen, quittierte Frau Hoppe über die Schmeichelei und erkundigte sich nach dem Jagdglück. Oswald übergab ihr die erlegten Schnepfen

und Haselhühner und schenkte dann drei Gläser voll Rotwein. „Vor allem mal eine Herzstärkung! Sie auch, Frau Hoppe! Und was Ihre freundliche Einladung ins Bett betrifft, so darf ich sie leider nicht annehmen — muß nämlich mal rüber nach Krampendorf — die Patienten dürfen nicht zu kurz kommen. Aber hier unser neuer Herr — nicht wahr, Junge? Dein Freibett in Ehren — aber so ein biederes Federbett hinterher — noch dazu, wenn man im Traum mit Elfen über die schwierigsten Sachen philosophiert hat — das gibt doch eine kompaktere Ruhe. Na — prosit! Zum Wohlsein, Frau Hoppe!"

Knixend stieß die gute Frau mit uns an. Ich lobte ihre Fürsorge und willigte gern ein, im Nebenzimmer ein Schläfchen zu machen. Wir setzten uns an den Frühstückstisch und griffen wacker zu, während Frau Hoppe lächelnd dabeistand.

„Ach was! Sie müssen auch Platz nehmen und mit essen!" meinte Oswald. „Sie können mir gleich eine Auskunft geben. Ist gestern Frau Wote nach Krampendorf gefahren?"

„Nee, nee, Herr Kreisfisekus!" wehrte die Frau ab. „Ik hebbe zu duhne! Ik muß in de Kiche! Un ieberhaupt — det weß ick nich — um so wat kimmre ik mir nich!"

„Na gut! Ich will Ihnen auch sagen, Frau Hoppe, weshalb ich frage. Konrads Lieschen hat das gastrische Fieber — und ich habe den Verdacht, daß hinter meinem Rücken die Fischerhanne an dem Kind herumquacksalbert. Wenn die Eltern so unverständig sind — kann ich nichts machen — das Kind will ich deswegen

nicht verlassen. Aber die Woten — zum Kuckuck, die soll sich vorsehen, daß sie mir nicht ins Handwerk pfuscht — das können Sie ihr sagen, Frau Hoppe!“

„Nee, nee, Herr Kreisfisekus — um so wat kinmre ik mir nich — un ieberhaupt — ik muß mir sputen ...“ Damit verschwand die Frau hastig.

„Frau Hoppe!“ rief ihr Oswald nach. „Vergessen Sie die Hunde nicht! Die Viecher sind hungrig!“

„Die Woten?“ fragte ich — „wer ist das?“

„Du kennst sie schon — das ist die Alte mit dem goldhaarigen Mädchen, das dir so gefällt.“

„Die Fischerhanne? Also Wote heißt sie? Und dir macht sie Konkurrenz? Wenn ich mich recht erinnere, schimpfte schon mein Vater mal . . .“

„Na — sie hat ja auch ihre guten Seiten! Bei Verrenkungen und Wunden ist sie ganz gut zu brauchen — alle Achtung! Nur soll sie meine Behandlung nicht durchkreuzen — am allerwenigsten bei innerer Medizin! Wenn die Leute mir wenigstens sagten, sie möchten auch die Fischerhanne zu Rate ziehen — meinetwegen! Aber . . .“

„Die Leute vertrauen ihr also?“

„Und ob! Ich sage dir, ein Bombengeschäft könnte die machen, wenn sie in der Nähe der Stadt oder nur leicht erreichbar wohnte.“

„Na, dann hetze sie doch mal den Städtern auf den Leib!“

„Sie mag nichts wissen von den Städtern — hat einen Abscheu vor aller Kultur — kann sich nicht trennen von ihrer Wildnis.“

„Wildnis?“

„Freilich! Sie ist doch eine geborene Wote!“

„Was heißt das?“

„Vom Wotefließ stammt sie — und da hat sie bald sieben Jahrzehnte gewohnt. Das heißt, ein paar Jahre soll sie in der Stadt gewesen sein — als junges Mädchen — sie sei hübsch gewesen, heißt es. Eine rätselhafte Geschichte, ein Roman steckt dahinter. In der Stadt muß sie viel mit gebildeten Leuten zu tun gehabt haben — sie kann nämlich in gewähltem Schriftdeutsch sich ausdrücken, obwohl sie gewöhnlich platt spricht — auch ist sie belesen. Überhaupt ein Original.“

„Und woher dann ihr Abscheu vor der Kultur, wie du sagst?

„Sie soll in der Stadt vor Heimweh fast vergangen sein — und muß wohl allerlei bittere Erfahrungen gemacht haben. Sicher hat sie das Blut der Großeltern, nach denen das Fließ benannt ist. Du kennst doch die Geschichte? Nicht? Na höre mal! Bist doch mit Krampenseewasser getauft!“

„Wer hätte mir so was erzählen sollen! Ich war ein stammelndes Kind, als die Mutter starb. Und der Vater — du hast ihn ja gekannt.“

„Holen wir das Versäumte nach! Also! Großvater Wote wohnte anfangs in Schleusendorf. Er fing Fische, und seine hübsche Frau brachte die Beute mit dem Kahn zur Stadt. Es war die schlimme Franzosenzeit — und als es hieß, die fremden Soldaten kämen ins Land, stieg dem jungen Ehemann das

Blut zu Kopfe. Franzosen? Darunter stellte er sich abscheuliche Viecher vor — mochte wohl auch eifersüchtige Gedanken haben. Kurz und gut, er verließ Schleusendorf, das ihm nicht sicher genug vorkam, und fuhr mit seinem Weibchen ins Fließrevier. Rings von unzugänglichen Moorwiesen umgeben, baute er sich auf einer sandigen Erhebung, gleichsam einer Insel, am Fließe eine Hütte von Kiefernästen und Rohr. Bald fühlte sich das Pärchen in der Wildnis so heimisch, daß es den Ort auch dann nicht verlassen mochte, als die Franzosen aus dem Lande geworfen waren. An Stelle der Hütte trat ein Backsteinhäuschen, und ein Haufen Kinder belebte die Einöde. Siehst du, eins dieser Kinder wurde die Mutter der Fischerhanne, alias Frau Wote."

„Und mit wem lebt jetzt die Fischerhanne? Ihr Mann ist ja wohl tot?"

„Sie ist eine alte Jungfer. Ein Kind hat sie bei sich — Marleneken — du kennst ja das rothaarige Ding. Dann wohnt bei ihr eine Verwandte, die Heineken — und der Fischer-Gottlieb, der etwas schwachköpfig ist."

„Eine alte Jungfer ist sie? Du nennst sie doch aber Frau Wote!"

„Sie hat es gern, wenn man sie Frau nennt."

„Und lebt sie denn von ihrer Heilpraxis?"

„Das wohl nicht! Sie könnte es freilich! Aber Geld nimmt sie nicht an — bloß Lebensmittel — und das nur von Leuten, die was übrig haben. Übrigens betreibt sie mit der Heineken eine Flechterei,

erntet Weidenruten und Schilfrohr, und Gottlieb fängt Fische."

„Höre mal, Oswald — das sind ja lauter Züge, die für die Frau ungewöhnlich einnehmen. Da solltest du sie nicht so schroff behandeln."

„Schroff bin ich nur, wenn sie mir in die Quere kommt und meine Anordnungen durchkreuzt. Ich sage dir, das ist eine verfluchte Schweinerei, wenn man zu seinem Patienten kommt und plötzlich eine Pulle mit Mixturen findet, die solch ein unwissender Winkelpraktikant verordnet hat. Solche versteckten Einflüsse... Zum Teufel! Wenn es nun mit Konrads Kinde schlimmer geworden ist —? Ich muß hin! Auf Wiedersehen, mein Junge! In zwei Stunden bin ich zurück."

Er ging. Bald darauf hörte ich Ruderschläge und sah ihn über den See nach Krampendorf fahren.

Ich tafelte noch ein Weilchen; dann fühlte ich, wie Müdigkeit mich überwältigte, und begab mich ins Nebenzimmer, um mir's bequem zu machen. Es schien Wustrows Schlafkammer zu sein. Über dem Bette hing eine Jagdflinte. Ein Brett mit Büchern erinnerte daran, daß Oswald den Alten als einen regsamen Kopf geschildert hatte. Ich las einige Titel: Lenz, Gemeinnützige Naturgeschichte — Grube, Charakterbilder — Emanuel Swedenborgs theologische Werke . . . Ich nahm das Buch und schlug es auf. Innen auf dem Deckel stand in kräftigen Zügen geschrieben: Johanna Wote. Ich blätterte — mein Blick fiel auf die Stelle: „Manche von denen, so

meine Schriften, vorzüglich aber meine Beschreibung des Himmels lesen, werden alles für ein Spiel meiner Einbildungskraft halten. Ich aber bezeuge in Kraft der Wahrheit, daß alles wirklich unter meinen Augen vorgegangen ist, und daß ich damals, als ich es sah, weder schlummerte noch schlief, sondern in vollkommenem Zustande des Wachens und der Besinnung war . . ." Sonderbar! Ich tat das Buch wieder an seinen Ort.

Als ich mich aufs Bett gestreckt hatte, rieselte Behagen durch meine Glieder, und sofort umgaukelten traumartig deutliche Bilder den müden Sinn . . . Bleichgelber Himmel — am Horizonte braunroter Dunst wie Qualm — düster umschleiert sich das Land. Ich im Anschlag bei einer Birkengruppe. Vor mir das Teufelsmoor, moosige Wiese mit matt blinkenden Pfuhlen. Gespannt starre ich in die Luft — jeden Augenblick kann die Schnepfe kommen. Da — ein schwarzer Punkt — schattenhaft wie eine Eule fliegt es — ein stattlicher Vogel . . . Ich zucke mit dem Gewehr zur Schulter und will eben abdrücken . . . Doch blitzartig fällt mir ein: keine Schnepfe — ein schwirrender Mistkäfer ist das! Und richtig, so war's! Das Insekt sah auf dem gelben Abendhimmel dicht vor meiner Flinte verblüffend groß und mit den ausgebreiteten Flügeln wie eine Schnepfe aus. Aber horch! Jetzt lockt es leise: Hork — hork! Das ist die Schnepfe wirklich — und dort am Himmel kommt sie gezogen . . . Paff! Der Rauch verfliegt — Waldmann stürzt vor. Da bringt er triumphierend —

in der Tat eine prächtige Schnepfe. Mein Schrot hat des Tieres Staubseelchen für eine neue Reigenform angeworben — für einen Tafelreigen — und ich selber, Oswald, Frau Hoppe, der alte Wustrow — wir bilden noch einen Reigen — sind hier zusammengebracht zu einem Schicksal — und wer weiß, welch ein neues Glied dieser geheimnisvolle Schicksalsreigen weben will . . . Horch, die Wasser rauschen, und die Säge zischt das bange Lied:

„Du kehrst zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein;
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt ins Herz hinein;
Du bist's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schoß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh . . ."

Es pochte an der Tür — ich fuhr empor. Oswald rief draußen: „Auf, Waidmann! Es duftet und zirpt schon aus der Bratpfanne. Auf! Zu Tische!"

„Gleich, gleich!" Ich stand auf — der Schlaf hatte mich erquickt. Während ich hastig Toilette machte, hörte ich nebenan eine fremde Stimme mit Oswald sprechen — das mußte der alte Wustrow sein. Sie lachten viel, besonders Wustrow schien sehr zu Späßen aufgelegt.

Als ich eintrat, sah ich ein rotes, vor Heiterkeit strahlendes Gesicht mit weißem Vollbart — schalkhaft klug die großen blauen Augen — schwungvolle

buschige, noch dunkle Brauen. Der starke, hohe, glänzend kahle Schädel und die breite, große Gestalt verkündeten knorrige Kraft an Leib und Seele. Der Alte, der mit mir zum erstenmal zusammen kam, trat mir treuherzig entgegen und begrüßte mich mit festem Händedruck.

„Nimm dich vor dem Ollen in acht!“ sagte Oswald mit drohendem Finger. „Das ist ein Fuchs — hat's faustdick hinter den Ohren.“

Wustrow strahlte wieder vor Lachen; dann meinte er: „Der neue Krampendorfer Herr sieht nicht aus, als ob er nötig hätte, sich vor dem alten Wustrow in acht zu nehmen.“

„Aber wenn der neue Herr — Schröter hieße — ?“ warf Oswald ein.

Wustrow schüttelte sich vor Lachen: „Ja, der Schröter — der!“

„Du mußt nämlich wissen, mein Junge —“ fuhr Oswald fort — „der Amtsvorsteher Schröter ist ein Spezialopfer des Ollen — eine Maus, mit der dieser alte Kater auf das grausamste spielt. Wustrow! Erzählen Sie doch mal eins von Ihren Stückchen! Aber setzen wir uns doch!“

Wir nahmen am Tisch Platz, Oswald füllte die Gläser, und wir stießen an. „Auf gute Nachbarschaft!“ sagte der Alte.

„Erzählen Sie doch mal die Geschichte von den Raupen!“ meinte Oswald.

„Ja“ — begann der Alte schmunzelnd — „damit hab ich zuerst seine Gunst verscherzt. Ich hatte die

Mühle eben erst übernommen — aber den Schröter hatte ich schon gründlich satt. Bei den amtlichen Verhandlungen — wissen Sie — was mich der Kerl geplagt hat mit seiner dämlichen Umständlichkeit! Na, kurz und gut, ich kehre Sonntags bei Konrad ein — sitzt da der Schröter mit dem Knobelsdorfer Verwalter und dem Förster, und die ganze Stube voll Gäste. Alles horcht gerade andächtig, weil der Herr Amtsvorsteher seine Weisheit auskramt — nämlich ein neues Rezept, wie man Raupen vertilgt. Natürlich Unsinn — wissen Sie, so ein Zeitungsrezept. Erlauben Sie, Herr Amtsvorsteher, sag ich, daß ich mir das aufschreibe — und wenn es bei meinen Obstbäumen hilft, so zahle ich einen Taler an die Armenkasse. Recht so, mein Lieber, sagt er, der Taler soll uns nicht entgehen. Also vier Wochen später komme ich wieder ins Wirtshaus und finde die ganze Blase beisammen. Nun, Wustrow — fängt er an — wie steht's mit dem Taler? Ich erwarte von Ihrer Ehrlichkeit . . . Ja, Herr Amtsvorsteher, sag ich — den Taler will ich gern zahlen — bitte um die Quittung, hier ist er! Hochnasig bläht sich der Schröter auf und meint: Sehen Sie, meine Herren, dieser Mann hat Vertrauen zu mir gehabt und ist gut beraten worden. Nun erzählen Sie doch mal, mein lieber Wustrow, wie mein Rezept gewirkt hat! — Großartig, Herr Amtsvorsteher, ganz großartig! — So, so! Natürlich! Und Sie haben es gemacht, wie ich gesagt habe — was? — Eigentlich noch einfacher, Herr Amtsvorsteher, sag ich — habe nämlich das

Rezept bloß an einen Baum geklebt. Wie das nun die Raupen gelesen haben — sind sie vor Lachen geplatzt . . ."

Oswald und ich brachen in schallendes Gelächter aus, in das der alte Wustrow mit drolliger Kindlichkeit einstimmte. Er zog die Augenbrauen in die Höhe, bekam einen krebsroten Kopf und schlug sich mit der flachen Hand auf den Schenkel.

Oswald meinte: „Da hätt' ich dabei sein mögen! Das Gesicht des Amtsvorstehers muß unbezahlbar gewesen sein."

„Ich hab's aber doch bezahlt" — entgegnete Wustrow — „und gern bezahlt. Den Taler hab ich ganz trocken neben sein Bierglas gelegt und mich davon gemacht — sonst wär's mir selber wie den Raupen ergangen — geplatzt wär' ich vor Lachen — höhö!"

„Na, und — hat sich der Amtsvorsteher so ganz ohne Rache begnügt?" fragte ich.

„Rache? Der?" triumphierte Wustrow. „Der kann mir nichts machen! Ein einziges Mal glaubte er mir eins versetzen zu können — aber . . ."

„Erzählen Sie, Wustrow, erzählen Sie!"

„Das war bei meinem Prozeß gegen den Knobelsdorfer. Der hat doch die Jagd hier am See. Weil mir nun seine verflixten Hasen — die er nicht mehr schießen kann — im Winter in meine Baumschule gegangen sind und von den prächtigsten Apfelbäumchen die Rinde abgeknabbert haben, bin ich mal gegen ihn vorgegangen wegen Wildschaden. Er hatte vorher

mal so was fallen lassen, als ob ich ihm sein Wild wegknalle. Na aber — da kommt so einer bei mir an den Rechten . . ."

„Weiß schon!" meinte Oswald. „Sage ja, der Olle ist ein Fuchs! Also weiter!"

„Also — drei Sachverständige sollten nun meinen Schaden abschätzen. Das waren Hoffmann, der Bäckerkarl und eben der Amtsvorsteher. Die Schafsköppe lassen sich vom Amtsvorsteher bearbeiten und bringen folgendes Gutachten zustande: der eine Baum wäre zu drei Achteln beschädigt, der andere zu fünf Achteln und so weiter — lauter Achtel! — Aber, meine Herren, sage ich, was heißt denn das? Was kann mir denn ein Bäumchen nützen, das zu drei Achteln oder fünf Achteln beschädigt ist? Das ist doch einfach futsch! — Da setzt der Schröter seine hochnasige Amtsmiene auf und sagt schadenfroh: Sie scheinen in der Bruchrechnung nicht stark zu sein, Herr . . . Ein Schuljunge kann Ihnen ausrechnen, daß ein Baum, der zu fünf Achteln beschädigt ist, immer noch drei Achtel Nutzen bringen kann. — Meinen Sie, Herr Amtsvorsteher — sag ich — meinen Sie wirklich, dabei werde ich mich beruhigen und Sie für einen Salomo halten? Ich will Ihnen mal ein Gleichnis geben. Solch einem Apfelbäumchen gleicht der menschliche Verstand — der ist auch manchmal etwas beschädigt — denn vollkommen ist kein Mensch. Nehmen wir nun an, meine Herren Sachverständigen, Sie drei legten Ihren Verstand zusammen. Gesetzt den Fall, Herr Hoffmann hätte fünf Achtel, Herr Bäcker zwei

Achtel und der Herr Amtsvorsteher — sagen wir — ein Achtel unbeschädigten Verstand . . . Lassen Sie mich ausreden, meine Herren! Ich sage, gesetzt den Fall! Und nun zählen Sie zusammen! Glauben Sie mir, meine Herren Sachverständigen, was da rauskommt, ist immer noch kein ganzer Verstand!"

Neues Gelächter, wobei der Alte wieder dunkelrot wurde und fast erstickte.

„Haben Sie denn nicht manchmal den Amtsvorsteher nötig?" fragte ich.

„Den? Eher hat der mich nötig!"

„Sie halfen ihm allerdings manche Schererei auf — das verstehen Sie. Neulich die Geschichte mit der Selbstmörderin — da stecken Sie doch auch wieder hinter."

Wustrow lächelte pfiffig; „Wer sagt das?"

„Ich! Niemand sonst! Und wir verraten natürlich nichts — sind ja mit der Gemeindekasse von Krampendorf nicht verheiratet — und dem armen Weibe wird's gleich sein, ob sie auf dieser oder jener Seite des Sees begraben liegt."

„Aber welchen Anhalt haben Sie denn, Herr Kreisphysikus? Ich meine, warum soll denn gerade ich...?"

„Das will ich Ihnen sagen. Die Leiche wurde abends um sieben Uhr auf der Krampendorfer Seite gefunden. Nachmittags um vier aber war das Weib noch lebendig auf der Schleusendorfer Seite."

„Ist das sicher?" wandte Wustrow ein.

„Ja, ganz sicher!"

„Dann hat sie sich eben übersetzen lassen."

„Von wem denn? Von Lerche nicht — wenigstens lebendig nicht — wohl aber, als sie bereits Leiche war.“

„Es gibt auch noch andere Kähne!“

„Ja, fünf andere — von denen läßt sich aber mit Bestimmtheit nachweisen, daß sie entweder an ihrem Platze die ganze Zeit über angekettet lagen — oder ganz wo anders zu tun hatten. Verlassen Sie sich drauf, Wustrow, auf einen dieser Kähne läßt sich keine Spur von Verdacht schieben.“

„So müßte das Weib eben zu Fuß auf die Krampendorfer Seite gegangen sein.“

„Also über Lankwitz? Aber bester Herr Wustrow, das sind doch drei Stunden!“

„Mögen es drei Stunden sein! Die Rechnung stimmt ja auch. Um vier ist sie aufgebrochen, um sieben war sie auf der Krampendorfer Seite und ist dann ins Wasser gegangen.“

„Dann? Wann denn?“

Wustrow zuckte die Achseln.

Oswald aber kalkulierte trocken weiter: „Als Arzt kann ich Ihnen sagen, sie muß schon ein paar Stunden unter Wasser gelegen sein, als sie gefunden wurde — und das war, wie gesagt, um sieben. Folglich muß sie vor fünf Uhr in den See gegangen sein — später auf keinen Fall. Da sie aber noch um vier auf der Schleusendorfer Seite lebendig gesehen worden ist, so muß sie zwischen vier und fünf ins Wasser gegangen sein — und zwar auf Schleusendorfer Gebiet.“

„Und was soll denn ich damit zu tun haben?“ fragte Wustrow kühl.

„Na, Wustrow — unter uns kann ich's ja sagen — ich finde nichts Schlimmes dabei — und meinem Freunde hier wird es ebenfalls schnuppe sein, ob Krampendorf die Begräbniskosten zu tragen hat oder Schleusendorf. Aber dem Krampendorfer Amtsvorsteher ist das keineswegs gleich.“

„Ah so! Nun verstehe ich! Sie meinen, um den Schröter zu ärgern, hätte ich die Leiche von der Schleusendorfer auf die Krampendorfer Seite geschleppt? Diesmal verkennen Sie mich, Herr Kreisphysikus. Wegen so einer kleinen Rachsucht vergreife ich mich nicht an einer Leiche.“

„Nichts für ungut, lieber Wustrow!“

„Nein, Herr Kreisphysikus, ich nehme nichts übel! Um so weniger, als an Ihrer Kalkulation tatsächlich viel Wahres ist. Ja, ich will's gestehen, ich habe dafür gesorgt, daß die Leiche auf Krampendorfer Gebiet geschleppt wurde. Lerche fand sie drüben, wo das Wotefließ in den Krampensee mündet — er ruderte sofort zu mir und vertraute mir die Geschichte an — und ich faßte ihn bei seinem Lokalpatriotismus und stiftete ihn an, die Leiche den Krampendorfern zuzuschieben. So weit trifft Ihr Scharfsinn das Richtige. Aber ich habe, so gern ich dem Amtsvorsteher einen Schabernack spiele, diesmal doch einen anderen Grund gehabt — wahrhaftig!“

„Ei, da bin ich neugierig! Können Sie Ihren Grund nicht verraten?“

Sehr ernst erwiderte Wustrow: „Ich glaubte, jemand einen Gefallen zu tun! Mehr kann ich nicht sagen.“

Oswald blickte den Alten forschend an: „Und dieser Jemand ist die Fischerhanne!“

Wustrow schwieg. Oswald aber fuhr fort: „Ich habe gleich vermutet, daß das Weib bei der Fischerhanne gewesen ist. Nur eins begreife ich nicht: Gottlieb sagt, die Fischerhanne wäre von vier bis sechs in Krampendorf gewesen — er selber habe sie hin und zurück gefahren.“

„So war's auch wirklich!“ erwiderte Wustrow. „Ich will Ihnen jetzt die Sache ganz klarlegen — da Sie doch schon so weit eingedrungen sind. Wie mir Lerche sagte, drüben liegt eine Selbstmörderin, und so und so — da kam mir der Gedanke: Da wird das Gerede den Selbstmord mit der Fischerhanne in Zusammenhang bringen! Es wäre ja auch zweifellos so gekommen, zumal das Weib, wie Ihre Untersuchung ergeben hat, an einer Krankheit litt . . . Der Schröter hätte sicher eine Spionage eingeleitet, er ist ja der Fischerhanne nicht grün . . . Na, und sehen Sie, das wollt' ich der Fischerhanne ersparen — drum hab ich die Leiche dem Schröter selber aufgehalst — und nun bleibt die Fischerhanne aus dem Spiel . . . Aber nicht wahr, meine Herren, ich kann mich darauf verlassen, daß Sie . . .“

„Ganz gewiß, Herr Wustrow!“ entgegnete ich. „Ihr Vertrauen soll nicht enttäuscht werden. Tun Sie mir aber den Gefallen und sagen Sie mir, was Sie sonst noch von der Selbstmörderin wissen.“

„Ich weiß sonst gar nichts!“

„Einen Fehler haben Sie aber doch gemacht, Wustrow — trotz Ihrer Schlauheit. Die Selbstmörderin hat ihre Oberkleider abgelegt — die verraten also, daß sie auf der Schleusendorfer Seite ins Wasser ging.

Wustrow schien etwas verwirrt. „Hat man denn die Kleider gefunden?“

„Das nicht, — aber sie können noch gefunden werden!“

„Glaub ich nicht!“ meinte Wustrow. „Ich habe am Tage nach dem Selbstmorde das Ufer abgesucht — und nichts gefunden. Entweder sind die Kleider gestohlen oder so versteckt, daß sie drüben in der Öde niemand findet.“

„Die Fischerhanne weiß sicher Näheres,“ meinte Oswald.

„O, die ist verschwiegen!“ entgegnete Wustrow. „Mich hat sie ausgefragt — aber aus ihr war nichts rauszukriegen.“

„Wie ist denn das mit dem Medaillon geworden?“ fragte mich Oswald. „Du wolltest es ja kaufen.“

„Habe es auch — habe die Begräbniskosten dafür bezahlt.“

„Na — und? Läßt sich aus dem Medaillon kein Schluß auf die persönlichen Verhältnisse der Selbstmörderin ziehen? War vielleicht ein Bild drin?“

„Früher schien eins drin gewesen zu sein — vor dem Selbstmord aber wird die Ärmste es herausgenommen haben — um unerkannt zu bleiben.“

„Das Medaillon war also ganz leer?"

„Das nicht! Zwei Haarlöckchen waren drin — ein dunkelbraunes und ein goldiges."

Oswald und Wustrow schwiegen.

Ich wandte mich an Wustrow: „Frau Wote ist Ihre Freundin?"

„Ja — und ich schulde ihr viel Dank."

„Habe da in Ihrer Kammer einen Band Swedenborg gefunden — drin stand der Name Johanna Wote."

„Ja, das Buch gehört ihr — sie hält viel auf Swedenborg."

„Und Sie, Herr Wustrow? Warum interessieren Sie sich für Swedenborg?"

„Ei richtig, Wustrow!" warf Oswald lebhaft ein. „Sie und mein Freund hier passen ja prächtig zusammen — sind beide Mystiker und glauben an Geistersehen. Denken Sie nur, Wustrow, mein Freund hat diese Nacht die Elfen tanzen sehen — sein Allah ist der Allgeist — und ein Wacholderbaum sein Prophet."

Der Alte wußte nicht recht; wie er diese Worte aufnehmen sollte. Ich entgegnete: „Lieber Oswald! Wären alle Köpfe so verständig wie deiner — das gäbe eine langweilige Welt."

„Freue dich also —" meinte Oswald — „daß du nicht mehr so ganz auf den langweiligen Oswald angewiesen bist, sondern in Herrn Wustrow eine gleichgestimmte Seele gefunden hast — vielleicht auch in der Fischerhanne. Wer weiß, ob sie dich nicht gar noch zu ihrem Swedenborg bekehrt! Sinnierer aus

dem Volke vom Schlage der Fischerhanne können verblüffende, hinreißende Propheten sein."

„Warum auch nicht?"

„Zumal Leuten gegenüber, die für urwüchsig volkstümliche Weltanschauung schwärmen."

„Das tue ich allerdings — obwohl es mit der Urwüchsigkeit heutzutage dürftig genug aussieht. Systematisch verkümmert wird ja das Bedürfnis nach Weltanschauung."

„Verkümmert? Und systematisch?" fragte Oswald.

„Allerdings! Da ist zum Beispiel die Kirche. Mit ihren Dogmen traktiert sie die unreifen Köpfe der Jugend. Das ist keine heilsame Ernährung. Die Logik wird skrofulös — gesunder Hunger nach Weltanschauung, Selbsthilfe, urwüchsiges Forschen können nicht aufkommen. In die einseitige und dogmatisch verrammelte Bahn der Kirchenlehre, in eine philosophische Sackgasse wird der metaphysische Drang getrieben."

„Du meinst also, wenn das Volk nicht von den Priestern beraten wäre, würde es sich selbständig auf Weltanschauung besinnen? Ob es sich besinnen würde, halte ich doch für fraglich. Kann mir nicht gut denken, daß es auf den Geschmack am Philosophieren käme."

„Warum denn nicht? Sinn für Heimatkunde ist doch eine ganz normale Fähigkeit. Da nun aber unsere weiteste Heimat die Welt ist, so bedeutet Weltanschauung eigentlich nur erweiterte Heimatkunde."

„Wie wenig Leute aber haben das Bedürfnis, ihre Heimatkunde zu erweitern! Die nächsten Dörfer

interessieren sie; was aber jenseits ihres sinnlichen Horizontes liegt, bleibt ihnen gleichgültig."

Ich benutzte die Gelegenheit zu einem kleinen Seitenhieb: „Ach ja — sogar für gebildete Leute trifft das zu. Mancher Naturforscher denkt nicht über seinen Horizont hinaus — sein empirisches Dorf mit der nächsten Umgegend ist seine Welt — die Weite jenseits der Sinne kümmert ihn nicht."

Oswald lächelte: „Nachdem du die Pfaffen und nun auch die Naturforscher heruntergekanzelt hast, wäre es wohl an der Zeit, daß du dich zu den Philosophen wendest. Dabei aber erhellt sich natürlich dein sonst so strenges Richterantlitz. Die Philosophen sind ja deine Lieblinge, deine Zunftgenossen — in ihnen siehst du die berufenen Berater des nach Metaphysik schmachtenden Volkes. Nicht Katechismus, auch nicht bornierte Naturkunde, vielmehr Hegelsche Dialektik oder Schellings Naturphilosophie sollte in den Schulen gepaukt werden. Nicht wahr? Wie Pilze würden dann die Weltanschauungen sprießen."

„Die Philosophen" — entgegnete ich trocken — „haben sich als Anreger volkstümlicher Weltanschauung in der Neuzeit recht schlecht bewährt. Das macht ihr scholastischer Jargon und ihr Mangel an Anschaulichkeit. Möchten die deutschen Denker endlich einsehen und beherzigen, daß auch der tiefste Gedanke in einfachem, volkstümlichem Deutsch ausgedrückt werden kann — und daß alle Weltanschauung — wie schon dies schöne Wort sagt — anschaulich sein muß. An wahrer Urwüchsigkeit fehlt es, an erlebter Weltanschauung. Wie

jedes gute Gedicht ein Gelegenheitsgedicht im Goethe-schen Sinne, nämlich nicht gemacht, sondern aus dem gelegentlichen Erleben hervorgewachsen ist, so taugt auch nur die Gelegenheitsphilosophie etwas. Fragen müssen erlebt, Lösungen wie Gesichte erschaut werden. Gibt man solchen Erlebnissen die schlichteste Gestaltung, so erreicht man, worauf es ankommt. Mitteilen kann man das Erlebte — verwandten Seelen das eigene Heil übertragen oder wenigstens Verständnis finden. Ich verlange von einer Weltanschauung, daß allenfalls auch ein kluger Schäfer sie begreifen kann. Warum begreift er denn ein Lied von Goethe? Weil's menschlich erlebt und natürlich gestaltet oder — mit einem Worte — wahrhaftig ist. Siehst du, Oswald, nach wahrhaftigen Weltanschauungen hungern alle Volksgenossen, die überhaupt ins Weite schauen möchten. Jeder wahrhafte Allseher ist ein Meister, der seine dankbare Gemeinde findet. So Swedenborg, von dem ein Buch nebenan in der Kammer steht. Vermag ich auch nicht kritisch mit ihm zu gehen, so muß ich doch sagen: Der Mann hat seine Weltanschauung erlebt und drückt sich wahr, anschaulich und volkstümlich aus; die Fischerhanne versteht ihn. Recht bezeichnend."

Gespannt hatte Wustrow zugehört. Er nickte befriedigt und wandte sich eifrig an Oswald: „Lesen Sie doch mal Swedenborg, Herr Kreisphysikus! Lesen Sie bloß! Er war ein richtiger Seher — wahrhaftig!"

„Weiß schon, weiß!" spöttelte Oswald. „Den Brand von Stockholm soll er prophetisch gesehen haben."

Ernst versicherte Wustrow: „Sechzig Meilen war

er von Stockholm entfernt, und zur selben Stunde, als der große Brand ausbrach, sah ihn Swedenborg im Geiste. Er zeigte sogar bestimmt an, wie weit das Feuer um sich gegriffen habe. Und seine Angaben wurden drei Tage nachher durch den anlangenden Eilboten bestätigt."

„Weiß, weiß!" erwiderte Oswald kühl. „Wenn man natürlich dem Gerede der Leute mehr traut, als den festgestellten Naturgesetzen . . ."

„Was heißt denn das, Oswald? Festgestellte Naturgesetze! Als ob wir auf dem Gipfel des Naturwissens ständen! Noch lange nicht! Werden wir nicht Jahr für Jahr überrascht durch Entdeckungen ganz neuer, erstaunlicher Zusammenhänge? Denk an die Röntgen-Strahlen! Hätte jemand vor zehn Jahren behauptet, man könne durch einen dicken Kasten hindurch den Schlüssel photographieren, der drin liegt — die kluge Welt hätte geschrien: Verrückter Aberglaube! Das geht ja gegen alle Naturgesetze! — Jetzt heißt es: Röntgen hat eben ein neues Naturgesetz entdeckt! — Oder denk an das Telegraphieren ohne Draht. Als die erste Kunde davon kam, und ich dich brieflich befragte, schriebst du mir: Aberglaube! Schwindel!"

Eifrig nahm nun Wustrow das Wort: „Ja, sehen Sie, Herr Kreisphysikus — ganz ähnlich wie das Telegraphieren ohne Draht denke ich mir Swedenborgs Fernseherei. Auf Naturgesetzen beruht das Fernsehen ganz selbstverständlich — alles ist überhaupt natürlich! Oder nehmen wir ein anderes Beispiel — das Quellenfinden mit der Wünschelrute . . ."

Oswald machte eine Bewegung der Überraschung

und Ungeduld: „Mein Gott! Das ist ja mittelalterlicher Obskurantismus!“

„Herr Kreisphysikus! Wenn ich das Quellenfinden nicht selber erlebt hätte!“

„Ach was! Man müßte wissenschaftlich mit dem Kinde experimentieren!“

„Aber Marleneken soll schon achtmal Brunnenstellen richtig angezeigt haben.“

„Sehr einfach! In unserem Sandboden ist überall Wasser!“

„Ich rede aber nicht von unserer Gegend — sondern zum Beispiel von Kalkenberg!“

„Hat man denn auch gezählt, wie oft das Kind falsch angezeigt hat?“ wandte Oswald ein.

„Mir ist nur ein einziger Irrtum bekannt“ — erwiderte Wustrow.

„Marleneken?“ fragte ich. „So heißt ja wohl das Kind, das die Fischerhanne in Pflege hat?“

Wustrow nickte: „Ja, das ist Marleneken!“

Oswald meinte: „Ich weiß nicht, ob es gut ist, daß die Fischerhanne das Kind erzieht. Marleneken ist phantastisch. Die Alte mit ihrem Aberglauben wird ein überspanntes Wunderkind aus ihr machen.“

Wustrow entgegnete: „Da kennen Sie Johanna Wote schlecht! Ich habe von ihr eine so hohe Meinung — und Marleneken hängt mit solcher Liebe an ihr, daß ich gar nicht wüßte, wo das Kind besser aufgehoben sein sollte.“

Oswald gab sich noch nicht zufrieden: „Jedenfalls

sind die Verhältnisse am Wotefließ zu wild und zu eng. Da muß man ja ein Sonderling werden."

Ich war einem versteckten Gedanken auf der Spur — er betraf mein Erlebnis am Friedhofe ein paar Tage nach dem Selbstmorde. „Sagen Sie, Herr Wustrow" — fragte ich — „kann Marleneken vielleicht hübsch singen?"

„Ganz wundervoll!" sagte der Alte mit einem schwärmerischen Augenaufschlag.

Nun hatte ich es heraus — die Frau und das Kind, die an jenem Abend verstohlen den Friedhof besuchten, waren die Fischerhanne und Marleneken. Ergreifend schön hatte dieser Kindermund gesungen: „Ja, ich will dein nicht vergessen . . ." In dem Grabe aber, an dem die beiden standen, schlief kein anderer, als die Selbstmörderin. Natürlich, das Grab lag ja auch am Zaune — Pastor, Küster und der Amtsvorsteher hatten dafür gesorgt, daß die ehrlichen Gräber ungestört für sich bleiben. „Arm Marieken", hatte die Fischerhanne gesagt — mußte also Näheres über die Selbstmörderin wissen und war der Schlüssel zu dem Geheimnis. „Forsche nach!" sprach es in mir. Und keine müßige Neugier war's. Das bleiche Gesicht mit den starren Augen schien so zu sprechen. Mich überkam seltsame Unruhe — als sei es bedeutsam für mich, jenes Geheimnis zu enthüllen. Hatte der Lebensreigen vielleicht deswegen mich zur Sägemühle geführt, um eine Wende meines Schicksals vorzubereiten? —

„Ah — mmh!" rief Oswald, als Frau Hoppe jetzt das duftig gebratene Geflügel auftrug.

Allseele—Staubseelchen

Allseele—Staubseelchen! — Wo ist das Ursprüngliche? Wo das Abgeleitete? Ergibt sich die Allseele aus dem Zusammenschluß der Staubseelchen? Entstehen die Staubseelchen durch Selbstteilung der Allseele? Die Welt ist entweder eine Synthese des Vielen — oder eine Analyse des Einen.

Entweder oder? Warum nicht beides zugleich?

Ursprünglich? Abgeleitet? Fort mit solcher Rangordnung!

Natur hat weder Kern noch Schale —
Alles ist sie mit einem Male!

Allseele! Alle Seelchen rinnen wie Wasserstäubchen zusammen zum allumfassenden Meere. Oder — was eigentlich ein und dasselbe ist — das große Meer schlägt Wogen, Wellen und Kleingekräusel, sprüht Tropfen und Wasserstaub — die allgemeine Seele unterscheidet in sich, gliedert Sonderwesen ab. Ob man vom Teil zum Ganzen sich erhebt, oder vom Ganzen zum Teil herniedersteigt — es liegt doch nur ein einziger Zusammenhang vor, den man sowohl von der einen wie von der anderen Seite her durchmessen kann.

Ja von der einen wie von der anderen! Analyse und Synthese. Beide Methoden gehören zusammen, keine ist die richtigere, keine verdient den unbedingten Vorzug vor der anderen. Zur rechten All-Anschauung gelangt man nur, wenn man Analyse und Synthese einander ergänzen läßt.

Der große Einheitsschauer Goethe, dem sich Kern und Schale zur Eins zusammenschließen, hat das er-

kannt. Er wußte, was einem Zeitalter not tut, das in der Erkenntnis von Weltstücken Erstaunliches leistet, ohne mit gleichem Eifer und Erfolg um Verknüpfung des Einzelnen zum lebensvollen Ganzen bemüht zu sein. Goethe sagt: „Ein Jahrhundert, das sich bloß auf die Analyse verlegt und sich vor der Synthese gleichsam fürchtet, ist nicht auf dem rechten Wege; denn nur beide zusammen, wie Aus- und Einatmen, machen das Leben der Wissenschaft. Die Hauptsache, woran man bei ausschließlicher Anwendung der Analyse nicht zu denken scheint, ist, daß jede Analyse eine Synthese voraussetzt. Sondern und Verknüpfen sind zwei untrennliche Lebensakte. Vielleicht ist es besser gesagt, daß es unerläßlich ist, man möge wollen oder nicht, aus dem Ganzen ins Einzelne, aus dem Einzelnen ins Ganze zu gehen; und je lebendiger diese Funktionen des Geistes, wie Aus- und Einatmen, sich zusammen verhalten, desto besser wird für die Wissenschaften und ihre Freunde gesorgt sein.“ —



Sonntag-Abend — rosa der dunstige Himmel — feuchte Schwüle wie vor dem Gewitter. Auffallend früh im Jahr ist diese Wärme. Und heute hat die Nachtigall zum erstenmal gesungen.

Ich saß mit Oswald im Schloßpark unter der alten Linde an der zart grünenden Bachwiese.

Helle Kleider schimmerten durch die Büsche. Gärtners Lieschen und andere Kinder pflückten da erste Früh-

lingsblumen. Die drei Mädchen des Lehrers sangen mehrstimmig. Daß wir zuhörten, wußten sie wohl: das gezierte Schriftdeutsch, in dem sie sich manchmal etwas zuriefen, war offenbar für unsere Ohren berechnet.

Wo der Steg aus Birkenstämmen über den Bach führt, flirrte wie eine dünne Rauchsäule ein tanzender Mückenschwarm. Und weiter rechts noch einer. Was für einen Sinn im Leben der Tierchen mochte der wirbelnde Reigen haben?

Nachdenklich starrte Oswald in das Flirren; dann meinte er: „Staubseelchen würde ich allenfalls gelten lassen — Atome, die Reigentänze vollführen. Warum nicht? Aber besondere Reigenseelen — nein, das geht mir zu weit!"

„Besondere Reigenseelen sagst du? Stell dir nicht etwa vor, daß ich Seelen meine, die in dualistischer Art unabhängig vom Reigen bestehen. Wie kommst du übrigens jetzt mit einemmal auf die Staubelfen? Das interessiert mich."

Auf die Mückenschwärme deutete Oswald: „Das sind ja auch tanzende Elfen!"

„Und du meinst, sie hätten keine Reigenseele? Warum zerstreuen sie sich nicht? Was hält sie zusammen? Sieh mal hier den Ameisenhaufen — hier am vermoderten Stumpfe! Glaubst du nicht, daß darin eine Sozialseele webt?"

„Webt? was webt sie denn?"

„Nun, einfach die gesellschaftliche Ordnung der Ameisen webt sie. Und die Reigenseele der Staubelfen bedeutet ebenfalls ihre Ordnung, ihr Gemein-

schaftsleben, den in ihnen waltenden sozialen Sinn. Auch das Atom ist ein *ζῷον πολιτικόν*."

„Man merkt, das sozialistische Himmelreich ist nahe. Daß Ameisen Sozialisten sind, überrascht mich nicht. Wenn du aber gar die Atome zu Sozis stempelst —!"

„Und du, starrer Manchestermann, stempelst sie zu schroffen Individualisten ohne jede Geselligkeit. Siehst du, da steckt der Widersinn!"

„Möchte wissen, welcher Widersinn", sagte Oswald.

„Kannst du etwa leugnen, daß die Atome sich tatsächlich zusammenschließen zu allerlei Gesellschaften und zu einem höchsten Verbande? Wie wäre das möglich bei ungeselligen Wesen? Siehst du, da hast du den Widersinn! Er kommt von der einseitigen Zerstückelung, wie sie Naturforscher deiner Richtung belieben —

Dann hat man die Teile in der Hand —
Fehlt leider nur das geistige Band."

„Und das geistige Band soll die Reigenseele sein? Wenn nun aber das, was du für innigverbundenes All hältst, ein bloßer Haufen von Atomen wäre?"

„Höre mal, Oswald, wie allerliebst die Mädchen singen! Da steckt auch eine Reigenseele drin! Kein bloßer Haufen von Tönen ist das. Eine Wahlverwandtschaft hat hier ausgelesen und zu einer besonderen Gemeinschaft verbunden. Das ist die Reigenseele. Und solch einer Harmonie gleicht jeder einheitliche Atomverband."

„Wenn nun aber das geistige Band, die Einheit, die Reigenseele, von deiner Einbildungskraft in die

Welt bloß hineingetragen würde, ohne gegenständlich drin zu sein —?“

„Glaubst du an eine das All durchwebende Kausalität? Nun gut! Es gibt also eine Wirksamkeit, die ihre Fäden — oft geheime Fäden — nach allen Richtungen erstreckt und jeden Punkt der Welt mit jedem anderen Punkte zu einem Ganzen, einem Monon, verbindet. Du bist doch Monist? Nun also! Das bedeutet gar nichts anderes, als daß die Atome sämtlich ein Band miteinander verknüpft. Das ist die Allreigen-Seele, die höchste Einheit. Abwärts von ihr kommen immer engere Einheiten — alles Reigenseelen. Sie ordnen sich einander unter — wie eine Gruppe von Tönen, etwa ein Dreiklang, sich dem ganzen Musikstück harmonisch einfügt.“

„Von Einheiten sprichst du; Atome sollen sich zu Einheiten zusammenschließen. Ich frage, wie ist das möglich? Wie kann aus Getrenntem Eins werden?“

„Aber Oswald! Siehst du nicht, daß du dich selber mit diesem Einwande schlägst? Eben darum, weil unmöglich aus schroff getrennten, ungeselligen Elementen Eins werden kann — eben darum sage ich, die Atome sind nicht schroff getrennt. Das ist überhaupt ganz unmöglich!“

„Wieso unmöglich?“

„Was sollte denn imstande sein, die Atome zu trennen? Da müßte ja was zwischen ihnen sein!“

„Ist ja auch der Fall!“

„Ei wirklich? Was ist denn zwischen zwei Atomen?“

„Das Nichts! Drum eben sind sie getrennt.“

„Nein, drum sind sie verbunden. Wenn Nichts sie trennt, dann sind sie nicht getrennt.“

„Du argumentierst mit Wortspielen.“

„Glaubst du im Ernste, Oswald, Nichts sei imstande, zu trennen? Dann wäre dein Nichts ja kein Nichts mehr, es wäre wirkende Kraft! Nein, mein Junge! Die Atome sind nicht absolut getrennt, nur relativ! Besonderte Wesen sind es allerdings — aber, wie alle Individuen, trotz ihrer Besonderung doch innig verbunden — durch die Reigenseele — ich könnte aber ebensogut sagen, zur Reigenseele. Die Zusammenschlüsse kleinster Elemente zu Molekülen, Plastidulen, Zellen, Menschen und so weiter stellen nur die besonderen Fälle im allgemeinen Verbande dar. Aus der Natur der kleinsten Elemente müssen solche Zusammenschlüsse verständlich sein.“

„Sind sie dir etwa verständlich, Bruno? Mach mir doch mal einen ganz einfachen Zusammenschluß verständlich.“

„Will's versuchen. Ich erwähnte den Dreiklang. Drei Töne fügen sich zur Einheit zusammen. Wie das kommt? Wahlverwandt müssen sie sein. In der Tat zeigt uns auch die Physik, daß sie in gewissen Schwingungsverhältnissen übereinstimmen. Ich fasse nun jegliche Übereinstimmung als Identität auf. Ein und derselbe Kern steckt in allem, was übereinstimmt, was einander auch nur entfernt ähnelt. Denke dir drei Kreise, die einander so schneiden, daß ein Gebiet ihnen allen gemeinsam ist. Da hast du ein Bild der Einheit. Wo irgend welche Einheit sich darstellt, da haben wir's durchaus nicht mit völlig verschiedenen

und getrennten Elementen zu tun; sie sind vielmehr teilweise ein und dasselbe Wesen. Ihre Selbheit aber — siehst du — das einfach ist die Reigenseele!"

„Die Einheiten, die ich eigentlich erklärt haben möchte" — entgegnete Oswald — „liegen nicht auf künstlerischem Gebiet. Ich dachte an Naturgebilde, wie du selber welche anführtest — Molekül sagtest du zum Beispiel. Der Dunst, der hier die Luft erfüllt, besteht aus Wassermolekülen — diese bestehen aus Atomen. Wie gelingt es nun den Atomen, zu einer stetigen Einheit zu verschmelzen?"

„Ich meine, sie verhalten sich wie harmonische Töne. Ein Molekül Wasser besteht aus zwei Atomen Wasserstoff und einem Atom Sauerstoff. Die drei sind einander wahlverwandt. Ihr Dreiklang, das ist das Molekül. Weil ein und dasselbe engere Wesen in ihnen waltet, fühlen sie sich zueinander hingezogen. Eins erkennt das andere und gesteht sich: Das gehört zu deiner Gemeinschaft!"

„Die Atome empfinden, fühlen und wollen? Siehst du, das ist mir zu phantastisch."

„Ei wieso? Du laborierst noch immer an der willkürlichen Annahme, seelisches Leben finde sich nur bei einer gewissen Gruppe von Wesen und sei gebunden an deren eigentümliche Organisation. Aber derselbe Gedankengang, der dich im Mitmenschen oder einem anderen tierischen Wesen seelisches Leben annehmen läßt, ist bei allen anderen Wesen statthaft, bei der Pflanze, beim Kristall, beim Atom — nur daß die Sprache, aus der man auf das seelische Leben schließen

darf, nicht allenthalben gleich verständlich ist. Oft sind die Zeichen, in denen das Innere sich ausdrückt, auf den ersten Blick recht fremdartig. Ich glaube ein wenig von der Atomsprache zu verstehen. Wenn ein Atom Sauerstoff sich mit zwei Atomen Wasserstoff verbindet, so muß es diese beiden unterscheiden von anderen Atomen, wie sie ja massenhaft in der Nachbarschaft sich vorfinden. Spüren muß es, daß diese zwei zu ihm passen, muß den Willen haben, die Verbindung mit ihnen einzugehen. Wären die drei Atome einander gleichgültig, es gäbe keine regelmäßige Verbindung."

„O Poet! Du vermenschlichst das Seelenlose!"

„Seelenlos die Atome? Aber in gewissen Zusammensetzungen, zum Beispiel als Mensch, haben sie auf einmal seelisches Leben! Wie ist das möglich? Wie kann Seele aus Seelenlosem entstehen?"

Oswald zuckte die Achseln: „Ignorabimus! Ein unlösbares Welträtsel!"

„Nein" — entgegnete ich — „das ist eine Widerlegung deiner Atomostik! Aus stumpfsinnigen Atomen könnte nur eine brutale Materie entstehen. Für Seele, Geist enthalten sie keinen zureichenden Grund. Meine Atomistik hingegen sagt: Schon das einzelne Atom ist bewußt, ist Seele, Geist. Drum eben kann es sich mit seinesgleichen zu höheren Bewußtseinseinheiten zusammenschließen."

Oswald erwiderte: „Du glaubst damit etwas erklären zu können? Du verschiebst bloß das Rätsel vom Ganzen in den Teil, vom All ins Atom. Das Atom, sagst du, ist geistiger Natur; und sämtliche

Atome durchdringen einander mit Einfluß; jedes Atom wirkt auf das All; das All wirkt zurück auf jedes Atom. Mit anderen Worten: Die Mannigfaltigkeit der Welt, der unendliche Reichtum an Gestalten und Geistesregungen ist bereits im Atom angelegt. Nennst du es eine Vereinfachung, wenn das angeblich Einfache die ganze Verwickelung enthält?"

„Eine Gegenfrage: Nennst du es eine Erklärung, wenn das, woraus man erklären will, keinen zureichenden Grund für das zu Erklärende enthält? Das Atom, aus dem sich die Welt erklären läßt, muß allerdings die Welt in nuce, ein Keim des mannigfaltigen Ganzen, ein Mikrokosmos sein. Das All muß aus dem Atom verständlich werden. Sonst ist das Atom unverständlich."

„Deine Atomistik" — meinte Oswald — „ist überflüssig; sie erklärt die Mannigfaltigkeit der Welt nicht im geringsten."

„Und du, Oswald, glaubst, deine Atomistik tue das? Sie setzt für die Mannigfaltigkeit der Welt einfach die unendliche Fülle der Atome, die doch alle etwas Verschiedenes haben. Vielheit hier und Vielheit dort. Bei dir ist die Vielheit ebensowenig wie bei mir aus der Welt geschafft. Wohl aber ist bei dir die Einheit zerstört. Deine Atomistik schadet also, ohne zu nützen."

„Halt!" sagte Oswald. „Du greifst mich an, statt mir Rede zu stehen. Sage mir doch, warum nimmst du überhaupt Atome an?"

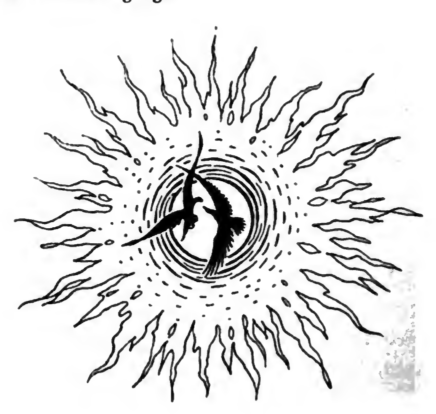
„Warum? Nun ich glaube, so ziemlich aus denselben Gründen wie du. Ich meine, alles, was räum-

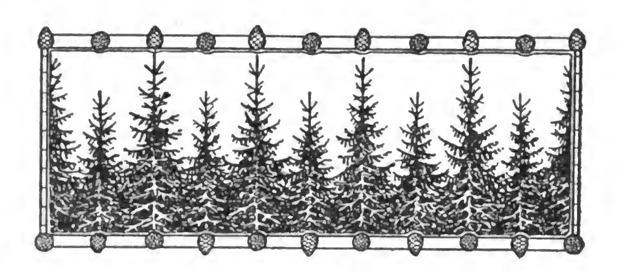
liche Gestalt hat, läßt sich mit unseren sinnlichen, mechanischen und chemischen Mitteln in Glieder oder Teile zerlegen — bis zu gewissen Grenzen natürlich. Doch selbst wo diese Grenzen erreicht sind, können wir nach Analogie der sinnfälligen Zerlegung noch eine Zerlegung in Gedanken vollführen. Zuweilen müssen wir es sogar, getrieben von unserer Logik. So setzt Haeckel die Zerlegung unseres Leibes noch über die Zelle hinaus fort und schließt auf Zellenglieder, die sogenannten Plastidule. Die Chemie zerlegt ihre Stoffe in Moleküle und kann die Annahme brauchen, das Molekül bestehe aus noch einfacheren Elementen, den chemischen Atomen. Doch wir können uns qualitativ abermals einfachere Elemente denken, als diese chemischen Atome sind. Schon im Wesen der ausgedehnten Gestalt liegt es, daß ihre Zerteilung ins Unendliche fortgesetzt werden kann. So gelange ich zur Annahme von etwas überaus Einfachem, das noch elementarer als das chemische Atom ist. Es ist das philosophische Atom, ein Grenzbegriff in der Richtung des unendlich Kleinen und Einfachen. Der Grenzbegriff nach der entgegengesetzten Richtung ist das All. Beiden schreibe ich seelischen Charakter zu. Meine Atome sind Staubseelchen, einfachste Individualitäten. Und das All ist mir die umfassende Seele. Staubseelchen und All bedingen einander. Die Allseele differenziert sich ins Unendliche. Ihre kleinste Besonderung, ihr Differential, die denkbar einfachste Alltätigkeit ist die Staubelfe. Andererseits kann man auch sagen, die Staubelfen sind eben so sehr Schöpfer

wie Geschöpfe; sie bilden ja den Allreigen. Jedenfalls ist die Staubelfe ohne lebendigen Zusammenhang mit dem großen Ganzen nicht denkbar. Du, Oswald, berücksichtigst diesen Zusammenhang gar nicht. Du bist einseitig analytischer Atomist. Mein Atombegriff dagegen wird auch der Synthese gerecht. Ich erinnere an Goethes Wort: Nur derjenige vermag zu denken, der genugsam getrennt hat, um zu verbinden — genugsam verbunden hat, um wieder trennen zu mögen."

„Laß gut sein für heute, mein Junge! Das Verhängnis gestattet nicht, daß wir länger disputieren. Dort naht es in Friedrichs ehrbarer, doch diesmal unwillkommener Gestalt! Der Kerl will mich sicher zu Patientenbesuch holen. Ist was los, Friedrich? Na, ich sage ja! Leb denn wohl, weiser Merlin! Nächstens mehr von deinen All-Geschichten."

Und Oswald ging.





Reigenseelen

Die Dämmerung kroch aus den Eibengebüschen und kauerte unter den düsteren Fichten. Die Wiese war noch ziemlich hell; doch über sumpfigen Stellen wob feiner Dunst.

Noch immer tummelten sich die Kinder im Grase. Ich rief; sie kamen in meine Nähe.

„Geht nach Hause, Kinder! Es wird feucht und dunkel."

„Gleich!" sagten sie und machten sich noch zu schaffen.

Nur Gärtners Lieschen, der Flachskopf, stand artig vor mir.

„Gib die Patschhand, Kleine!"

Sie knixte verschämt und zeigte ihren Strauß von Ranunkeln und Ehrenpreis. Ihre treuherzigen Augen glichen den blauen Blüten.

Da webt auch wohl eine Reigenseele — dachte ich. Und sollten die Augen nicht wirklich Blumen sein?

Ei, warum denn nicht? Die Glieder sind ja in gewisser Hinsicht selbständige Wesen. Wenn die Sprossen eines Baumes Personen sind — wie Haeckel meint — so darf ich auch dem Auge eine gewisse eigene Persönlichkeit zuschreiben. Es ist eine Pflanze, die im Kopfe

wächst — etwa wie die Mistel in der Kiefer wurzelt. Das Auge ist eine Art Tier.

Pflanze? Tier? Wie steht es denn aber mit der Fortpflanzung? Bekommt das Augentier Junge?

Ich mußte lächeln. Doch auch Lieschens Augen lächelten und meinten: „Gewiß bekommt es welche! Mutters Augen haben ja auch kleine Augen bekommen."

Du Schalk! Aber recht hast du eigentlich. Männliche und weibliche Augen bringen ja tatsächlich Junge hervor — wenn auch mittelbar. Sie lassen das Zeugen für sich besorgen von anderen Gliedern, mit denen sie in Arbeitsteilung verbündet sind.

Ich dachte an die Siphonophoren-Quallen, die Haeckel in herrlichen Abbildungen vorgeführt und überaus bedeutsam beleuchtet hat. Jede einzelne Qualle darf als ein Individuum betrachtet werden. Und doch bilden sie zusammen eine Gesellschaft, die ebenfalls eigne Individualität besitzt und die eingeordneten Quallen-Individuen nur als Glieder mit beruflicher Arbeitsteilung verwendet — die einen zum Schwimmen, die anderen als Freßwerkzeuge, wieder andere als Sinnesorgane, oder als Waffen, oder zum Zeugungsgeschäfte im Dienste aller Schwimmgenossen.

Übrigens braucht man nicht einmal Meerwunder herbeizuziehen, um Reigen von Persönlichkeiten mit individueller Reigenseele nachzuweisen. Diese Linde, unter der ich sitze, ist auch ein Bund vieler Persönlichkeiten mit Arbeitsteilung und besonderer Berufsbildung. Die Lindenblüte vollführt das Zeugungsgeschäft im Auftrage der gesamten Genossenschaft und

beschert allen Genossen Nachkommen. In ihrer Frucht sind kleine Wurzeln, Äste und Blättlein ebenso zuverlässig angelegt wie Ebenbilder der Blüte selber.

Das zutrauliche Lieschen stand noch immer bei mir, in das Ordnen seines Straußes vertieft. Ich betrachtete die strohgelben Zöpfe, das sonnverbrannte Gesichtchen, die langen Wimpern der niedergeschlagenen Augen, den Puls, der in der zarten Schläfe zuckte.

Da blüht nun solch ein geheimnisvoller Lebensreigen — lauter verbündete Glieder, und jedes eine Person. Doch ihr Bund ist wieder eine Person, eine Reigenseele, ein Ich, das leicht seine Elemente vergißt und meint, es sei aus einem einzigen Stücke.

Kein Lebendiges ist Eins,
Immer ist's ein Vieles!

Daß ich ein Vieles bin, zeigt mir ein Blick in dies Gewimmel von Gedanken, Gefühlen und allerlei seelischem Kleinvolk. Von Simson heißt es, Füchse habe er mit den Schwänzen zusammengebunden, einen Feuerbrand dazwischen geknotet und den tollen Rattenkönig ins Korn der Philister gejagt. Oft komme ich mir vielfältig, zerrissen vor wie solch eine Koppel Füchse.

„Ich sehe ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüte!" Der so seufzt, ist ein hohlwangiger Mönch — jener Büßer einer, die vorzeiten hier im Klostergarten unter der Linde schmachteten nach einer überfleischlichen Reigenseele. — Törichter Reiter! Du kommst nicht los von deinen Gliederrossen! Es braucht ja nur ein Zahn

rebellisch zu werden, und stöhnend spürst du, daß du auf ihn angewiesen bist. Laß deine Rosse leben nach ihrer Persönlichkeit! Gib ihnen Heu und Hafer und sporne sie nicht zu streng. Sonst jagen sie empört dahin, werfen wohl gar den Tyrannen ab.

Was dieses Kindes Pulse treibt, das zuckende Ding in seiner Brust, ist auch solch eigenwillig Ding — ein Füllen, drauf Blondköpfchen hintrottet ahnungslos. Die winzigen Wesen, die durch die Adern strömen, die Blutkügelchen, brauchen nur böse Gesellschaft mit sich zu schwemmen — Fieberkeime — und scheu wird das Füllen, bricht im tollen Jagen vielleicht zusammen, geliefert ist der ganze Gliederreigen.

„Geh lieber nach Hause, Lieschen! Hu, der Scherber kommt!" — die Kleine erschrak, tat einen täppischen Schritt rückwärts und stolperte über den Baumstumpf, so daß sie sich ins Gras setzte und ihren Strauß verlor. Scheu spähte sie nach dem Scherber umher, diesem märkischen Abendgespenste.

Ich bedauerte mein gesprochenes Wort, mußte aber lachen, als das Kind seine Entrüstung an dem Baumstumpf ausließ: „Oller dämlicher Klotz!" schmollte es. Dann, als fürchte es die Rache des Gescholtenen, griff es hastig seine Blumen auf und lief zum Schlosse.

„He!" rief ich den anderen Mädchen zu. „Wird's bald? Macht, daß ihr fortkommt! Marsch, marsch!" — Eingeschüchtert trollten sich die Kinder. Ihre Stimmen verhallten.

Im Birkenwäldchen zwitscherte träumerisch eine Grasmücke. Als auch sie verstummte, war es ganz

still im Parke. Fernher nur das dumpfe Konzert der Kröten. Die Bäume wie gespenstige Riesen, Gestalten einer fremden, dunkeln Welt. Wie weißes Laken der Nebel auf der Bachwiese. Durch die Dämmerung huschten Fledermäuse.

In mir erhob sich feierliches Reden. Es war Nikolaus Lenau, der von seinen Waldliedern träumte:

„Stimmen, die den andern schweigen,
Jenseits ihrer Hörbarkeiten,
Hört Merlin vorübergleiten,
Alles rauscht im vollen Reigen.
Denn die Königin der Elfen
Oder eine kluge Norn
Hält, dem Sinne nachzuhelfen,
Ihm ans Ohr ein Zauberhorn.
Rieseln hört er, springend schäumen
Lebensfluten in den Bäumen . . .
Klingend strömt des Mondes Licht
Auf die Eich' und Hagerose,
Und im Kelch der feinsten Moose
Tönt das ewige Gedicht."

Das ewige Gedicht — die höchste Reigenseele ist es, des Allreigens Geist. Zwischen ihm und den Staubelfen gliedert sich die unerschöpfliche Fülle der übrigen Reigenseelen — die sich einander überordnen und unterordnen.

Ich selbst eine Reigenseele. Da sind meine Glieder — jedes ein Zellenreigen — jede Zelle ein wundervoll großartiger Elfenreigen. Da sind auch die Erlebnisse,

die ich an meinen Mitwesen mache. Unermeßliche Heerscharen von Lebenselfen, deren jede meine Eigenart, mein Schicksal enthält — ein Kunstwerk weben sie, ein Gedicht. Und dessen einige Ordnung — das ist mein Selbst, mein Ich!

Ja, so empfinde ich mich! Die Eins unterscheidet sich, und doch bleibt einig der Unterschied. Solange ich sein werde, treibe ich durch mein Eins das Viele hindurch — verschlinge, was meiner Unersättlichkeit naht — gliedere selbst die Lichtzellen der Milchstraße mir an — weite zum Allumfassen meinen Leib — kränze mich mit göttlicher Lebenskrone — werde ein allschauender, alltrunkener Pan.

Aber hat denn bloß Merlin und was sein Antlitz trägt, den Beruf zum Höchsten? Kann Allvater einzelne Kindlein bevorzugen? Sollte er nicht alle Wesen zu seiner Hoheit erziehen wollen? Sollte nicht alles Getier und alles Gewächs, alles Wogende, Wallende, Webende, was immer in der Eins unterschieden, im Unterschiede einig ist — sollte nicht jedweder Reigen, auch der schlichteste, meinesgleichen sein, innerlich mein Ebenbild und gleich mir berufen, in Allvater aufzugehen? Hat nicht Juniperus gesagt, jeder Reigen sei ein Glied des Allreigens und jede Reigenseele ein Wachsen zur Allseele, jedes Stäubchen ein Keim, in dem das Gewächs der Gewächse sein volles Wesen ausprägen möchte?

Seid denn brüderlich gegrüßt, Heerscharen meiner Geschwister! Demütig seid gegrüßt, ihr Vielen, die ich nicht erkannte, ob ich sie auch sah! Eure äußerliche

Einheit sah ich wohl, doch ich bedachte nicht, daß sie auch für sich selber, innerlich etwas sein muß — daß sie ein Ich sein muß. Was denn sonst? Ich habe ja kein anderes Muster, nach dem sich solche Innerlichkeiten beurteilen ließe — kein Muster als mich selbst!

Der Baumstumpf neben meiner Bank beginnt matt zu schimmern, als möchte aus dem Innern geheimes Licht hervordringen. Wie ein blinder Spiegel sieht er aus, und im Spiegel regt sich ein trübes Meinesgleichen. Horch, es murmelt: „Bin ein Ich, wie Merlin — bin einig an Seele wie an Leib!"

„Gewiß, du Klotz! Deine Holzseelchen sind verbunden, zwar lose und einförmig, immerhin zu einer gewissen Einheit. Ein Ich bist du, wenn auch ein dumpfes. Klein Lieschen hat das auch eingesehen — du weißt doch, wie sie dich nannte, als sie über dich stolperte! Ja Kindermund, Kindermund tut uns lautre Weisheit kund!"

Zur Antwort ein mürrisches Gebrummel.

Auf einmal aber Stimmengewirr — es raunt und wispert hier und dort: „Bin auch ein Ich — eine einige Seele! Ich auch! Ich auch!" — Der Kies des Weges ist es — jedes Steinchen will es dem Klotze gleich tun.

Bin ich denn ein Kindskopf geworden — bei Lieschens Weisheit angelangt? Meinetwegen! Kinderblick frisch und klar. Übrigens ist es ja nicht bloß das Kind, welches Klotz und Stein, Wind und Welle beseelt. Der reife Geist tut eigentlich dasselbe, nur daß er beim Beseelen mehr absieht von den eigen-

tümlich menschlichen Zügen. Der reife Geist faßt das Gewirr der Welt zusammen — er sieht Dinge, lauter Dinge. Was aber ist ein Ding? Etwas, das einig ist in sich — ein inneres Band, das die Teile, die Eigenschaften zusammenhält — ein Band, gedacht nach dem, was unser eigenes Innengewimmel zusammenhält — ein Ich.

Recht hat der Klotz und der Kies! Reigen sind sie von gleichartigen Teilen; in allen Reigen aber muß auch Reigenseele walten, mag sie auch nur ein monotones Bewußtsein haben.

Nun ja, Klotz und Kies! Einheiten seid ihr von gleichartigen Teilen — da werden wohl auch Reigenseelen sein. Doch was ihren Inhalt ausmacht, ist nur ein stumpfes, verschwommenes, monotones Erleben. Tief unter meiner Entwicklungsstufe liegt es und lockt mich nicht. Aber die über mir liegenden Einheiten — ja die! Ich sehne mich nach diesen höheren Wesen.



Der Erdgeist

Was für eine Gestalt steht dort im Dunkel der alten Eiben? Ich bemerkte sie schon vorhin, glaubte aber, es sei bloß ein Wacholderbusch. Nun ahne ich wohl, es hat eine besondere Bewandtnis mit ihr. Schweigt sie auch und regt sich nicht, so geht doch ein geheimer Seelenzug von ihr aus. Vielleicht webt da ein Reigen, wie ich ihn suche, eine Person höherer Ordnung.

Langsam, nicht ohne Scheu, trete ich näher. Es scheint ein Mann zu sein im Gewande alter Griechen. Horch, er redet!

„Was du suchst, Merlin, sind die Ideen."

Der Kopf mit dem kurzen grauen Haar kommt mir bekannt vor. Diese breite energische Stirn sah ich schon — ich glaube, in Marmor gebildet. Hier sieht sie bei aller Festigkeit schier übersinnlich aus. Wie bleich und nervös! Die Augen flackern in schmachtender Glut.

„Wer bist du?" frage ich.

„Der Ideen-Seher bin ich. Alles Offenbaren ist Idee, obere Idee, die sich schauen läßt."

„So wäre auch mein treuer Offenbarer Juniperus, der Wacholderbaum, eine obere Idee?"

„Tausendmal tausend Wacholder und noch viel tausendmal mehr sind in Wald und Heide. Bei aller Menge bilden sie Eins, weil ja darin ein und dasselbe Wesen webt. Du nennst es Reigenseele. Gut! Ich sage Idee, Wacholder-Idee. Der solche Ideen

denkt und die sinnlichen Gestalten aus ihnen schöpft, das ist der große Pan. Er denkt aber eine Idee stets aus einer höheren heraus. So auch den Juniperus. Juniperus ist eingeordnet in die höhere Idee, die alle irdischen Gestalten, auch dich, Merlin, umfaßt. Dem Erdgeiste entspringt diese Idee. Der wieder ist unseres Sternenreigens Glied. Und so geht es weiter — zum Allumfasser. Was Juniperus in dir weckte, war ein Emporschauen durch ihn hindurch zum Höheren. Andacht war's. Andächtig sei, Merlin, und du hast Offenbarung."

„Sage mir, Weiser! Wenn sich alle Wacholder zusammenschließen zu einer bewußten Einheit, so bilde wohl auch ich mit meinen Volksgenossen solch ein höheres Wesen?"

„Ihr bildet zusammen eures Volkes Genius. Die verschiedenen Volksgeister aber werden aus einer noch höheren Idee herausgedacht."

„Du meinst die Menschheit? So ist auch sie eine Reigenseele, ein bewußtes Ich?"

„Wie könnten wir sonst miteinander reden? Was Merlin und Platon verbindet, das ist der Menschheit Genius. Zu ihm reichen alle Menschengeschwister einander die Hand als Reigentänzer. Wir fühlen und sinnen und schaffen in ihm — Einzelgedanken im umfassenden Geiste."

„O laß mich schauen dies höhere Ich, darin ich webe wie im Mutterleibe! Meines Volkes liebe Seele möcht ich schauen, die ich bisher für ein bloßes Sinnbild ohne bewußte Einheit hielt."

Der weise Grieche war verschwunden. Aus dem Eibendickicht aber kam eine neue Gestalt langsam gewandelt. Manchmal blieb sie stehen, die Stirn gesenkt.

Das also Germania, meines Volkes Seele!

Doch nicht die schwertgegürtete Jungfrau war's. Ein bärtiger Mann, eher Grübler als Krieger — ein durchgeistigtes, tiefernstes Gesicht, dabei schlicht und freundlich, voll Seelenharmonie. Eine Rührung überkam mich. Das war ja jenes Antlitz, von dem ich mich heimlich angeschaut fühlte, wenn ich in Meister Eckeharts Predigten mich vertiefte, in die Gesichte Jakob Böhmes oder in Beethovens Ahnungen der Weltensymphonie. Auch Albrecht Dürer sah es ähnlich. Nun wieder Faust, wie Goethe ihn sah.

Inbrünstig breitete die Gestalt die Arme und sprach geschlossenen Auges:

„Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern ..."

„Faust!" rief ich entzückt. „Ja, du bist die deutsche Volksseele, ihr höchster und tiefster Drang! Und auch in mir hast du gewoben. Von dir erfüllt zu werden, war meine Sehnsucht. Habe ich dich endlich? Du sollst mein Meister sein. Lehre mich deine Magie! Laß mich schauen, was du schautest — den Erdgeist laß mich schauen!"

Seine gebreiteten Arme sanken schlaff hernieder, finster zog er die Brauen zusammen und wandte mir

langsam ein stolzes Gesicht zu. „Wer stört mich? Was willst du von mir? Schauen möchtest du? So schaue doch!

Die Geisterwelt ist nicht verschlossen,
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot.
Auf! Bade, Schüler, unverdrossen
Die irdische Brust im Morgenrot!"

Als ich verdutzt ihn anstarrte, schüttelte Faust verächtlich den Kopf und winkte dann zum Eibendickicht: „Bitte, Herr Collega! Beschäftigen Sie sich mit diesem Scholaren!"

Faust ging. Aus dem Dunkel aber kam ein kleiner Herr mit altfränkischem Zylinderhut und Vatermördern. Aus dem zarten Gelehrtengesicht blickten freundliche Augen hinter einer dicken Brille hervor. Unter verbindlichen Bücklingen rieb sich der Gelehrte die Hände: „Womit kann ich dienen, mein Gutester? Ich bin nämlich der Professor Fechner aus Leipzig — Gustav Theodor Fechner."

„Ei, freut mich außerordentlich! Hatte längst das Bedürfnis, Ihnen zu danken, Herr Professor. Ihr geheimer Einfluß ist meinem treuen Juniperus beim Heilswerke wohl oft zu Hilfe gekommen. Helfen Sie mir auch jetzt! Doktor Faust hat mich an Sie verwiesen, als ich ihn bat, mir den Erdgeist zu zitieren."

Mit lächelndem Staunen sah mir Fechner ins Gesicht. „Zitieren? Ei Herrjeses! Sie glauben doch nicht etwa, ich könne mit Hokuspokus den Erdgeist wie eine Puppe antanzen lassen? Nehmen Sie sich

einfach einen guten Globus zur Hand, studieren Sie den Kugelleib und seine kosmischen Beziehungen, Physiologie und Psychologie der Erde! So zitiert man den Erdgeist."

„Sie meinen die Erde, Herr Professor. Ich aber möchte den Erdgeist sehen, jenes Wesen, das Faust beschwur."

Verlegen, als wisse er nicht recht, mir die Sache begreiflich zu machen, wiegte Fechner den Kopf. „Hm ja, Verehrtester! Überlegen Sie sich doch mal, auf welche allgemeine Form jedweder Geist angewiesen ist, wenn er sich uns darstellen will. Auf unser Auge, unser Ohr, unsere Tastorgane muß er wirken. Nur leiblich also kann er uns erscheinen, in einer Weise, die unseren Sinnen angemessen ist."

„Nun ja — selbstverständlich! Sinnlich, gar nicht anders, möchte ich ja auch den Erdgeist sehen."

Erstaunt erwiderte Fechner: „Und haben Sie ihn denn noch nicht gesehen? Bedenken Sie doch, tagtäglich erscheint er Ihnen genau so, wie er Ihrem Empfinden zugänglich ist. Und dann hat ja die Erdkunde noch Abbildungen und Beschreibungen von seiner Leiblichkeit gemacht, die Ihnen nicht fremd sein können. Globus und so weiter — wie ich schon sagte. Verlangen Sie neben dieser einzig möglichen Erscheinungsart des Erdgeistes noch eine andere?"

„Wenn die Erde neben ihrer Leiblichkeit noch sonst etwas, ein geistiges Wesen, eine Persönlichkeit sein soll, so muß mir das doch irgendwie nachgewiesen werden."

„Ah so!" sagte Fechner. „Jetzt verstehe ich, was

Sie meinen. Sie möchten in das Seelenleben der Erde eingeführt werden, sich hineinversetzen in den Erdgeist. Nicht allzuschwer sollte das sein für einen, der bereits die Pflanzenseele anerkennen lernte. Wenn Blumen Seelen bedeuten, warum nicht auch die Lichtblumen auf der Himmelsaue? Haben Sie denn nicht überhaupt schon begriffen, daß jeder lebendige Organismus für sich dasselbe sein muß, was unser eigener Organismus für sich, innerlich, in unmittelbarer Empfindung ist — nämlich eine seelische Einheit, ein geschlossenes Selbsterlebnis, ein Ich?"

Nach einigem Schweigen setzte Fechner leise und geheimnisvoll hinzu: „Glauben Sie an Engel?"

„Wie meinen Sie das? Die kirchlichen Maler haben schöne Menschen mit Flügeln an den Schultern gemalt . . ."

„So natürlich nicht!" entgegnete der Professor. „Der Mensch soll sich nicht einbilden, seine Gestalt sei für alle möglichen Zwecke im All passend. Mit demselben Recht könnte der Esel, der doch wohl für die Eselsgestalt schwärmt, die Engel als idealisierte, geflügelte Esel auffassen."

„Aber gibt es denn überhaupt Engel?"

„Ei, Verehrtester, glauben Sie etwa, die Natur schaffe sprunghaft, unvermittelt? Zwischenstufen, Mittelwesen muß es geben zwischen uns und dem Höchsten — Wesen, die an Geist und Macht viel großartiger ausgestattet sind als der Mensch. Sehen Sie, das sind die Engel. Übrigens kann ich Ihnen welche leibhaftig zeigen."

„Leibhaftig? Der Tausend! Da bin ich gespannt. Wie sehen die Engel denn aus?“

„Rund, kugelig! Das ist eine höchst ebenmäßige Form. Sie wissen ja, rund ist der platonische Gott. Ihm sind die Engel natürlich ähnlich. Sie sind wie Augäpfel! Drum auch ist Licht ihr Element. Da drehen sie sich und kreisen in entzückendem Ebenmaß umeinander. Sphärenmusik ihr Reigen. Ahnungsvoll blicken die Menschen von der dunkeln Erde zu den verklärten Tänzern empor, wissen meistens aber nicht, daß das Engel sind, und daß wir Menschen einem solchen Engel als Organ angehören, daß unsere Andacht und Sehnsucht etwas von dem großartigen Fühlen bedeutet, das unser Engel, der Erdgeist, seinen Sterngeschwistern entgegenbringt.“ Von einer kindlichen Schwärmerei strahlte das sanfte Gelehrtengesicht, die Stimme bebte vor Ergriffenheit.

Nach einer Pause fragte ich schüchtern: „Wir sind Organe des Erdgeistes?“

„Bloße Organe! Das heißt, wir sind natürlich auch für uns selber da. Wir verhalten uns zur Erde ungefähr wie eins unserer Glieder — etwa das Gehirn — zum Gesamtkörper. Sie wissen ja, jedes Glied hat seine eigene Reigenseele. So haben auch wir Sonderseelen. Dabei aber umfaßt uns ein übergreifendes Bewußtsein. Daß ich um mich weiß, und daß ich eigentlich nur meine eigenen Bewußtseinsvorgänge empfinde, und daß in derselben Weise Sie nur von sich wissen, kann nicht hindern, daß ein höherer Geist um uns beide zugleich weiß. Zumal

wenn dieser höhere Geist die große Flut ist, der wir als Wellen angehören. Dieselbe Erde, die uns und alle Geschöpfe an sich gefesselt hält, hat uns ja alle aus sich geboren, nimmt alle wieder in sich zurück, nährt und kleidet alle und vermittelt den Verkehr zwischen allen. Sehen Sie, eben deshalb, weil unser Engel die Menschen zu Organen hat, ist er auch nicht nach ihrem Ebenbilde gestaltet. Indem er uns als Teile in sich hegt, hat er ja alles, was wir haben, und braucht es nicht noch einmal als besonderen Teil zu besitzen. Solche überflüssigen Wiederholungen vermeidet die Natur. Wenn schon Menschenhirn — von anderen Geistesorganen ganz abgesehen — in vielen Millionen von Exemplaren auf der Erde arbeitet, wozu sollte sie dann noch außerdem ein Gehirn haben? Wozu noch einen besonderen Speiseschlund, wenn mit zahllosen feinen Munden die Pflanzenblätter ihre Sonnenspeise saugen und zu fester Form verarbeitet weitergeben an die kauenden Erdgeschöpfe? Die Erde ist ebensowenig nach dem Muster eines ihrer Geschöpfe gestaltet, wie der Mensch nach dem Muster eines seiner Glieder. Übrigens lassen sich bei allem Unterschiede zwischen Erdgestalt und Menschengestalt doch auch gewisse Ähnlichkeiten herausfinden. Die Erde hat Stoffwechsel. Mütterchen Sonne, die sie gebar, füttert ihr Kind mit Licht. Infolgedessen finden allerlei wichtige Verschiebungen und Verbindungen der Stoffe statt. Mit Pflanzen deckt sich die Erde. Von den Pflanzen leben direkt oder indirekt die Tiere. Pflanzen und Tiere tauschen Sauerstoff und Kohlen-

säure. Die von der Sonne gefütterten Pflanzen werden massenhaft aufgespeichert als Holz und Kohle und von dem intelligentesten Organ der Erde in Wärme und Bewegung umgesetzt. Kurz, Menschenhand und Maschine, Tier und Pflanze, wie auch Wasser und Wind, die sämtlich von der Sonne erweckt und getrieben werden, modeln all die Jahrtausende am Erdkörper herum und sorgen für flotten Stoffwechsel. An den Kreislauf des Blutes erinnern die kreisenden Gewässer, an den Pulsschlag des Herzens Ebbe und Flut, an unser Wachen und Schlafen Tag und Nacht, Sommer und Winter. Rings um ihre Nahrungsquelle schweift die Erde — nicht in unbesonnener Regellosigkeit wie ein stumpfsinniges Weidetier, sondern in einem Abstande, der Licht und Wärme, Schatten und Kühle den Erdgeschöpfen angemessen zukommen läßt. Sind das alles nicht Eigentümlichkeiten, die deutlich einen Organismus kennzeichnen, dessen Glieder und Verrichtungen der Erhaltung und Fortentwicklung eines einheitlichen Lebens dienen?"

„Und alle Gestirne sind solche Organismen?"

„Lauter Engel! Zu Harmonien schließen sie sich zusammen, zu Reigen . . ."

„Mit Reigenseelen, Herr Professor?"

„Freilich! Unser Sonnensystem ist solch ein Reigen, dem auch seelisch eine besondere Einheit entspricht. Und so geht es immer höher, immer großartiger hinauf."

„Nun verstehe ich erst recht, was Juniperus sagte:

Stern ist Staub, und Staub ist Welt,
Stäubchentanz das Sterngezelt.

Wie aber soll ich mir den geistigen Verkehr der Tänzer vorstellen?

„Ist Ihre Phantasie so schwach, Herr Doktor? Zittert denn nicht Licht von Stern zu Stern? Ermöglicht es nicht gegenseitige Verständigung? Durch Fernguсker staunen wir in den unendlichen Himmelssaal, analysieren den Brillantschmuck der Tänzer, berechnen ihre harmonischen Bewegungen. Die sogenannten Kanäle des Mars suchen wir zu enträtseln und wittern droben menschenartige Intelligenz. Das alles tut eigentlich der Erdgeist durch uns, seine Organe. Er läßt die Sterne zu sich reden. Es naht auch die Zeit, wo der Astronom die Zeichensprache ferner Sternbewohner versteht und mit riesenhaften Hieroglyphen aus elektrischem Licht, mit Wasser, Saatfeldern oder Blumenbeeten Antwort gibt. Engelchen Erde hat dann lallen gelernt und wird belehrt von klügeren Geschwistern, wird in die Sternenschule genommen."

„Ihre Phantasie, Herr Professor, ist bestechend."

„Phantasie?" Fechner lächelte bitter. „Sie meinen das offenbar geringschätzig — wie man die wundervolle Gabe, analogisch zu schließen und neue Zusammenhänge zu entdecken, leider in Gelehrtenkreisen zu behandeln pflegt. Phantasie ist fruchtbare Forschung, eine Art Experiment, ein Gedankenexperiment. Jede Weltanschauung ist Phantasie, ist eine philosophische Dichtung. Drum war ja auch so mancher Philosoph ein Dichter, so mancher Dichter ein Philosoph. Was hat denn Kepler zu einem der größten Entdecker gemacht? Seine Phantasie! Sie gab ihm ein, jene

Gesetze zu vermuten, die hinterher durch Rechnen bestätigt wurden. Übrigens bezeugt derselbe Kepler meine Lehre vom geistigen Leben der Weltkörper, indem er die Erde für eine Art Tier hält."

„Tier? Das klingt etwas roh," warf ich ein.

„Nun, es gibt ja auch höchst intelligente Tiere. Was sind wir anderes? Passender für die Erde erscheint mir freilich der Ausdruck Engel. Weit über menschliche Intelligenz ragt ja der Erdgeist."

„Hat er denn außer der menschlichen Intelligenz noch welche?"

„Seltsame Frage, Verehrtester! Erwägen Sie doch, die ganze Erde, nicht etwa bloß die Menschheit, ist ein Geistorgan — durch und durch beseelt. Als Nerven und Ideenverknüpfungen dieses Riesenhirns dienen nicht bloß die Kulturmittel — Landstraßen, Schiffswege, Eisenbahnen und Drähte —, sondern sämtliche Fäden der Wirksamkeit, welche die Natur überhaupt auf Erden geknüpft hat — so besonders auch die Wellenzüge, die sich in Licht und Luft dahinbewegen, Mittler für Auge und Ohr. Welch ein unübersehbar reiches Geistesweben hin und her, wenn man noch bedenkt, daß neben Mensch und neben Tier auch Pflanze, Stein und Staub, Wald und Landschaft, Wolke, Wind und Wasser beseelt sind . . ."

„Also glauben auch Sie an Undinen, Herr Professor? Mein Wasserfräulein lebt?"

„Eine Wasserseele gibt es. Aber der Menschen Augen sind ziemlich verschieden. Die einen sehen ein unheimliches Wesen, eine Göttin mit garstigem Fisch-

schwanz. Ihnen wieder, Herr Doktor, erscheint die Wasserseele wesentlich lieblich. Ich betrachte sie mehr als Organismus im Sinne der Naturwissenschaft — etwa als eine Pflanze, als einen riesenhaften Baum ... Da! Haben Sie gesehen? Eben ragte der Wasserbaum!"

Ein Blitz hatte die Nacht erhellt. Ich wußte aber nicht, was er dem Professor gezeigt hatte.

„Sie sprachen von einem Wasserbaum?"

„Ei gewiß! Der Kreislauf des Wassers formt sich wie ein Baum. Sie können ihn gleich sehen, wenn es wieder blitzt. Passen Sie auf! Das ist ja auch ein Stück Erdgeist . . ."

In der Tat! Vom violetten Licht für einen Moment bestrahlt, ragte von der Erde in den Himmel eine Art Kiefer aus lauter Wasser. Ihre breite, vielverzweigte Wurzel war das Meer mit dem einmündenden Geäder von Strömen, Flüssen und Bächlein. Ein Stamm von Dunst hob sich empor und breitete sich droben zu sturmgepeitschten Wipfeln.

„Passen Sie auf, Herr Doktor! Jetzt streut der Wasserbaum seinen Samen, um von neuem daraus zu erwachsen — ein Vogel Phönix, der in Selbstverzehrung sich verjüngt."

Der Wasserbaum schüttelte sich, ein Schauer von Körnern ging hernieder — Tropfen. Kühl tupften sie auf meine Stirn. Ich erwachte aus meinem tiefen Sinnen und blickte verdutzt in die Runde.

Saß auf der Bank unter der Linde. Verschwunden Fechner, Faust, die Volksseele, Plato, Juniperus.

Ich machte mich fort — los platzte das Gewitter.



Liebesreigen

Anstandsbesuch bei Herrn von Knobelsdorf. Langweilig. Nach Wustrows Erzählungen hatte ich mir den Mann amüsanter gedacht. Ansprechend war nur die Musik — und Fräulein Amaliens schöner Körper. In den könnte ich mich verlieben; ernüchternd aber wirkt die schleppende, ungraziöse Stimme —, dazu ihr fades Geschwätz. Wäre Amalie schlau, sie machte es wie das Schwesterlein der sieben Raben im Märchen und gelobte, sieben Jahre stumm zu sein. Während sie am Klavier saß, studierte mein Auge die vollen, stolzen Formen. Übrigens spielt sie nicht übel, jedenfalls recht gewandt. Der Hauslehrer, ein bleicher Kandidat der Theologie, geigte dazu passabel. Auf mich machte Beethovens Sonate A-dur Eindruck — die „Kreutzersonate", gegen welche Tolstoj sein berühmtes Anathema geschleudert hat.

Bei Musikstücken, die mich zum Träumen zwingen, sehe ich gewöhnlich stimmungsvolle Farben und Gestalten. Diesmal kamen mir die Töne wie Staubelfen vor, die einen wundervoll verwickelten Reigen tanzten. Engelsköpfchen umschwirrten die Madonna — Amoretten, die einander an den Händchen hielten und wie trunken dahintollten, presto, presto — ich fühlte

den wilden Drang, mitzutollen. Die Madonna aber, die Reigenseele, war eine üppige Blondine, berückend wie Frau Venus — Amalie von Knobelsdorf. — „Die ist zu haben!“ klangen mir Oswalds Worte im Ohr.

Auf einmal hielt das bacchantische Tanzen inne — ein paar düster feierliche Akkorde — und da stand im Büßerkittel mit gekreuzten Armen Leo Tolstoj — finster die wuchtige Stirn, die traurigen Augen vorwurfsvoll auf mich gerichtet. „Kuppelei!“ murrte er. „All diese Kunst ist Kuppelei — sie verführt die Sinne!“

„Mag sie doch!“ erwiderte eine andere Stimme. Es war ein lächelnder Beter, angetan mit rotseidenem Talar. Ich dachte an König David, der vor der heiligen Lade tanzte. Ein Gemisch von Sinnenfreude und Andacht sprach aus dem heitern, durchgeistigten Gesicht. „Mag Frau Musika verführen! Auch in der Verführung ist ja Gott. Wer für holden Leib entbrennt, schwärmt für ein göttlich Ziel und geht auf des Höchsten Spur. Wer mit den Sinnen minnet, sehnt sich, Englein zu machen für's kommende Paradeis. Und manches Herz weiß keine andere Art, Gott zu umarmen. Blüh auf, erfrorner Christ! Der Mai ist vor der Tür! Sieh doch, sieh die beiden Stäubchenreigen! Wie brünstig sie einander umschwirren — wie sie nun einander halten und küssen — wie eins im andern sich fühlt und verliert! Das auch ist Gottesminne — Hingabe an ein Heiligtum — seliger Aufschwung — gütige Schöpferkraft — Abkehr von enger Notdurft — Freiheit!

Die Braut verdient sich mehr
Mit einem Kuß um Gott,
Als alle Mietlinge
Mit Arbeit bis in Tod."

Nun erkannte ich den Sprecher — es war Angelus Silesius.

Tolstoj aber erhob fast drohend die Stimme: „Wer Sinnenlust sucht und sät, der erntet Sünde. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen! Hast du nicht genug, sinnlicher Merlin, an dem einen Ehebruch, den du begangen hast vor zehn Jahren? Durchschaust du jetzt nicht klar, wohin das Wollustsuchen führt?"

Ich erschrak. Doch die Musik setzte wieder lieblich ein, und leichter wurde mein Herz — nur daß noch ein dumpfer Nachhall von Tolstojs Warnung grollte.

Wehmütige Wonne durchschauerte mich, wie ich nun den Reigen der schönen Amalie sich auflösen und zu einem neuen Gebilde werden sah, dessen Reigenseele ein blasses, dunkeläugiges Mädchen war. „Maria!" rief ich und streckte sehnsüchtig die Arme aus. „Maria — mein Weib! Du bist es — du allein!"

Sie lächelte liebevoll, doch traurig — erhob wie zur Abwehr den Arm — und war auf einmal die heilige Maria mit dem Kindlein. „Hier hast du, was du in mir suchtest", sprach sie; „nimm unseren Engel für's kommende Paradies!" Ich sah das Kind an — es hatte rotgoldiges Haar und kam mir vor wie das kleine Mädchen der Fischerhanne. Ich empfand eine

schwärmerische Zärtlichkeit für dies liebliche Kind und streckte verlangend die Arme aus: „Marleneken!"

Aber das Gewühl der Amoretten, die um Maria und Marleneken tanzten, schwoll so mächtig, daß ich nicht hindurchgelangen konnte. Entfernt wurde ich sogar, und immer undeutlicher sah ich die beiden. Schließlich hatte ich meine Not, gegen den stürmischen Reigen überhaupt standzuhalten. Wie eine See brandete er ringsum — und ich war ein Schiffbrüchiger, der an eine Klippe sich klammert. Welch ein Wallen und Wirbeln, Schäumen und Spritzen! Vor Schwindel schloß ich die Augen. Desto gewaltiger vernahm ich nun das tolle Donnern, Summen und Zischen.

Da klang aus meiner Tiefe eine starke, friedevolle Stimme: „Merlin! Laß dich nicht unterkriegen! Dieser Liebesreigen kann dir nichts anhaben — in deinem Innern geht er ja vor sich — ist dein Blut, das aufgeregt zum Hirne brandet und Geistesfunken sprüht. Ordnung bringe in die Fülle der Gesichte! Sei getrost und schaue!" Nun erkannte ich die Stimme — Juniperus, der Waldprophet, stand bei mir.

Ich sammelte mich und schlug die Augen auf. Noch immer wimmelte es ringsumher — doch ich empfand keine Bangigkeit mehr, und allmählich kam Bestimmtheit in das Gewirr. Zusammenhänge unterschied ich, die mir zuvor verborgen gewesen. Und sieh — was ich für wüstes Meer gehalten hatte, war auf einmal die Welt, die traute Welt mit all ihrer Schönheit und Ordnung.

Allerdings bemerkte ich darin noch etwas anderes als Zusammenhänge; auch Trennungen sah ich deutlich und verfolgte sie bis zu den einfachsten Sondergestalten. Beweglich wie Tropfen, wie Wasserstaub waren diese Elemente des Reigens. Und ich begriff, warum mir die Welt wie eine brandende See vorgekommen war. Jetzt gliederte sich der Reigen zu einer Fülle von Stufen und Gruppen. Große Tänzergruppen waren die Sterne — kleinere Gruppen die Menschen, Tiere und Pflanzen — noch kleinere die Lebensbläschen, aus denen jene Organismen zusammengesetzt sind, die sogenannten Zellen — noch winziger die Plastidule und Moleküle. Die einfachsten Elemente des Reigens aber waren die elfenartigen Staubseelchen.

Atome nennt sie die Wissenschaft, ihre unzerlegbare Individualität betonend. Nur macht sie gewöhnlich den Fehler, zu gering von ihnen zu denken. Das materialistische Atom ist öde, geist- und gemütlos. Und doch soll es das Element alles Lebens, Geistes und Gemütes sein! Wie reimt sich das zusammen? Die Wissenschaft zuckt die Achseln: „Ignorabimus!" — Nein, sage ich; der unlösbare Widerspruch kommt bloß daher, daß ihr an stumpfsinnige Atome glaubt. Seelischen, geistigen Charakter haben die Atome — sie fühlen, lieben und hassen. Daher ihre Verbindungen und Trennungen — daher dieser großartige Reigentanz, Welt genannt.

Immer mehr vertieft sich mein Blick in den Reigen. Ich verfolge streckenweise einzelne Reigengruppen und das Benehmen der Tänzer. Und immer größer,

immer freudiger wird mein Staunen. Ich atme frei und richte stolz mich auf — bin kein Schiffbrüchiger mehr, sondern ein Fürst, der vom Thron auf sein Festgewimmel schaut — bin ein herrschender Geist, ein Allseher. Offenbarung folgt auf Offenbarung — sprunghaft und knapp — doch schon finden wird sich das Ausgestalten!

So war mir zumute, als ich den Liebesreigen betrachtete. Was ich in diesem Zustande erlebte, wird auf den folgenden Blättern mitgeteilt. Ich habe es freilich in anderer Form erlebt — nicht Worte, nicht Begriffe gingen mir durch den Sinn, sondern Gebilde, die einer fremden Geistesregion anzugehören schienen. Gleichwohl kamen sie mir ganz selbstverständlich vor. Soll ich ihre Art annähernd beschreiben, so möchte ich sie stimmungsvolle Anschauungen von Ideenkeimen nennen — nur daß dabei fertig geschaut wurde, was aus dem Keime sich entwickelt. Wer in der Eichel die ausgewachsene Eiche nebst all ihrem Einfluß auf die Welt, ihrer ganzen Zukunft, sehen könnte, der hätte eine ähnliche Vision. Mit Wehmut erfüllt es mich, daß ich hier nur Bruchstücke des Geschauten wiedergeben kann. Ich merke, unser gewöhnliches Erkennen ist ein Tappen in dämmervoller Talschlucht, während nebenher freie Höhen im Sonnenscheine baden.



Mein Blick haftet an jenen zwei Kügelchen, die Angelus Silesius erwähnte. Sie bestehen aus einer

schlüpfrigen Masse — eins ist rot, das andere blau. Sie schwirren umeinander, ziehen sich gegenseitig immer mehr an, dringen auf einmal ineinander und verschmelzen zu einer Kugel, die entsprechend größer und violett gefärbt ist; sie vereinigt also die Eigenheiten der ursprünglichen Kugeln.

Nur scheint es, sie soll keinen Bestand haben. Ist wohl zu schwerfällig. Sie teilt sich in zwei Hälften, die sich abrunden und nun munter weiterschwirren. Mit anderen Kügelchen, die sie erlesen, wiederholen sie das Liebesspiel der Eltern — mit grünen, gelben, weißen, grauen — und stets mischen sich in den Kindern die elterlichen Farben.

Verbindung und Trennung — so geht es mir durch den Sinn — Vereinen und Entzweien, Liebe und Fortpflanzung, sieh, da hast du die beiden Grundformen, in denen alles Leben sich vollzieht. Wer die Liebe erkennt, gewinnt eine ganze Weltanschauung. Die Verschmelzung jener Kügelchen, zweier Zellen, zu einem einzigen Gebilde — die dann erfolgende Teilung des neuen Gebildes, der schwangeren Zelle, in zwei Zellen, die Kinder der Liebe — da haben wir das Urbild aller Weltentwicklung, gleichviel ob es um sogenannte organische Wesen sich handelt oder um Unorganisches, um Materie oder um Geist. Auch das Unorganische ist ja Leben und liebefähig, auch die Materie ist Geist und Gemüt.



In unserer Sprache webt philosophischer Geist. Der Ausdruck Zeugen bedeutet: sein Zeug, sein Eigenwesen mitteilen. Die Eltern teilen ihr Zeug den Kindern mit. Drum haben jene violetten Kügelchen sowohl vom blauen, wie vom roten Kügelchen etwas angenommen. Die mitgeteilten Eltern leben in den Kindern fort — das elterliche Eigenwesen dehnt sich auf das Kind aus, oder, so kann man auch sagen, schließt den Sprößling wie ein neues Glied sich an.

Indem das blaue Kügelchen mit dem roten verschmilzt und zu violetten Kindern, ferner zu Enkeln und Urenkeln wird, die alle einen Teil des blauen Zeuges abbekommen, scheint sich dies urväterliche Zeug allmählich in alle Weiten zu zersplittern und zu verlieren. Doch es trügt der Schein. Auf dem Bilde der Differenzierung beruht er, und das ist einseitig; ergänzt muß es werden durch das Bild der Identität.

Das Bild der Identität sind Kreise, die einander so schneiden, daß ein gewisses Gebiet ihnen gemeinsam ist. Diese Gemeinschaft ist ihr identischer Kern. Die verschiedenen Kreise aber brauchen nicht als Abtrennungen vom identischen Kerne betrachtet zu werden, können vielmehr ebensowohl Angliederungen bedeuten; haben sie doch alle Anteil am identischen Kerne, mit dem sie sogar innig verwachsen sind.

Unter dem neuen Gesichtspunkte stellt sich die scheinbare Zersplitterung, die das blaue Kügelchen in seinen Kindern erleidet, als etwas ganz anderes heraus. Das blaue Kügelchen bildet ein unverwüstliches Zentrum, dem die erzeugten Kügelchen als Glieder eingefügt

sind. Es ist eine Art Monas, endlos beschäftigt, an ihrem Eigenwesen andere Monaden Anteil nehmen zu lassen. Weit entfernt, durch solche Hingabe an die Kinder sich zu erschöpfen, erweitert vielmehr die zentrale Monas ihre Macht, indem sie ins Weite greift mit den neuen Gliedern.

Stellt nicht mein Menschenleib solch eine Angliederung an den identischen Kern dar? In der Tat wird er gebildet durch ein Volk von Zellen, die alle von einer befruchteten, schwangeren Zelle abstammen und zur Gestalt zusammengegliedert sind. Meine Monas, mein aus Vater und Mutter kommendes Urselbst hat sich vermählt mit zugeströmter Nahrung und nach und nach dies Volk von Zellen, diesen gegliederten Leib aus sich heraus gezeugt. Wie die Nachkommenschaft des blauen Kügelchens noch im jüngsten Sprößling durchdrungen ist von des Stammvaters Farbe, so bedeutet mein Leib Baustoff, dem des Baumeisters Eigenwesen beigebracht worden ist — Nahrung, die gelernt hat, was ich bin — individualisierte Materie.

Die materialistische Weltanschauung bedenkt das nicht — wie sie denn allgemein übersieht, daß es außer Stoff und Kraft doch noch Individualität, mindestens individuelle Prägung der Materie, Form, gibt. Wenn ein Mensch verwest, so läßt der materialistische Substanzbegriff lediglich die Frage zu, was nun aus den chemischen Stoffen und physikalischen Kräften des Leibes wird. Das Schicksal der Form oder gar des in der Form sich ausprägenden Eigenwesens zu ver-

folgen, fällt dem Materialisten nicht ein. Was ist ihm Individualität! Eine flüchtige Zusammenwürfelung ohne wesenhafte Bedeutung. Die materialistische Materie ist formlos, individualitätslos.



In der Verschmelzung des blauen und des roten Kügelchens haben wir das Schema nicht allein für die Befruchtung einer Zelle durch die andere, sondern auch für die Ernährung der Zelle. Alle Organismen bestehen, wofern sie nicht einzellig sind, aus einem Volke von Zellen, das nicht bloß der Befruchtung, sondern auch der Ernährung zu danken ist. Nur der erste Ansatz zum Volke wurde durch Befruchtung gebildet. Die stammväterliche und die stammütterliche Zelle ehelichten einander, verschmolzen zu einer einzigen schwangeren Zelle; und diese zerlegte sich in zwei neue Zellen, die Kinder der Ehe.

Diese Kinder und auch die Kindeskinder bis zu einer gewissen Stufe haben nun merkwürdigerweise in der Liebe einen anderen Geschmack als Stammvater und Stammutter. Nicht eine andere Zelle suchen sie sich zur Ehe, sondern . . . Ja, was denn sonst? Heiraten sie etwa überhaupt nicht? Wie kriegen sie denn ihre Kinder?

Mir scheint, allerdings heiraten sie. Sieht man doch deutlich, wie sie andere Kügelchen, wenn auch keine Zellen, aufsuchen und liebend in sich hinein-

pressen, wie sie davon schwanger werden und Kinder aus sich hervorbringen. Freilich führt die Ehehälfte dieser Zellen einen wenig erotischen Namen — Nahrung heißt sie. Man hört zuweilen, daß ein Liebhaber des Essens seine kunstfertige Köchin heiratet. Aber diese kuriosen Zellen gehen noch weiter; sie heiraten ihr Essen und Trinken selber.

Freund Bölsche nennt die Liebe eine Form des Fressens; und in der Tat sieht die Befruchtung einer Zelle durch die andere wie Fressen aus. Bölsches Satz läßt sich aber auch umkehren und tut dann neue Perspektiven auf. Das Fressen ist eine Form, ein Spezialfall der Liebe, die Ernährung eine Begattung, wie Figura zeigt. Betrachten wir, wie aus einer befruchteten Zelle der Aufbau eines Gliederwesens, etwa einer Pflanze, sich vollzieht. Der Pflanzenkeim begattet sich mit Teilchen, die er liebend herbeizieht aus Erde, Wasser, Luft und Licht. So bringt er neue Zellen hervor, die nach dem Bauplane sich anlagern. Auch sie begatten sich mit Speise und vermehren sich. Diese Form der Liebe waltet durchgängig im Zellenvolke, bis die Pflanze geschlechtsreif geworden ist. In diesem Stadium treten an gewissen Stellen der Pflanze Zellen auf, die den Liebesgeschmack des Stammvaters und der Stammutter wiederholen, nämlich mit Ihresgleichen, nicht mit Speise, sondern mit anderen Zellen sich verschmelzen. Es sind die produzierten Samenzellen der Pflanze. Sie begründen mit ihrer Ehe abermals ein Volk von Speiseliebhabern — eine neue Pflanze derselben Art.

Die Zellen, welche ihre Verpflegung ehelichen, spielen dabei eine herrische Rolle, während ihre Ehehälfte mehr hingebend sich benimmt. Die Zellenspeise ist das Baumaterial, die speiseliebenden Zellen sind die Bauarbeiter. Sie organisieren das Material nach dem Plane, der ihnen eingeimpft wurde vom Baumeister, der schwangeren Stammzelle.

In der produzierten Samenzelle, der Krone des Baues, wiederholt sich der Bauplan; jedoch modifiziert. Die Vermählung der Zellen mit Speise, die stets eine gewisse Eigenart besitzt, beeinflußt eigenartig deren Bildungstrieb, der also ein klein wenig verschoben, differenziert wird. In der neuen Samenzelle erfährt der überlieferte Bauplan eine etwas veränderte Auflage — das elterliche Schicksal prägt sich darin aus. Überhaupt stellt die neue Samenzelle die Geschichte der gesamten Vorfahren in nuce dar, und zwar als organisatorische Kraft, als Macht der Vererbung.

Von der Erbschaft also, einerseits, wird das Schicksal der kommenden Pflanze bestimmt — wie denn überhaupt das Später nach dem Früher sich richtet. Andererseits aber richtet sich das Schicksal nach der Mitwelt, nach den besonderen Einflüssen, welche die Pflanze von seiten ihrer Mitwelt erlebt. Erst durch das Zusammenwirken dieser beiden Wirker, der Vorwelt und der Mitwelt, kommt ein neues Sonderschicksal zustande. Die Mitwelt wickelt aus der Vorwelt das neue Exemplar heraus — ist die Hebamme, die das Individuum aus dem Artwesen hervorholt,

wo es sonst latent bleiben würde. Jedes Exemplar bedeutet eine Differenzierung des Artwesens — man darf mit gewissem Rechte auch sagen: eine Besonderung der platonischen Idee. Das Individuum schlägt stets aus der Art.



Zeugen heißt sein Zeug mitteilen, also auch die Fähigkeiten, die im Zeuge liegen. Zeugen heißt also ohne Weiteres: vererben. Der Erbe bezeugt den Zeuger, von dem er das Zeug erhalten hat.

Da kommt mir in den Sinn, was ich dieser Tage mit Oswald beobachtete. Eine feiste Mutterente von Wenhakens Hof watschelte unter majestätischem Quaken mit ihren piependen Gelbschnäbelchen zum See. Von dürftigem Flaum bedeckt, konnte die Brut eben erst aus den Schalen geschlüpft sein. Und doch benahm sie sich wie ausgerüstet mit uralten Erfahrungen über die Wasserverhältnisse. Die Entlein vertrauten der Flut, als wäre sie eine liebe, treue Muhme. Ihre Pfötchen, auf dem Lande noch ziemlich ungeschickt, ruderten ganz erstaunlich sicher.

„Woher haben nun diese Tierchen ihre Schwimmkunst?“ fragte Oswald. „Erlernt? Ja, wenn ich nur wüßte, wann das Lernen hätte stattfinden können! Im Ei, aus dem die Brut geraden Weges kommt, lassen sich doch keine Schwimmübungen verrichten. Instinkt, Vererbung? Mit solchen nebelhaften Redens-

arten lasse ich mich nicht abfinden. He, Allseher! Weiß deine Philosophie keinen Rat?“

Ich hatte damals nichts erwidert. Jetzt aber weiß ich eine Antwort. Weiß, wo das Entlein schwimmen gelernt hat. In seiner Vorwelt! Im Artwesen! Da hat es ja gelebt. Zugegen war es bei allen Erlebnissen seiner Vorfahren. Ist es doch nichts absolut Neues, sondern ein Glied seiner Vorfahren. In ihnen hat es seine Kenntnisse gesammelt. Daher diese verblüffende Altklugheit des Gelbschnabels. In ihn ragt hinein der identische Kern aller Enten, das Artwesen, und weckt ihm Erinnerung an früher Gelerntes.

Die Zoologie sollte aufhören, den Blick so eng auf das Exemplar zu richten, vielmehr die Exemplare aneinander gliedern und den Art-Organismus mit derselben Sorgfalt wie den Einzel-Organismus untersuchen, besonders in psychologischer Hinsicht. Erst die Artseele, diese platonische Idee, verbreitet Licht über viele dunkle Stellen im Seelenleben des Exemplars. Freilich darf man die Idee nicht für starr halten. Plato muß ergänzt werden durch die Entwicklungslehre.



Die Liebe ist das drängende Kind, das den Eltern sich angliedern möchte. Mit Recht stellten sich die Alten den Amor als ein Kind vor, das zwischen Mann und Weib hin und her flattert und geheime Fäden knüpft. Das Kind, wie es sowohl im künftigen Vater wie in der künftigen Mutter lebt, entzündet in

ihnen die Flamme, treibt sie zueinander und kopuliert sie.

Nicht gelten lasse ich den Einwand, das Kind könne doch nicht aus zwei weit getrennten Stücken, aus dem Ei des Weibes und dem Sperma des Mannes, bestehen. Warum denn nicht? Ei und Sperma gehören doch zusammen, selbst wenn sie noch nicht räumlich vereinigt sind. So bilden auch positive und negative Elektrizität eine Einheit, schon ehe sie zum Blitze zusammensprühten. Und die Zellen meines Körpers sind einig trotz eines gewissen Abstandes voneinander. Dabei soll nicht geleugnet werden, daß sie Fühlung, Verbindung haben. Aber das trifft ja auch für Ei und Sperma zu; mögen sie räumlich weit getrennt sein, so gibt es doch zwischen ihren Trägern, zwischen Mann und Weib, Medien, mittels deren sie sich fühlen und gegenseitig beeinflussen können; vor allem ist das Licht ein Kuppler, indem es einander die Leiber zeigt, in deren schwellenden, reifen Formen das keimende Kind zu drängen scheint.



Das Kind kopuliert seine Eltern. Ich meine aber nicht bloß das geschlechtliche, sondern auch das geistige Kind, überhaupt jegliches Werk — das ich ja als Frucht einer Vermählung betrachte. Fühlt Seele sich zur Seele hingezogen, so geht die Zugkraft von den Kindern aus, die aus der beiden Seelen Ehe erwachsen mögen. Was einen schaffensfreudigen Men-

schen zur Arbeit treibt, ist das Werk, das sich gestalten will. Erwacht in uns der Sinn für den Beruf, so beginnt unsere höhere Pubertät. Ein Rufen ist der Beruf; das keimende Kindlein ruft: „Zeit, Vater, daß du Mutter Arbeit heiratest! Geboren will ich werden!"



Das Kindlein Empfindung ist es, was Natur und Geist einander zu freien drängt.

„Sehnsüchtig zieht entgegen
Natur auf allen Wegen
Als schöne Braut im Schleier
Dem Geiste, ihrem Freier."

Künstlerisches Schauen und Naturerkenntnis sind Liebeswollust; wie ein befriedigtes Weib ihre Empfängnis segnet, so jubelt die zum Sehen geborene, zum Schauen bestellte Seele:

„Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön!"

Der so singt, ist ein Türmer, dessen Auge liebend auf der Ferne ruht. Ja, gerade im Angesicht der Ferne empfinden wir das Liebesglück des Schauens überaus zart und rein, während die Nähe derber wirkt. Platonisch wird die Ferne geliebt; das Kindlein befindet sich noch im ersten Keimstadium, sein Drängen gibt sich als bloßes Ahnen der Begattung zu spüren. Auf

demselben Zusammenhange beruht der Reiz des knospenden Frühlings — und wohl auch alle Poesie der Sehnsucht, der Dämmerwelt, der Ahnung.



Weil der Zeuger den Sprößling sich angliedert, drum heißt Zeugen: ins Weite greifen. Auf nichts Geringeres geht der Zeuger aus, als auf Welteroberung. Mit seiner Art will er das All durchdringen. Und das gilt für die einfachsten wie für die höchst verwickelten Individuen — für das Stäubchen wie für den Stern. Dem unermüdlichen Pilgersinn der Stäubchen, der sie immer zu neuen Verbindungen und Lösungen, durch alle möglichen Wesen hindurch treibt, steht Zeit ohne Ende zu Gebote. So durchtanzt denn die Staubelfe sämtliche Einzelformen des Allreigens, das Kleinste erfährt das Größte. Und so erweitert jedes Sonderwesen sich zum All, erlebt es auf seine Sonderart. Lockend winkt ihm aus der Ferne dieser höchste Beruf.

In der Ewigkeit ist vollendet die große Harmonie. Jedes Sonderwesen hat zum Ganzen sich erweitert, allen Genossen mitgeteilt sein Zeug, sie überzeugt. Nichts Unverstandenes entfremdet mehr — erloschen aller Haß, denn Dein ist Mein — getröstet alles Leiden, denn es gibt kein Meiden — Versöhnung, jeder ist des andern Sohn — seliges Schauen — allumfassende Liebe.



Zeugen und sich lieben lassen, mitteilen und verstehen — das ist Erlösertat. Besteht die Weltvollendung im gegenseitigen Verständnis, so sollte alle Kultur darauf hinarbeiten, daß wir einander verstehen lernen. Wohlan denn, Seelen, verbindet euch zu diesem höchsten Zwecke! Immer bessere Ausdrucksmittel ersinnet! Verfeinert eure Sprache, bis sie leicht wird und gefügig wie wehender Geist! Und mit demselben Eifer kommet entgegen allen anderen Wesen, wenn sie zu euch reden möchten. Nicht stumm und stammelnd lasset sie sich abquälen, ihr Inneres zu offenbaren! Lernet ihr A B C und haltet nicht gleich für sinnlos, was fremd sich schnörkelt. Jede Blume, jedes Kräutlein, auch Stein, Wolke und Welle — das alles sind Schriftzeichen, Gebärden und Laute, die danach schmachten, verstanden zu werden. Lasset sie euch deuten von euren feinsten Spürseelen, den Dichtern und Malern! Kunst ist ja kein holder Trug, kein Getändel, kein bloß egoistischer Genuß — Kunst ist Erkenntnis, heilige Philosophie, erlösende Religion.



Nur durch Zeugen, Überzeugen, Teilnahme, Verständnis erhöht sich die Menschheit. Buddha und Jesus haben das innig erkannt; daher ihre Friedfertigkeit, ihre Scheu vor aller herrischen Propaganda. Laotse schließt sein Weisheitswerk mit der tiefsinnigen Mahnung: „Nicht streiten!“

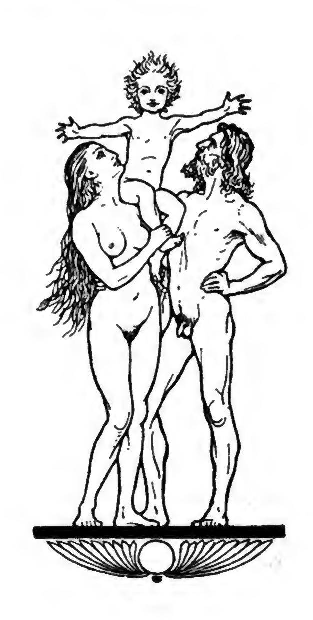
O freilich, Mißverstand und Unverstand wird durch

Streiten eher bestärkt als überwunden. Im Streite werden die Differenzen nur noch gereizt. Gerade auf ihre verschiedenen Gebiete ziehen sich die streitenden Parteien zurück und verschanzen sich eigensinnig. Hingegen kann nur auf dem gemeinsamen Gebiete Verständnis erwachsen. Hier also sollten einander finden die Andersgesinnten, um dann fortzuschreiten zu den beiderseitigen Besonderheiten, teilzunehmen, zu dulden, zu begreifen, zu achten, zu lieben.

„Wer aber anders glaubt, der sei verflucht!" — Unseliger Jünger, dies Wort war dein Abfall vom Meister, ein Sturz so schroff und tief, wie Satans Abfall von Gott! — Ob man aber, statt zu verfluchen und zu verfolgen, bloß verhöhnt, verspottet, verachtet — keinen wesentlichen Unterschied macht es aus. Das alles sind Register der Dissonanzen-Orgel. „Wer zu seinem Bruder sagt: du Narr — der ist des höllischen Feuers schuldig" — nämlich des Feuers der Entfremdung. „Mein Liebster, an dem meine Seele Wohlgefallen hat, wird nicht zanken, man wird sein Geschrei nicht hören auf dem Markte." „Selig die Sanftmütigen, sie werden das Erdreich besitzen!"

Wir lächeln über das Kind, das, ungeduldig über den säumigen Frühling, die Knospen mit den Fingern aufbricht. Sind wir denn aber klüger, wenn wir mit Streit bekehren wollen? Eine Knospe ist die Seele, entwickeln muß sie sich, Gewalt kann nur störend eingreifen. Hat es denn einen Sinn, das unmündige Kind zu strafen, weil es nicht gleich erwachsen ist? Anstatt zu schelten müssen wir aus aller Unreife

herauswickeln die Reife, aus der Torheit die Weisheit, aus dem Fremden das Eigene, wie aus dem Eigenen das Fremde. Anstatt im Andersdenkenden einen Feind zu sehen, der uns etwas nehmen und sein Joch auf uns legen will, sollten wir ihm froh entgegen kommen; Gaben will er uns ja bringen, neu und niemals wertlos. Und glauben wir, seiner Gabe entraten zu können, so gebührt ihm dennoch Dank und Gegengabe — Eingehen auf seinen Standpunkt und Mitteilung des Eigenwesens.



Landschaftsseele

Der aufgehende Vollmond lohte durch die Kiefern, als ich mit Oswald am Forsthause vorbeikam. Stumm und verträumt lag es auf der einsamen Waldwiese. Silbern glommen die Fensteraugen, die zum Monde starrten, wie von Märchenleben erfüllt. An graue Vorzeit mahnten die hölzernen Pferdeköpfe auf der Giebelspitze. Moos überwob das verwitterte Strohdach. Als feierlicher Wächter stand an der Gartenpforte ein Wacholderbaum. Hinter dem Hause schimmerten aus der Dämmerung blühende Kirschbäumchen — gleich Mädchen in weißen Schleiern. Ihr Duft hauchte zart in den schweren Harzgeruch der Kiefern. Düster starrte rings der Forst, und immer geheimnisvoller wob es in seinen Tiefen. Gestalten schienen dort zu lauern, vermummt, regungslos. Auf den Weg warf das Nadelgezweige wirre Schatten. Unterm Rasen wühlte es heimlich — ein Maulwurfshügel quoll empor. Wie Nebel das schmale Saatfeld hinterm Backofen, matt beglänzt vom grünlichblauen Himmel. Drüben aus der Kiefernschonung schlich etwas zum Felde, schattenhaft, humpelnd — ein Hase. Und immer voller kam das Mondlicht schräg über den Forst geflutet, zu netzen die knospenden Wipfel der alten Linde. An ihrem dicken, knorrigen Stamme kauerte der halb verfallene Ziehbrunnen — wie ein träumender Greis. Verstohlenes Murmeln drang aus seiner Höhlung, Tropfenklingen.

Lauschend, mit weiten Augen stand ich wie gebannt.

Wald, Wiese und Saatfeld, Häuschen, Linde und Brunnen ein heimlich trautes Zusammensingen, dunkel mahnend, wie eine Sage aus der Kindheit.

Mit stummer Frage sah ich Oswald an und deutete auf das Landschaftsbild.

Er nickte: „Recht stimmungsvoll!“

„Spürst du, Oswald? Hier weben Seelen!“

„Wie meinst du?“

„Sollte mich wundern, wenn nicht ein altes Dorfmütterchen von einer Fee zu erzählen wüßte, die bei der Linde haust.“

„Mag sein. Aber wie kann man nur sympathisieren mit solchem Aberglauben!“ Oswald schüttelte den Kopf.

„Aberglauben? Ich finde darin Sinn für die geheimen Seelen.“

„Was für Seelen meinst du eigentlich?“

„Die Geister, die an stimmungsvollen Orten ihr Wesen treiben, sind oft ein unbeholfener Ausdruck für die Landschaftsseelen.“

Oswald lachte trocken und deutete nach dem Garten: „Da trüben hast du ein paar Vertreter deines poetischen Volkes! Frag doch mal bei ihnen an, ob sie die Fee dieser Landschaft spüren.“

In der Gartenlaube brannte die Lampe, Forstleute spielten Karten. „Na ja — allerdings — diese modernen Waldpolizisten . . .“

Wir setzten unseren Weg fort — der finstre Wald verschlang uns — nur hier und dort das Mondlicht wie verstreutes Linnen. Eulenschrei aus den Wipfeln.

Vom Moor herüber wie fernes Glockenläuten das dumpfe Quaken und Schnurren der Kröten.

Ich nahm das Gespräch wieder auf: „Übrigens — warum sollen die Leute nicht Karten spielen? Wir können doch nicht verlangen, daß sie sofort mitmachen, wenn wir uns mal der Poesie ihrer Landschaft hingeben. Was den vorübergehenden Besucher überrascht, sie haben es alle Tage. Aber freilich — von der Romantik, mit der man den Försterberuf ausgeschmückt hat, ist wenig zu spüren in diesen ... diesen Beamtenseelen."

Oswald erwiderte: „Ich nehme ihnen ihre Art gar nicht übel — wollte nur andeuten, daß du eben ... subjektiv empfindest."

„Subjektiv? Wie meinst du das?"

„Nun, ich meine, du stehst mit deinem Empfinden ziemlich vereinzelt da. Den seelenvollen Eindruck, den du Landschaftsseele nennst, spüren manche Leute so gut wie gar nicht. Alle aber können sie das Materielle der Landschaft sehen, diese Kiefern und den Mondschein ...

„Alle? Auch die Blinden?"

„Die natürlich nicht! Was soll der Einwurf?"

„Ich will damit sagen, wie die einen blind für die Farbe sind, so die andern für den seelenvollen Eindruck."

„Augenblindheit ist doch was anderes — sie beruht auf einem organischen Defekt."

„Gemütsblindheit auch! Wer von der Landschaftsseele nichts spürt, hat eben ein mangelhaftes Mit-

gefühl. Du übrigens, Oswald, bist durchaus nicht so blind, wie du dich manchmal stellst."

„Danke für die halbwegs gute Meinung!" — Stumm ging Oswald eine Weile neben mir her — blieb dann auf einmal stehen und deutete auf die Kiefernstämme: „Wie hier der Mond seinen Schein auf die Gegenstände wirft, so strahlt das Gemüt seine Stimmung auf die Landschaft. Verschwindet der Gemütsmensch, so erlischt die Landschaftsseele; sie ist bloßer Schein."

„Nach demselben Rechte solltest du Farbe, Form und alle sinnlichen Qualitäten, also die ganze Materie, für bloßen Schein erklären, mit dem es aus ist, sobald kein Auge, kein Tastorgan, überhaupt kein Sinn ihn empfindet."

„Fällt mir nicht ein!"

„Nun, so verfährst du eben willkürlich, inkonsequent."

„Inwiefern denn? Wenn ich sage, die Blütenbäume am Forsthause sind so, wie sie meinen Sinnen sich darstellen —?"

„Dann sage doch auch, sie sind so, wie sie meinem Gemüte sich darstellen, nämlich Stimmung, Gefühl, Seele. Warum willst du die fünf Sinne dem Gemüte vorziehen? Als ob das Gemüt nicht auch ein Sinn, ein Werkzeug wäre, mit dem ich die Welt erlebe!"

Oswald machte eine Bewegung der Ungeduld: „Da schmuggelst du wieder die Subjektivität ein — willst krampfhaft sie zu Ehren bringen — drum dieser zweideutige Ausdruck Erlebnis! Kannst doch nicht leugnen,

die verschiedenen Menschen sind in ihrem sinnlichen Empfinden weit gleichmäßiger, als in ihrem Gemütsleben. Erlebt dein Gemüt die Blütenbäume am Forsthaus auf deine poetische Weise, — gut! Aber mein Gemüt erlebt sie eben anders. Welches von beiden Erlebnissen soll denn als das wahre gelten? Beide können sie doch nicht wahr sein!"

„Lieber Oswald, du warst vor dreißig Jahren ein Kind — jetzt bist du ein Mann. Wenn ich nun sagen wollte, Kind und Mann können doch nicht beide der wahre Oswald sein —?"

„Das ist was anderes! Kind und Mann sind Entwicklungsstufen ein und desselben Wesens."

„Gut! Das gilt aber von unseren beiderseitigen Erlebnissen auch — alle möglichen Weltanschauungen sind Entwicklungsstufen der Wahrheit."

„Da verwischest du ja den Unterschied zwischen Wahr und Falsch."

„Keineswegs! Ich meine nur, der Unterschied zwischen Wahr und Falsch ist einfach der Unterschied zwischen Reif und Unreif, Hoch und Tief, Umfassend und Beschränkt."

„Ah so! Und meine Auffassung hältst du natürlich für die beschränkte!"

„Wie du die meinige!" erwiderte ich lächelnd. „Oder nicht?"

Oswald schwieg. Nach einer Weile erhob er einen neuen Einwurf: „Du bist auf dem Wege der alten Sophisten. Es ist gefährlich, sich darauf zu versteifen, daß alles Erkennen ein Erleben im Subjekt

ist. Mir bedeutet Erkennen denn doch etwas Höheres. Ich suche nicht bloß, wie die Dinge mir vorkommen, zu erfassen, sondern wie sie wirklich sind!"

„Wie sie wirklich sind — nun ja! Das heißt aber nichts anderes, als: wie sie wirken! Wie die Landschaft wirkt, genau so ist sie. Wenn ich sie als Stimmung, Gefühl, Seele erlebe, so bedeutet für mich diese Landschaftsseele ebenso frische Wirklichkeit, wie die Farben und Formen, die ich mit Augen sehe und mit Händen greife. Dir mag die Forsthauswiese mit der Linde und dem Brunnen bloße Materie sein — gut! Wenn du mir jedoch einreden willst, ich habe nichts anderes darin zu sehen, so sträube ich mich. Ich sehe eben tatsächlich mehr darin; meine Anschauung ist umfassender, daher allerdings, so scheint mir, reifer. Und die Zumutung, auf sie zu verzichten zu Gunsten deines Materialismus, kommt mir wie eine Degradierung vor. Ich mag die Harmonien, die ich in solch einer Landschaft finde, nicht stören, nicht theoretisch entwerten. Und wenn ich selbst Feen und Undinen darin spüre — für mich und meinesgleichen sind das vollwertige Erlebnisse — nicht minder gültig, als das Materielle."

Eine vom Mondlicht versilberte Birkengruppe, die wie verklärt sich abhob vom düstern Kiefernforste, machte in der Tat einen feenhaften Eindruck. Doch Oswald fing wieder an:

„Wenn nun aber die poetischen Gemüter einmal aussterben —? Dann ist es aus mit Feen und Undinen!"

„Und wenn die Menschheit erblindet —? Wenn alle sehenden Wesen ihre Augen verlieren — oder sogar aussterben —? Wie steht es dann mit den Farben? Wie steht es mit der Materie?"

Oswald entgegnete: „Als ob die Blütenbäume am Forsthause darauf angewiesen wären, von anderen Wesen empfunden zu werden!"

„Das sage ich nicht! Ich sage nur, sie müssen überhaupt empfunden werden — wenn nicht von anderen Wesen, so doch von sich selber. Ein Dasein, das weder von anderen Wesen erlebt wird, noch sich selber erlebt, ist ein Unding. Siehst du, Oswald, darin besteht eben der gründliche Unterschied zwischen meiner Weltanschauung und der deinigen! Deine Welt wird nur da gespürt, wo empfindende Wesen leben — ausnahmsweise! Sonst ist sie öde, stumpf, tot. Meine Welt ist überall und ewig Leben — sich selbst empfindet sie — in allen Einzelheiten. Ihre Schönheit, ihre Poesie ist nicht bloß für ein paar poetische Gemüter vorhanden, sondern auch Selbsterlebnis."

„So lässest du also doch einen Unterschied gelten zwischen dem, was die Dinge für uns sind, und dem, was sie an und für sich sind?"

„Allerdings — aber das ist nicht der Unterschied zwischen Erscheinung und wahrem Wesen. Was die Dinge für uns sind, bedeutet mir ebenso vollgültige Wirklichkeit, als was sie für sich sind."

„Ist es denn nicht aber ein hohes Ziel des forschenden Geistes, zu erkennen, was die Dinge für sich sind?"

„Sich hineinzuleben in ihre Selbsterlebnisse? O freilich!"

„Nun gut!" meinte Oswald. „Versuchen wir also, uns in die Blütenbäume hineinzuleben. Ich frage, sind sie auch für sich Farbe, Gestalt, Duft?"

„Und wie beantwortest du selber deine Frage?" versetzte ich ausweichend. Da Oswald schwieg, fuhr ich fort: „Haben die Blütenbäume einen Sinn, ihre eigene Farbe zu empfinden?"

Nach längerem Bedenken meinte er zögernd, gleichsam tastend! „Augen nach dem Muster unserer Augen brauchen sie deswegen nicht zu haben. Jedenfalls aber ist ihr Farbigsein eine Aktivität — die aus ihrem innersten Wesen kommt, also auch eine Rolle spielen muß in ihrem Leben für sich."

„Bravo, Oswald! Du kommst mir entgegen. Ich sage: Irgend ein Selbsterlebnis muß ihre Farbe für die Blütenbäume wohl sein; denn wenn sie das Licht in verschiedener Weise zurückwerfen, so müssen sie auch Veranlassung empfinden zu dieser verschiedenen Reaktion, müssen Unterschiede dabei erleben. Gehen wir nun von den Bäumen über zu einem ihrer Glieder — betrachten wir eine Blüte, solch eine liebliche Kirschenblüte. Ist ihr Ebenmaß und all ihre Schönheit etwa bloß für den äußeren Beschauer da? Sollte die Blüte ihre Schönheit nicht auch selber irgendwie empfinden? Wenn die Farbe Selbsterlebnis ist, kann es auch die Schönheit sein. Also auch die Schönheit einer Landschaft!"

„Halt!" sagte Oswald. „Das letzte kann ich noch

nicht zugeben. Mag die Blüte ihre Harmonie empfinden, meinetwegen! Sie ist wenigstens eine organische Einheit. Die Landschaft aber . . ."

„Ist die Landschaft etwa keine?"

„Sie ist doch eigentlich zusammengewürfelt aus Bäumen, Kräutern, Erde, Wasser. Selten wurde sie nach einem Schönheitsplane gestaltet. Der Zufall, der mit ihr schaltet, ist kein Organisator."

„Hör' auf, Oswald! Barbar würde ich sagen — doch glücklicherweise glaubst du wohl selber nicht recht, was du da behauptest."

Oswald lenkte ein: „Na — es gibt jedenfalls auch zusammengewürfelte Landschaften."

„Das sind eben keine Landschaften! Ich verstehe unter Landschaft eine Harmonie. Die Forsthauswiese siehst du, das ist eine Landschaft. Drum auch hat sie uns so bezaubert — mich wenigstens!"

„Und worin findest du ihre Einheit?"

„Nun, eben darin, daß sie keineswegs den Eindruck des Zusammengewürfelten macht. Da ist vielmehr alles organisch — paßt zueinander — der Wald zum Boden — das Forsthaus zum Walde — Garten, Feld und Wiese zum Häuschen. Eine Stimmung kommt heraus, wie bei Tönen, die zusammenpassen."

„Aber so recht organisch ist diese Einheit doch wohl nicht. Die Landschaftsteile sind Stücke. Aus Stücken aber läßt sich keine innige Einheit zusammensetzen."

„Stücke — der Ausdruck erinnert zu sehr an Zerstückelung. Drum paßt er bei Landschaftsteilen ebensowenig wie bei den Tönen der Musik. Würdest du

harmonische Töne etwa Stücke der Harmonie nennen? Nein! Die harmonischen Töne enthalten einander in der Anlage — verwoben sind sie, wie Glieder zu einem Leibe. Und so bilden auch die Landschaftsteile einen Organismus."

„Zum Beispiel?"

„Du bist doch Naturforscher, Oswald! Solltest dir selber Beispiele geben können. Bedenke zunächst den innigen Zusammenhang zwischen Vegetation und Boden. Dieser märkische Sand und die Kiefern, Moos, Pilze, Beeren, Farnkraut, Wacholder — paßt das nicht zueinander? Aber verstehe mich nicht etwa so, als ob ich die Einheit der Landschaft lediglich in den geologischen und vegetativen Zusammenhängen suche. Das Wasser, die Luft, die Beleuchtung spielen auch eine Rolle. So wird die Forsthauswiese vom Mondschein, von der lauen stillen Luft, vom ganzen Frühlingsweben in ein umfassendes Gefühlsschicksal getaucht."

„Gefühlsschicksal?" mäkelte Oswald.

„Allerdings!" entgegnete ich. „Was sollte denn Harmonie als Selbsterlebnis anders sein können als Gefühl, seelische Stimmung? Wenn der Chemiker zugibt, daß Stoffe wahlverwandt sind und sich dann zueinander hingezogen fühlen, so schwebt ihm ja auch ein seelisches Band vor. Solch ein Band verknüpft die Teile einer Landschaft."

„Und wie weit reicht dies Band? Wo hört es auf? Welches sind die Grenzen einer Landschaft? Soll sie eine organische Einheit sein, so muß sie sich scharf unterscheiden vom Nachbargebiete. Nun aber

gehen die Landschaften tatsächlich ineinander über. Da müßten also auch ihre Seelen verschwimmen."

„Scharfe Grenzen gibt es allerdings nicht zwischen den Landschaften — ebensowenig wie zwischen den Menschen."

„Oho!" widersprach Oswald. „Zwischen uns beiden sollte es keine scharfen Grenzen geben?"

Ich entgegnete: „Um das, was du deinen Körper nennst, rund herum schließt sich dein erweiterter Körper — ich nenne ihn Umleib. Dazu gehören Licht und Luft — und schließlich die ganze Welt . . ."

Oswald unterbrach mich: „Halt, Schwärmer! Sage mir erst, ob nicht doch eine scharfe Grenze meinen Körper vom Umleibe trennt! Die Luft zum Beispiel gehört doch nicht zu meinem Körper!"

„So? Auch nicht die Luft, die du in deine Lungen gesogen hast?"

„Soweit sie ihren Sauerstoff an mich abgegeben hat, — allerdings . . ."

„Sie fließt in dich über — und mit der ausgeatmeten Luft fließt etwas von dir in den Umleib. Die Luft ist dein erweiterter Körper — ist dein Glied, dein Werkzeug! Mit der erschütterten Luft, die von deinem Munde ausgeht, triffst du zum Beispiel dies Ohr hier und übst Einfluß auf mein Denkorgan. Die Luft ist dein verlängerter Mund — ebenso dein verlängertes Ohr. Die Luft ist aber in gleicher Weise auch mein Werkzeug, mein Glied. Und so verbindet uns beide derselbe Umleib. Aus dem Weltall wächst sowohl mein wie dein Körper hervor — weit ent-

fernte Bestandteile der Welt sind gemeinsame Glieder von uns — so die Sonne, ohne die wir beide nicht leben könnten . . . Siehst du nun, Oswald, wie undurchführbar der Versuch, unsere Körper absolut zu trennen? Und von den Seelen gilt das gleiche — sie verschwimmen ineinander. Zwischen ihnen webt es hinüber und herüber. Wie Wellen sind sie im Meer."

„So gäbe es ein umfassendes Meer, in dem die einzelnen Menschenseelen enthalten sind?"

„Seele der Menschheit magst du es nennen — Völkerseele . . ."

„Und was für ein Meer ist es, das die Landschaftsseelen umfaßt?"

„Die Erdseele — und schließlich das Allmeer, die Weltseele!"

Oswald wiegte den Kopf: „Hm! In diesem Meer also verschwimmt die Landschaftsseele — und soll doch eine besondere Einheit sein? Seltsam!"

„Nicht seltsamer, als daß jede der Zellen, die sich zum Organismus Oswald zusammenschließen, bei aller Verbindung mit dem Ganzen doch wieder eine besondere Einheit, ein gewisses Eigenleben ausmacht."

Oswald schwieg. Ich blickte in den Mond, der Lämmerwölkchen versilberte — Goethesche Klänge bebten mir durch den Sinn — ich sagte:

„Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz . . .

Da, Oswald, hast du eine Welle, die sich sonderte aus des Dichters Seele. Das Gedicht bildet eine

eigene Einheit und gehört dabei doch einer höheren umfassenden Einheit an. So auch die Landschafts-seelen. Gedichte sind sie, die der Allgeist aus sich schöpft."

„Phantasterei!" meinte Oswald. „Nicht der All-geist, dein eigener Geist ist hier schöpferisch. Er trägt Seelisches in die Landschaft hinein."

„Das wohl! Aber auch deine Seele, Oswald — was ich davon weiß — trage ich in deinen Körper hinein — aus mir — nach dem Muster meiner eigenen Seele."

„Das ist doch was anderes! Mich zu beseelen hast du ausreichenden Grund. Ich gebe dir deutliche Zeichen von meinem Innenleben — Gebärden, Laute, Worte."

„Gut! Aber auch die Landschaft spricht eine Sprache — obwohl nicht jedermann gleich verständ-lich. Ich verstehe sie — wenigstens bruchstückweise. Und eben auf Grund dieser Sprache trage ich Seele in die Landschaft hinein. Bei dir, Oswald, verfahre ich nicht anders. Nur daß ich Oswalds Sprache inniger verstehe — weil ich verwandter mit ihm bin, als mit der Landschaft."

„Da ist doch wenigstens ein Zugeständnis" — be-merkte Oswald. „Du gibst also die Möglichkeit zu, daß du die Sprache der Landschaft falsch deutest."

„Ja, aber Falsch bedeutet nur Beschränkt, Unvoll-kommen, Rückständig. Eine völlig verkehrte Deutung der Landschaft gibt es kaum. Bloß daß der Sinn dafür in den verschiedenen Menschen verschiedengradig

entwickelt ist. Übrigens wird eine bestimmte Landschaft in ihrem Grundcharakter, sagen wir in ihrem Temperament, ziemlich übereinstimmend von den Leuten empfunden. So dürfte das Temperament dieses Kiefernforstes kaum mißzuverstehen sein. Den Eindruck des Starren, Träumerischen, Grüblerischen empfindet doch wohl jedermann."

„Und du meinst, auch an und für sich wäre der Forst ein Melancholikus? Das wäre ja seltsam!"

„Wieso seltsam?"

„Das wäre eine seltsame Übereinstimmung zwischen Subjekt und Objekt!"

„Du wunderst dich darüber, daß der Forst so ist, wie er uns vorkommt? Ich finde das nicht besonders seltsam. Ich würde mich wundern, wenn es anders wäre. Daß ein Mensch das Gemüt des Forstes versteht, ist doch nicht seltsamer, als daß es in der Welt überhaupt Verständnis gibt. Daß die Landschaft mitteilt, wie ihr zumute, ist bloß ein Spezialfall. Der allgemeine Fall besteht darin, daß eine Seele die andere sympathisch beeinflußt. So wie ich das Innenleben eines Menschen, eines Tiers, einer Pflanze mitfühlend in mir nachbilden kann, so bedeutet auch die Stimmung, die eine Landschaft mir einflößt, Sympathie. Die Landschaftsseele ragt in meine Seele herein. Alles Verstehen kommt von solchem Hereinragen — vom Mitteilen des eigenen Wesens — vom Überzeugen mit dem eigenen Zeuge. Ja, es ist ein Zeugungsakt, Vermählung, Liebe. Der Verstehende versetzt sich in das fremde Wesen — nimmt es in

sich auf. Unsere überaus philosophische Sprache offenbart in diesen Ausdrücken den geheimen Vorgang."

Oswald entgegnete: „Du willst also die Landschaftsseele auf eine Stufe der Gültigkeit mit der Menschenseele stellen?"

„Insofern beide durch Sympathie erschlossen werden, allerdings! Wenn ich ein schwermütiges Menschengesicht betrachte, so werde ich selber schwermütig. Und meine Schwermut ist dann kein bloß subjektives Eingebilde, sondern Einblick ins fremde Wesen. Auch die Landschaft nun ist ein Gesicht. Wenn also der Kiefernforst auf mich einen melancholischen Eindruck macht, so tue ich einen Blick in sein Seelenleben."

„Das ist denn doch zu kühn!" meinte Oswald. „Den Ausdruck Landschaftsseele lasse ich mir gefallen, wenn man ihn symbolisch versteht, als bloßes Gleichnis. Du aber willst ihn ganz eigentlich nehmen."

„Bloß symbolisch!" spöttelte ich. „Daran erkenne ich meinen Oswald! Symbole sind ihm nur Spiel, hübsches dummes Zeug, das man beileibe nicht ernst nehmen soll. Nein, mein Lieber! Ich sehe im Symbol kein bloßes ‚Gleichsam als ob so zu sagen' — sondern etwas Wahrhaftiges, Eigentliches. Ich glaube an die Poesie — mir sind die Augen aufgegangen."

„Träumer! Spoikenkicker!"

Ich antwortete nicht. Der Wald tat sich auf — ein breiter Gestellweg ging quer. Freier flutete das Mondlicht und beleuchtete bläulich eine Gruppe Wacholderbüsche. Einer stand da, wie ein Eremit im düsteren Talar — und nickte feierlich.

Seelenzauber

Dumpfes Rauschen und Donnern erhob sich in der Ferne. Zur Eisenbahn führte der Querweg. Hinten schoß es vorbei, schnaubend, feuersprühend, eine ungeheure Drachenschlange. Langhin, triumphierend gellte ein Pfiff.

„Sieh!“ sagte Oswald stolz. „Da hast du mein Märchen! Das ist wahre Zauberei! Die hat man aber nicht deinen Feen und Undinen, deinen Landschaftsseelen abgelauscht. Man blieb eben nicht am Herde hocken, wo Großmutter Spukgeschichten erzählt...“

Ich unterbrach den Spötter: „Nicht ungerecht!“

„Ungerecht bist du — erhebst deine poetische Weltdeutung über die Wissenschaft!“ wandte er ein.

Ich protestierte: „Ich nehme nur das Aschenbrödel Poesie in Schutz vor einer bornierten Wissenschaft!“

„Borniert?“

„Ja, diese Richtung ist es! Wer prinzipiell nur äußerlich, mit den fünf Sinnen und ihren Hilfsinstrumenten das Allgeheimnis zu ergründen sucht — mag er noch so Großes leisten, wo sein Handwerkszeug am Platze ist — zu einer Weltanschauung reicht seine Einseitigkeit nicht aus. Die Innenwelt, das Seelische . . .“

„Ach mit deiner Seele!“ unterbrach er mich ungeduldig.

„Sie ist dir unbequem“, entgegnete ich. „Aber hinweg läßt sie sich nun einmal nicht leugnen, läßt sich nicht totschweigen!“

„Unfruchtbar" — meinte Oswald — „ist der Appell an das Seelische! Seele — siehst du — da fängt der Nebel an! Hier dagegen . . ." Er blieb stehen und klopfte mit seinem Stock an einen Baumstamm. „Du brave Materie! Wie bist du bestimmt und zuverlässig! Fein geduldig hältst du dem Forscher still — er kann dich mit Muße untersuchen, in Stücke zerlegen, mit dem Mikroskop vergrößern, verbrennen, in die chemischen Bestandteile auflösen, zu neuen Formen verbinden . . . Dabei lernt er wahrhaft zaubern — behext tote Klötze, daß sie Arme bekommen und Beine — zu gigantischen Helfern werden. Die Dampfmaschine, die soeben dahinsauste — tausend Zentner schleppt sie mit Windeseile . . . Siehst du, das ist ein Triumph! Und da kommt ein Waldpoet und zuckt hochmütig die Achseln und redet von bornierter Wissenschaft — ein romantischer Brunnen sei ihm lieber — Landschaftsseelen, Feen, Undinen . . . Ja sag' mal, bester Freund, wozu helfen deine Landschaftsseelen eigentlich? Kann der Sinn für sie irgendwelche Leistungen aufweisen? An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!"

„Allerdings, Oswald! Freilich springen diese Leistungen gewissen Leuten nicht so ins Auge, wie die äußere Kultur."

„Äußere Kultur? Sprichst ja wie ein Mystiker. Das Gemüt seine Welt. Da draußen das Getriebe versinkt. Maschine, Eisenbahn — apage, Satanas! Du dienst den Sinnen!"

„Das tut die Eisenbahn auch wirklich", entgegnete ich.

„Na höre mal! Siehst du denn nicht, wie sie das Volk geistig vorwärtsbringt? Wie sie den Austausch der Ideen fördert?“

„Gewiß sehe ich das! Und darin gerade finde ich die höchste Leistung aller äußern Kultur, daß sie der innern dient. Meinst du nicht auch, Oswald?“

„Na also!“ versetzte er. „Warum redest du dann so wegwerfend von der äußern Kultur?“

„Wegwerfend? Durchaus nicht! Aber die innere Kultur steht mir höher.“

„Mir auch — selbstverständlich!“ versicherte er. „Aber nun zeige doch endlich die Triumphe, die dein Liebling, die Landschaftsseele, aufzuweisen hat. Wozu ist sie nütze?. Ist dein Sinn für das Stimmungsvolle irgendwie ergiebig — experimentell verwendbar — exakt — für einen Zweig der Technik — he?“

„Allerdings, Oswald!“

„Wie? Du verstehst doch, was ich sagen will? Ich meine, die Landschaftsseelen sind ganz unberechenbare Dinger — launisch, wie alles Subjektive. Wenn ich Wasser bis auf hundert Grad Celsius erhitze, so kocht es. Und so verhält es sich regelmäßig, ohne Ausnahme. Nun aber deine Landschaftsseelen! Kann man sich verlassen auf sie, wie auf Naturgesetze? Wie auf die Dampfmaschine?“

„Das kann man!“ entgegnete ich.

Verdutzt sah mich Oswald über die Achsel an: „Da bin ich wirklich gespannt — nämlich auf das Bonmot, mit dem du dich aus der Schlinge ziehen willst. Steh mir Rede! Wie läßt sich solch eine Landschaftsseele,

sagen wir die Undine des Mühlteiches, technisch nutzbar machen? Hilft es vielleicht, wenn der Müller sie einladet: Bitte, liebe Undine, mahle mir einen Sack Korn —?"

„Dann" erwiderte ich — „wird die Undine entgegnen: Mit meinem Wasserleibe stürze ich mich auf das Mühlrad. Was ich aber sonst noch bin, was als Teichseele deinem innern Sinn erscheint, das wirkt nicht leiblich, kann also kein Korn mahlen — nur seelisch ist sein Zauber — Seele wirkt auf Seele, wie Leib auf Leib."

„Ah so, ein Gemütsmensch ist der Müller!"

„Du sagst das so spöttisch! Ja, mein lieber Oswald, was suchst du eigentlich im Leben? Ich denke doch Glück! Wo aber fühlst du das? Im Gemüte! Bist also selber Gemütsmensch — nur auf etwas andere Art. Deiner Dampfmaschine stehst du schließlich doch auch als Gemütsmensch gegenüber — schwärmst für ihre Leistungen — und warum auch nicht? Willst du körperliche Leistung, willst du die Sinne bedienen, willst du Bequemlichkeit, äußere Kultur — und die ist ja auch für die innere wichtig — gut, so wende dich an die Dampfmaschine. In dieser Hinsicht können die Landschaftsseelen freilich nicht konkurrieren. Willst du aber das Gemüt stimmen, willst du trösten, erquicken, suchst du innere Harmonie, so wende dich an die Landschaftsseelen, falls du Sinn dafür hast. Mich wenigstens durchschauert es wie Musik, wie Erfüllung einer tiefen Sehnsucht, wenn Undine mir offenbar wird. Und das ist nicht bloß künstlerischer Genuß —

das ist Vorübung der höchsten Kunst, der Lebenskunst — das ist Weltenmusik, ja kosmische Erlösung! Zuerst umfängt die Sympathie wohl nur eine Blume, eine Landschaft. Doch sie verbreitet sich über die ganze Welt — die Landschaftsseele führt zur Vertiefung in die Allseele."

„Meinetwegen, Schwärmer! Wie steht es denn aber mit der exakten Verwendung solcher Undinenleistung. Hast doch gemunkelt, zuverlässig wie Naturgesetze wirke die Landschaftsseele, sei daher für die Technik ergiebig. Hic Rhodus, hic salta! Nimm mal an, der poetische Müller käme in die Lage, zu sprechen: Ach Undine! Darf fürder nicht mehr in Schilf und Binsen harren, bis du mir erscheinst. Muß in die Stadt — da soll ich wohnen! Wie kann ich nun da deinen Zauber genießen? Wie soll ich in den öden Mauern die Stimmung finden, mit der du mich hier so oft erquickt hast? Gibt es denn gar kein Mittel, daß ich auch dort deine liebe Seele spüre? Sonst schenken Geister ihren Lieblingen doch Ringe — wenn die gerieben werden, erscheint der Geist. Schenke du mir doch auch ein Wünschelding, das dich herbeizaubert! Bitte, liebe Undine!"

„Ich soll wohl für Undine antworten?" entgegnete ich. „Gut denn! Ja, lieber Müller, sagte sie, solch eine Technik will ich dir schenken. Hier hast du einen Zauberspiegel. Schaust du hinein, so erscheint deinem Auge mein Bild. Und hier hast du auch ein Buch — das zaubert dir die Teichstimmung herbei, singt dir meine Harmonien, so oft du willst . . ."

„Ei der Tausend!" meinte Oswald. „Also eine Art Phonograph, wie?"

„Allerdings, ein Seelen-Phonograph!"

„Sieh!" sagte er triumphierend. „Da hast du dich gefangen, verwickelt in den Ranken deiner Phantasie! Wenn es wirklich solch einen Spiegel gäbe, und solch einen Seelen-Phonographen, der Stimmung herbeizaubert — gut, das wäre in der Tat eine experimentelle, exakte, technische Verwendung der Landschaftsseelen; aber . . ."

„Kein Aber, Oswald! Ich selber besitze Zauberspiegel und Zauberbuch!"

„Mach keine Witze!"

„Nein, ganz ernsthaft! Und hast du erst einen Blick in den Zauberspiegel getan, der das Bild des Mühlteiches mit all seiner Stimmungskraft vorführt, so wirst du gestehen . . . Doch warten wir ab! Gedulde dich noch zwei Monate — bis ich meinen Geburtstag feiere! Dann führe ich dir den Zauber experimentell vor."

„Den Seelenphonographen? Famos!" lachte Oswald. „Übrigens — mein Phonograph — es ist zwar nur ein ordinär physikalischer — aber er soll dir dann auch seine Künste vorführen. Habe ihn selber gebaut."

„Schön, lieber Oswald! Werde mit meiner Bewunderung nicht kargen. Aber du mußt auch meinem Zauberspiegel die gebührende Anerkennung zollen."

„Na ja!" lachte er trocken.

„Gut denn! So wären wir einig. Wenigstens zum Waffenstillstand reichen wir uns die Hand. Diese

Nacht ist auch zu schön, zu harmonisch, als daß wir ... Weißt du, wie das letzte Wort des weisen Laotse heißt? Nicht streiten!"

„Hat auch eigentlich keinen Zweck!" brummte Oswald. „Man bekehrt einander ja doch nicht!"

„Bekehren? Das ist es nicht, was ich vermisse. Wenn alle Welt sich zu einer einzigen Anschauung bekehrte — geradezu langweilig! Einander verstehen — darauf kommt es an!"

Oswald machte Halt: „Horch, die Frösche!"

„Ja, — es klingt fast wie Glockenläuten — auch wie fernes Hundegebell."

„Die so schnurren, sind Feuerkröten!"

Wir waren zum Waldesrande gelangt, wo die Moorwiese sich dehnt zum anderen Forstrevier.

„Sieh mal den Mond, Oswald!"

Glutiggelb schwamm die Scheibe in veilchenfarbenem Dufte. Darüber Silberwölkchen. Eine schwarze Wand hinten der Forst. Auf der Wiese blauer Nebel — durch seinen Schleier blinkerten zerstreute Wasserspiegel.

„Wolkenschäfchen!" sagte ich träumerisch. „Kennst du die märkische Sage von den Wolkenschäfchen? Die Seelen sind es der Lämmer, die in grauer Vorzeit von den Heidehirten ihrem treuen Mondgotte geopfert wurden. Da läßt nun manchmal der Mond seine Herde grasen auf der Aue, wo Sternlein blühen. Und wer ein feines Ohr hat, hört die Wolkenschäfchen blöken — wie Flöten klingt es und Silberglöcklein ... Ach ja, Oswald! Die alten Völker waren keine Toren. Ist auch der Mond nicht gerade ein Hirte,

so hat er doch ein Innenleben, erlebt sich selber. Was längst die Dichter sagten, was jedes Träumerauge im Monde schaut, was Liebende spüren, wenn sie in seinem Schimmer wandeln, — mir ist es gewiß, Seele ist der Mond! Wie einst, als ich Kind war, in seliger Gläubigkeit darf mein Blick hangen am sanften Lichtantlitz. Verleumder sind jene gelehrten Herren, die bloß auf Fernrohr und Retorte schwören. Für nichts als tote Schlacke halten sie den Mond, für den verödeten Schädel einer abgestorbenen Welt. Allerdings, Schlacke ist er auch! Aber nebenher noch was anderes — Gemüt! Aber freilich, wer nur mit Hebeln und mit Schrauben der Allnatur zuleibe geht, bekommt kein Gemüt zu fassen. Mit sinnlichen Werkzeugen faßt er bloß Sinnfälligkeit, Materie! Seele läßt sich einzig mit Seele spüren. Ein Spiegel ist das All — wie man hineinschaut, so schaut es heraus. Armselig, arm an Seligkeit, wer statt der Seele bloß gefühllose Stoffe, öde Kräfte darin findet."



Inhaltsverzeichnis zum ersten Bande

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

